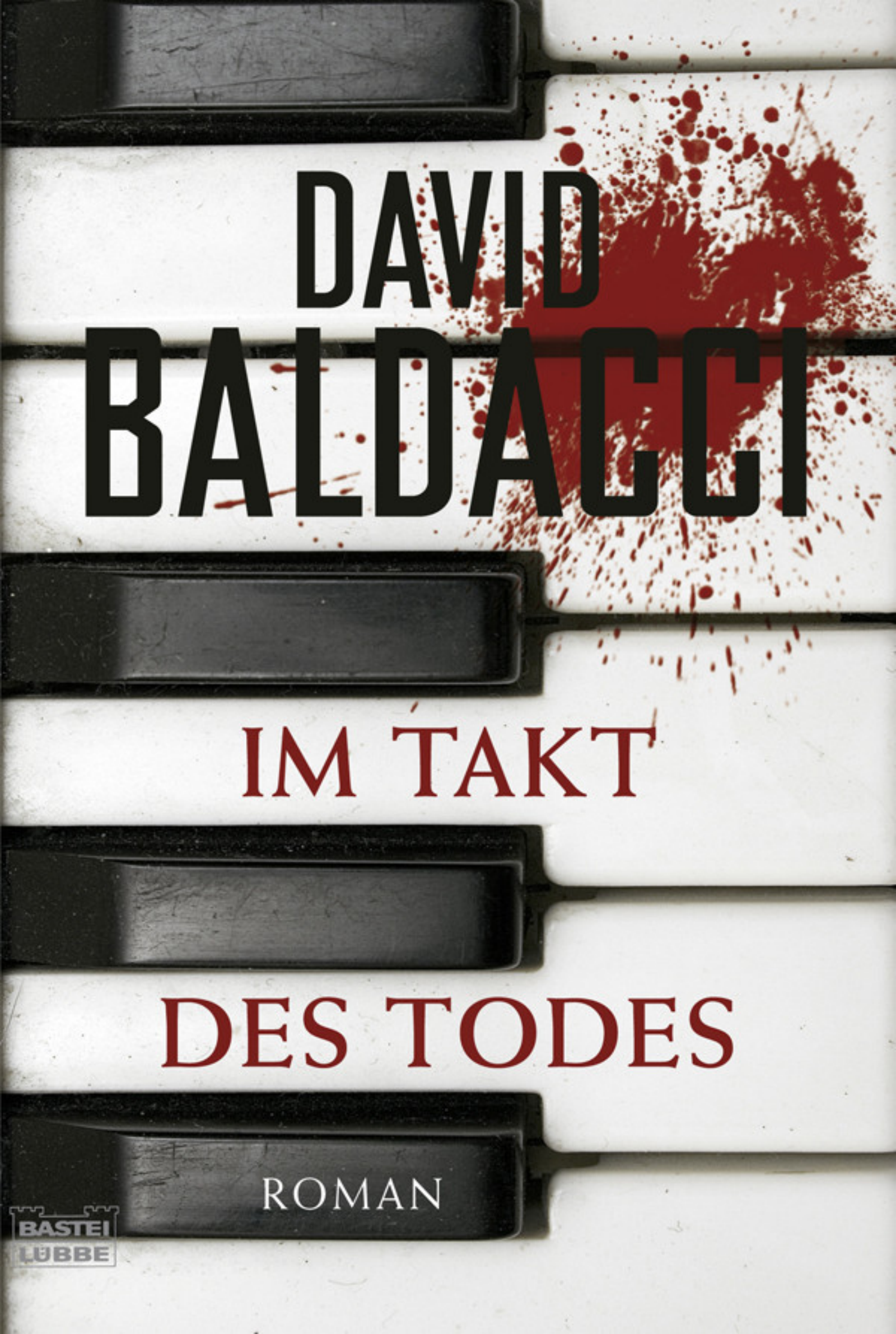


The background of the book cover is a close-up photograph of a computer keyboard. The keys are white, and the spaces between them and the keys themselves are dark. There are several large, dark red blood splatters and stains on the right side of the keyboard, extending from the top right towards the center. The text is overlaid on this background.

DAVID BALDACCI

IM TAKT

DES TODES

ROMAN

David Baldacci

Im Takt des Todes

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Rainer Schumacher

IMPRESSUM

Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

© 2007 by Columbus Rose Ltd.

Titel der englischen Originalausgabe: »Simple Genius«

Originalverlag: Warner Books

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2009 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Titelillustration: Marc G/Panther Media

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Datenkonvertierung E-Book:

hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-8387-0941-3

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Autor

Mit seinem ersten Roman, *Der Präsident*, verfilmt als *Absolute Power*, stürmte David Baldacci die internationale Thrillerszene. Seitdem sind von ihm auf Deutsch zehn weitere Romane erschienen, die alle zu Bestsellern wurden. Weltweit erschienen seine Bücher in vierzig Sprachen, mit einer Gesamtauflage von über fünfzig Millionen Exemplaren.

Nach *Im Bruchteil der Sekunde* und *Mit jedem Schlag der Stunde* ist dies ein weiterer Band in der Serie um das Ermittlerduo Sean King und Michelle Maxwell.

David Baldacci lebt mit seiner Familie in der Nähe von Washington D.C.

*Für meine treue Freundin Maureen Egen.
Mögen die Tage lang und das Meer ruhig sein.*

1.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, seinem Schöpfer gegenüberzutreten: indem man eines natürlichen Todes stirbt, indem man bei einem Unfall ums Leben kommt, indem man durch die Hand eines anderen stirbt oder indem man sich selbst ins Jenseits befördert. Doch wenn man in Washington D. C. lebt, gibt es noch eine fünfte Todesart: den politischen Tod. Auch dieses Schicksal kann einen auf verschiedenste Weise ereilen – zum Beispiel, wenn man als verheirateter Politiker mit einer Stripperin herummacht oder wenn man sich Geld in die Tasche stopft, das dem FBI gehört, oder wenn man im Weißen Haus wohnt und einen vermurksten Einbruch vertuschen will.

Michelle Maxwell zog durch die Straßen der Hauptstadt. Sie war keine Politikerin; deshalb stand ihr die fünfte Todesart nicht zur Verfügung, und darum ging es ihr auch gar nicht. Stattdessen war sie voll und ganz darauf konzentriert, sich derart zu besaufen, dass ihr am nächsten Morgen zumindest ein Teil der Erinnerungen fehlen würde. Und es gab viele Dinge, die sie vergessen wollte, vergessen *musste*.

Michelle überquerte die Straße, stieß die zerbeulte Tür der Bar auf und trat ein. Als Erstes schlug ihr Rauch entgegen, von dem der größte Teil tatsächlich von Zigaretten stammte. Die anderen Gerüche rührten von Substanzen her, die dafür sorgten, dass die Agenten der Drogenfahndung nicht arbeitslos wurden.

Ohrenbetäubend laute Musik, die Hörgeräteakustikern in ein paar Jahren lukrative Einnahmen beschern würde, verschluckte alle anderen Geräusche. Während Gläser und Flaschen klirrten, tobten sich drei Frauen auf der Tanzfläche aus. Zwei misshandelte Kellnerinnen jonglierten Tabletts durch den heruntergekommenen Schuppen, allzeit bereit, jedem eine zu scheuern, der es wagen sollte, ihnen an den Hintern zu greifen.

Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich nun auf Michelle, den

vermutlich einzigen Gast, der eine gehobene Ausbildung besaß und den anderen Besuchern dieser Kaschemme intellektuell haushoch überlegen war – was vermutlich allein schon provozierend genug war. Hinzu kam ihre attraktive Erscheinung. Doch Michelle erwiderte die Blicke der anderen Gäste mit so viel trotziger Abwehr, dass die Leute sich wieder ihren Drinks und Gesprächen zuwandten. Dass Michelle fast so gefährlich sein konnte wie ein mit Sprengstoff beladener Selbstmordattentäter, war dabei gar nicht offensichtlich – ebenso wenig, dass sie nur nach einem Grund suchte, jemandem die Zähne einzuschlagen.

Michelle fand einen Ecktisch im hinteren Teil des Schuppens, zwängte sich auf die Bank und klammerte sich an ihrem ersten Drink des Abends fest. Eine Stunde und mehrere Drinks später loderten die Flammen der Wut immer höher in ihr auf. Ihre Pupillen wurden stumpf und starr, während der Augapfel rot anlief. Michelle bedeutete der vorbeieilenden Kellnerin, ihr einen weiteren Drink zu bringen. Nun brauchte Michelle nur noch ein Ziel für ihre hassvolle Wut, die inzwischen vollständig Besitz von ihr ergriffen hatte.

Sie schluckte den letzten Tropfen Alkohol herunter, stand auf und warf sich das lange dunkle Haar in den Nacken. Systematisch ließ sie den Blick durch den Raum schweifen, auf der Suche nach dem geeigneten Opfer. Es war eine Technik, die ihr der Secret Service so lange eingebläut hatte, bis sie ihr in Fleisch und Blut übergegangen war.

Es dauerte nicht lange, und Michelle hatte den Mann ihrer sich herauskristallisierenden Albträume gefunden. Er war einen Kopf größer als alle anderen in der Spelunke, und dieser Kopf war schokoladenbraun, kahl und glatt. In den beiden dicken Ohrläppchen baumelte ein ganzes Bündel goldener Ringe. Der massige Oberkörper und die breiten Schultern waren muskelbepackt, der Stiernacken hart und sehnig. Er trug Baggypants in Tarnfarben, schwarze Militärstiefel und ein grünes Armee-T-Shirt, aus dem die dicken Arme ragten. Der Bursche stand da, nippte am Bier, wiegte den massigen Kopf im Takt der Musik und formte den dämlichen Text mit den Lippen. Genau so einen Kerl suchte

Michelle.

Sie stieß einen grinsenden Typen beiseite, der sie anquatschen wollte, ging auf den kahlköpfigen Hünen zu und tippte ihm auf die Schulter. Es fühlte sich an, als berührte sie einen Granitblock. Dieser Bursche war genau richtig. Heute Abend würde Michelle Maxwell einen Mann töten – *diesen* Mann, um genau zu sein.

Der Bursche drehte sich um, nahm die Zigarette aus dem Mund und trank einen Schluck Bier. Das Glas verschwand beinahe in seiner Pranke.

»Was gibt's, Süße?«, fragte der Mann, blies gelassen einen Rauchring an die Decke und beäugte Michelle von oben bis unten.

Das wirst du gleich sehen, Süßer.

Michelles Fuß knallte mit vernichtender Wucht an das Kinn des Mannes. Es war hart wie Beton, sodass eine Schmerzwelle von ihren Zehen bis ins Becken schoss. Der Mann taumelte zurück und riss dabei zwei kleinere Kerle um. Dann fing er sich und warf sein Bierglas nach ihr. Es verfehlte sein Ziel, Michelles zweiter Tritt jedoch nicht. Der Mann klappte zusammen, als ihm die Luft aus den Lungen getrieben wurde. Einen Sekundenbruchteil später versetzte Michelle ihm einen derart wuchtigen Kick gegen den Schädel, dass sie glaubte, das Knirschen der Halswirbel über den Lärm der Musik hinweg hören zu können. Der Mann kippte zurück, eine Hand an den blutigen Kopf gedrückt, die Augen voller Panik und weit aufgerissen vor Schreck über Michelles brutale Kraft, Schnelligkeit und Präzision.

Gelassen musterte Michelle den dicken, zitternden Hals des Mannes. Wohin sollte sie als Nächstes treten? Gegen die Kehle? Die Halsschlagader? Oder unter die Rippen, um sein Herz zum Stillstand zu bringen? Doch der Mann schien keinen Kampfeswillen mehr zu haben.

Komm schon! Du bist doch stark wie ein Ochse. Enttäusche mich nicht!

Jetzt bin ich schon so weit gegangen.

Die Menge war zurückgewichen – mit Ausnahme einer Frau, die von der Tanzfläche gerannt kam und den Namen ihres halb bewusstlosen Freundes schrie. Sie zielte mit einer fleischigen Faust auf Michelles Kopf, doch Michelle wich dem Angriff lässig aus, packte den Arm der Frau, bog ihn ihr auf den Rücken und versetzte ihr einen Stoß. Die Frau segelte nach vorn und stieß einen Tisch mitsamt den daran sitzenden Gästen um.

Michelle wandte sich wieder dem schwarzen Hünen zu, der nach vorn gebeugt dastand, schwer atmete und sich den Bauch hielt. Unvermittelt stürzte er sich brüllend auf sie, doch sein Ansturm wurde von einem vernichtenden Tritt in sein Gesicht zum Stehen gebracht, gefolgt von einem Ellbogenstoß in die Rippen. Michelle beendete die Kombination mit einem sauberen Seitwärtstritt, der dem Kerl den Knorpel aus dem linken Knie hämmerte. Schreiend vor Schmerz fiel er zu Boden. Der Kampf war zu einer brutalen, blutigen Kneipenschlägerei geworden. Die Zuschauermenge wich ein paar Schritte zurück und beobachtete in stummer Faszination, wie Goliath von David zur Schnecke gemacht wurde.

Der Barman hatte die Cops bereits alarmiert. In einer Kaschemme wie dieser war die 911 die einzige Nummer auf der Schnellwahltaste – neben der des Hausanwalts. Doch wie es aussah, würde die Polizei wohl nicht rechtzeitig erscheinen.

Es gelang dem Hünen, sich auf seinem unverletzten Bein aufzurichten. Blut strömte ihm übers Gesicht. Der Hass in seinen Augen sagte alles, was gesagt werden musste: Entweder tötete Michelle ihn – oder er sie.

Michelle hatte den gleichen Gesichtsausdruck bisher noch bei jedem Hurensohn gesehen, dem sie das männliche Ego aus dem Leib geprügelt hatte, und die Liste ihre Opfer war beeindruckend lang. Allerdings hatte sie bis jetzt nie einen Kampf auf diese Weise angefangen. Für gewöhnlich begann es damit, dass ein Kerl sich an sie heranmachte –

trotz ihrer unmissverständlichen Hinweise, sich zu verziehen. Wenn so etwas geschah, endete es jedes Mal damit, dass der Mann am Boden lag, meist mit dem Abdruck von Michelles Stiefelsohle am verbeulten Schädel.

Die Klinge zischte auf Michelle zu, kaum dass der Fleischberg sie aus der Tasche gezogen hatte. Michelle war enttäuscht, sowohl über die Waffenwahl als auch über den schwachen Stoß. Mit einem gut gezielten Tritt, der dem Mann einen Finger brach, ließ sie das Messer durch die Luft fliegen.

Der Mann wich zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Theke stieß. Jetzt sah er gar nicht mehr so groß aus. Michelle war zu schnell, zu geschickt; seine Größe und seine Muskeln waren bei einer solchen Gegnerin nutzlos.

Michelle wusste, dass sie ihn mit dem nächsten Schlag oder Tritt töten könnte: ein gebrochenes Rückgrat, eine zerrissene Arterie ... In jedem Fall würde es den Kerl sechs Fuß unter die Erde bringen. Und seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, wusste er es.

Ja, Michelle konnte ihn töten und so vielleicht die Dämonen in ihrem Innern vernichten.

Der Hüne schlug müde nach seiner Gegnerin. Michelle wich mit Leichtigkeit aus. Dann trat sie ein weiteres Mal zu, zielte diesmal auf den Unterleib des Mannes. In diesem Augenblick zerbrach etwas in ihr mit solcher Wucht, dass sie beinahe ihren Mageninhalt auf den von Stöckelschuhen zerkratzten Boden entleert hätte. Der Sekundenbruchteil des Zögerns genügte dem Mann, mit seiner großen Pranke Michelles Fußgelenk zu packen. Dass er seine wendige, schnelle Gegnerin endlich erwischte hatte, schien ihm neue Kräfte zu verleihen. Brüllend schleuderte er Michelle über den Tresen in ein Regal mit Wein- und Whiskyflaschen. Die Menge tobte und skandierte: »Mach die Schlampe kalt! Mach die Schlampe kalt!«

Der Barmann schrie vor Wut, als sein Inventar auf den Boden spritzte, verstummte aber sofort, als der Fleischberg über den Tresen kletterte und ihm einen brutalen Kinnhaken verpasste. Dann packte der Kerl die benommene Michelle und rammte ihr Gesicht in den Spiegel, der über den zerbrochenen Flaschen hing, bis das Glas zerbarst. Noch immer voller Wut, stieß er ihr sein Knie in den Magen und warf sie dann in die Zuschauermenge auf der anderen Seite der Theke. Michelle schlug hart auf dem Boden auf und blieb mit blutigem Gesicht liegen. Ihr Körper zuckte krampfhaft.

Die Zuschauer sprangen zurück, als die schweren Stiefel des Riesen krachend neben Michelles Kopf landeten. Er packte sie an den Haaren, riss sie in die Höhe, und dann hing sie dort schlaff wie ein Jo-Jo, dessen Schwung aufgebraucht war. Der Hüne musterte Michelles kraftlose Gestalt; offenbar dachte er darüber nach, wie er ihr als Nächstes wehtun konnte.

»Ins Gesicht! Schlag ihr in die Fresse, Rodney! Hau ihr die Zähne ein!«, kreischte seine Freundin, die sich inzwischen aufgerappelt hatte und die Bier- und Schnapsflecken auf ihrem Kleid abwischte.

Rodney nickte und riss seine große schwarze Faust zurück.

»Na los! Schlag ihr die Fresse ein, Rodney!«, schrie seine Freundin wieder.

»Mach die Schlampe kalt!«, brüllte die Menge, wenn auch nicht mehr ganz so enthusiastisch. Die Leute fühlten, dass der Kampf so gut wie vorbei war und dass sie sich bald wieder ihren Drinks und Zigaretten zuwenden konnten.

Michelles Arm bewegte sich so schnell, dass Rodney noch nicht einmal zu bemerken schien, dass er in der Nierengegend getroffen war, bis sein Hirn ihm sagte, dass furchtbare Schmerzen durch seinen Körper schossen. Rodneys Wutschrei übertönte sogar die Musik, die noch immer aus den Lautsprechern dröhnte. Dann traf seine Faust Michelles

Kopf und schlug ihr einen Zahn aus. Noch einmal hieb er zu. Blut spritzte Michelle aus Nase und Mund. Rodney holte gerade zum entscheidenden Schlag aus, als die Cops die Tür eintraten und mit vorgehaltenen Waffen in die Kneipe stürmten.

Michelle bekam nicht mehr mit, wie die Polizisten für Ordnung sorgten und ihr das Leben retteten. Eine Sekunde nach Rodneys letztem Schlag hatte sie das Bewusstsein verloren, in der festen Überzeugung, nie wieder zu erwachen.

Ihr letzter Gedanke war: *Leb wohl, Sean.*

2.

Im verblässenden Licht blickte Sean King auf den ruhigen Fluss hinaus. Mit Michelle stimmte etwas nicht, und er hatte keine Ahnung, wie er darauf reagieren sollte. Seine Partnerin wurde von Tag zu Tag depressiver; die Melancholie war ihr inzwischen zur zweiten Natur geworden.

Angesichts dieser beunruhigenden Entwicklung hatte Sean vorgeschlagen, wieder nach Washington D. C. zu ziehen und noch einmal von vorne anzufangen; doch der Tapetenwechsel hatte nichts geholfen. Und da Geld und Arbeit im hart umkämpften District of Columbia dünn gesät waren, hatte Sean die Großzügigkeit eines Kumpels in Anspruch nehmen müssen. Dieser Freund hatte als privater Sicherheitsberater ein Vermögen gemacht und seine Firma dann für gutes Geld an ein multinationales Unternehmen verkauft.

Zurzeit wohnten Sean und Michelle im Gästehaus der Villa dieses Freundes, südlich von Washington am Fluss gelegen. Zumindest wohnte Sean dort, denn Michelle hatte sich seit mehreren Tagen nicht blicken lassen. Sie ging nicht einmal mehr an ihr Handy. Als sie zum letzten Mal nach Hause gekommen war – wieder mitten in der Nacht –, war sie sturzbetrunken gewesen, sodass Sean ihr heftige Vorhaltungen gemacht hatte, sich in diesem Zustand hinter das Steuer gesetzt zu haben. Am nächsten Morgen war Michelle sang- und klanglos verschwunden.

Sean strich mit dem Finger über Michelles Wettkampf-Ruderboot, das an einer Klampe am Steg vertäut war. Michelle war die geborene Sportlerin. Sie hatte bei den olympischen Ruderwettkämpfen eine Medaille im Einer gewonnen, hielt sich mit geradezu fanatischer Besessenheit fit und besaß Schwarze Gürtel in mehreren Kampfsportarten, was es ihr erlaubte, Gegner auf verschiedene, sehr schmerzhaft Art und Weise auf die Bretter zu schicken.

Doch Michelle hatte das Ruderboot nicht angerührt, seit sie

hierhergekommen waren. Sie war auch nicht mehr auf dem Fahrradweg in der Nähe joggen gewesen oder hatte sonst ein Interesse an sportlicher Aktivität gezeigt. Schließlich hatte Sean sie gedrängt, sich professionelle Hilfe zu holen.

»Wo denn? Mir gehen allmählich die Optionen aus«, hatte sie mit einer Härte erwidert, die Sean überrascht hatte. Er wusste, dass sie impulsiv war. Oft handelte sie aus dem Bauch heraus, und das konnte einen unter Umständen das Leben kosten.

Und so schaute Sean nun zu, wie der Tag sich seinem Ende zuneigte, und fragte sich, ob es Michelle gut ging.

Sehr viel später, als er noch immer auf dem Steg saß, drangen Lärm und Geschrei an seine Ohren. Es erschreckte ihn nicht – es nervte ihn. Langsam stand er auf und machte sich auf den Weg über die Holztreppe zum Haus, fort von der Stille des Flusses.

Am Gästehaus neben dem Swimmingpool blieb Sean kurz stehen, um sich einen Baseballschläger zu schnappen und sich Baumwollstöpsel in die Ohren zu stecken. Sean King war ein kräftiger Mann, eins neunzig groß und über neunzig gut trainierte Kilo schwer, aber war Mitte vierzig, seine lädierten Knie schmerzten, und immer öfter machte sich eine alte Verletzung in der rechten Schulter bemerkbar. Deshalb benutzte er jetzt jedes Mal den Schläger. Und die Ohrstöpsel. Auf dem Weg zur Villa schaute er über den Zaun und bemerkte die alte Frau, die aus dem Dunkeln zu ihm herüberstarrte, die Arme vor der Brust verschränkt, die Stirn missbilligend in Falten gelegt.

»Ich gehe rauf, Mrs. Morrison«, sagte Sean, hob seine hölzerne Waffe und zog einen der Ohrstöpsel heraus, als er sah, dass die Frau etwas erwiderte.

»Das ist jetzt schon das dritte Mal diesen Monat«, sagte sie wütend.
»Beim nächsten Mal rufe ich sofort die Polizei!«

»Lassen Sie sich nicht davon abhalten. Schließlich ist es ja nicht so, als würde ich dafür bezahlt, die Knochen hinzuhalten.«

Sean steckte sich den Stöpsel wieder ins Ohr und näherte sich dem großen Haus von hinten. Es war erst zwei Jahre alt – eine jener Villen, die auf einem Grundstück standen, das ein Rancher für einen Apfel und ein Ei verkauft hatte. Die Eigentümer waren nur selten hier. Sie zogen es vor, im Sommer mit ihrem Privatjet in die Hamptons zu fliegen und den Winter in ihren Palästen in Palm Beach zu verbringen. Das hielt ihren Sohn und dessen hochnäsige College-Freunde jedoch nicht davon ab, die Villa regelmäßig heimzusuchen.

Sean ging an den Porsches und Mercedes der Jünglinge vorbei und stieg die Steintreppe hinauf in die weitläufige Küche. Selbst mit den Ohrstöpseln, die den Lärm dämpften, war die Musik so laut, dass Sean jedes Wummern des übersteuerten Basses bis auf die Knochen spürte.

»He!«, rief er über die Musik hinweg, während er sich durch die herumwirbelnden Neunzehnjährigen drängte. »He!«, brüllte er noch einmal. Niemand schenkte ihm auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Aber deshalb hatte er ja den Schläger mitgenommen. Er ging zu der improvisierten Bar auf der Kücheninsel, stellte sich in Position und machte ein paar Probeschläge wie im Yankee Stadium. Dann räumte er mit dem ersten Schlag die eine Hälfte der Bar ab, mit dem zweiten Schlag die andere.

Die Musik verstummte abrupt, und die Kids wandten sich ihm endlich zu, obwohl die Hälfte von ihnen viel zu bekifft zu sein schien, als dass sie Interesse an ihm gehabt hätten. Einige der leichtbekleideten Mädchen kicherten, während ein paar der hemdlosen Knaben die Fäuste ballten und Sean grimmig anstarrten.

Ein anderer Jüngling, groß, stämmig und mit gewelltem Haar, stürmte heran.

»Was is' 'n hier los?« Er blieb unvermittelt stehen, als sein Blick auf die

zerschmetterte Bar fiel. »Verdammt noch mal!«, rief er. »Dafür wirst du bezahlen, King!«

»Nein, werde ich nicht, Albert.«

»Ich heiße Burt!«

»Okay, Burt, rufen wir deinen Vater an. Mal sehen, wie der darüber denkt.«

»Du kannst nicht immer wieder hier reinkommen und so eine Scheiße abziehen.«

»Meinst du mit ›Scheiße‹, dass ich eine Versammlung reicher Arschlöcher davon abhalte, das Haus deiner Eltern in Schutt und Asche zu legen?«

»He, Alter, das nehme ich persönlich«, sagte eines der Mädchen, das auf Pfennigabsätzen balancierte und ein enges, bauchfreies T-Shirt trug, das aber auch gar nichts mehr der Fantasie überließ.

Sean schaute sie an. »Wirklich? Was denn? Das ›Reich‹ oder das ›Arschloch‹? Bei dem Fummel, den du da trägst, kann ich deins übrigens sehen.«

Sean drehte sich wieder zu Albert um. »Lass es mich dir klar und deutlich erklären, *Burt*: Dein Vater hat mir erlaubt, hier auszufegen, wenn ich den Eindruck habe, dass etwas aus dem Ruder läuft.« Er hob den Schläger. »Das ist mein Besen, und ich hab das Urteil vollstreckt.« Er starrte die anderen an. »Und jetzt macht, dass ihr hier rauskommt, bevor ich die Cops rufe.«

»Die Cops werden uns höchstens sagen, dass wir die Musik leiser stellen sollen«, schnaubte Burt.

»Nicht, wenn denen jemand steckt, dass hier Drogen konsumiert, Sex

mit Minderjährigen getrieben und Alkohol gesoffen wird.« Sean ließ den Blick über die Teenager schweifen. »Wie würde es wohl aussehen, wenn man euch einbuchtet? Ob Mami und Papi euch dann die Schlüssel vom Cabrio wegnehmen und vorerst alle Partys streichen?«

Nach dieser Bemerkung war der Raum halb leer. Die andere Hälfte der Gäste verschwand, nachdem Burt sich auf Sean gestürzt und dafür den Schläger in die Magengrube bekommen hatte. Sean packte den Jungen am Kragen und riss ihn vom Boden hoch.

»Mir wird schlecht«, stöhnte Burt. »Scheiße, wird mir schlecht ...«

»Tief durchatmen«, sagte Sean. »Und versuch das nicht noch mal.«

Als Burt sich wieder halbwegs erholt hatte, sagte er: »Das wirst du mir büßen.«

»Wie du meinst. Aber jetzt wirst du hier erst mal aufräumen.«

»Einen Scheißdreck werde ich!«

Seans Hand schnappte zu, und er drehte dem Jungen den Arm auf den Rücken. »Entweder räumst du auf, oder wir beide machen eine Spritztour zur Polizeiwache.« Sean deutete mit dem Schläger auf die Trümmer der Bar. »Ich komme in einer Stunde wieder, um mir deine Fortschritte anzusehen, *Albert*.«

Doch Sean kam nicht in einer Stunde wieder. Fünfundvierzig Minuten später erhielt er einen Anruf auf dem Handy: Michelle lag schwer verletzt im Krankenhaus. Obendrein stand sie unter der Anklage der schweren Körperverletzung und der Sachbeschädigung.

Auf dem Weg zum Auto hätte Sean fast die Haustür eingetreten.

3.

Sean betrachtete Michelle, die bewusstlos im Krankbett lag, und wandte sich mit fragendem Blick zu dem Arzt um. »Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte der. »Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Sie hat eine Gehirnerschütterung, aber der Schädel ist nicht gebrochen, und auf den Röntgenaufnahmen war kein Blutgerinnsel zu sehen. Allerdings hat sie einen Zahn verloren, zwei Rippen sind gebrochen, und sie hat am ganzen Körper Blutergüsse. Wenn sie aufwacht, wird sie trotz der Medikamente ziemliche Schmerzen haben.«

Sean konzentrierte sich auf den einzigen Gegenstand, der hier völlig fehl am Platze wirkte: die Handschelle an Michelles rechtem Handgelenk, die sie ans Bettgestell kettete. Und dann war da noch der fette Cop vor der Tür, der Sean nach Waffen durchsucht und gesagt hatte: »Sie haben zehn Minuten.«

»Was ist überhaupt passiert?«, fragte Sean.

»Ihre Freundin ist in eine Bar gegangen und hat mit einem Mann eine Schlägerei angefangen – einem verdammt großen Mann.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil dieser Mann gerade ein Stück den Gang hinunter medizinisch versorgt wird.«

»Und *sie* hat den Streit angefangen?«

»Ich nehme es an. Deshalb trägt sie ja die Handschellen. Obwohl sie nicht in einem Zustand ist, dass sie fliehen könnte. Aber der Mann hat auch ganz schön was abbekommen. Ihre Freundin muss einen verdammt harten Schlag haben.«

»Sie haben ja keine Ahnung ...«, murmelte Sean vor sich hin.

Nachdem der Arzt gegangen war, trat Sean näher an das Bett heran.

»Michelle? Michelle, kannst du mich hören?«

Ein leises Stöhnen war die einzige Antwort. Leise verließ Sean das Zimmer und starrte dabei auf die Handschellen.

Es dauerte nicht lange, bis er die ganze Geschichte herausgefunden hatte. Sean hatte einen Kumpel, einen Detective bei der Polizei von D. C., und der suchte die Akte heraus und berichtete ihm.

»Sieht so aus, als würde der Kerl Anzeige erstatten«, informierte der Detective ihn übers Telefon.

»Und deine Leute sind sicher, dass Michelle nicht provoziert wurde?«

»Gut fünfzig Zeugen schwören, dass sie den Kerl angegriffen hat. Was hat sie überhaupt in diesem Teil von D. C. gemacht, Sean? Wollte sie Selbstmord begehen?«

Wolltest du Selbstmord begehen, Michelle?

Auf dem Krankenhausflur traf Sean mit Rodney dem Riesen zusammen. Seine Freundin war bei ihm. Sie versuchte noch immer, die Flecken aus ihrem Kleid zu bekommen.

»Sie hätten die Frau beinahe totgeschlagen«, sagte Sean.

»Das kümmert uns einen Dreck!«, keifte die Frau.

»Ich werde das Miststück verklagen, dass ihr Hören und Sehen vergeht!«, brüllte Rodney.

»Verdammt richtig«, zischte seine Freundin. »Die Schlampe! Gucken

Sie sich mein Kleid an!«

»Bei ihr ist nichts zu holen«, erklärte Sean. »Sie können ihren Wagen haben, aber der hat hunderttausend Meilen auf dem Tacho.«

Die Freundin sagte: »Schon mal was von Pfändung gehört? Wir holen uns ihr Gehalt für die nächsten zwanzig Jahre. Mal sehen, wie ihr das gefällt!«

»Sie bekämen höchstens einen Teil ihres Gehalts, nur hat sie leider keinen Job. Wahrscheinlich werde ich sie sofort wieder in die Anstalt bringen, sobald sie hier raus ist.«

»Anstalt? Was für eine Anstalt?«, fragte die Freundin und hörte auf, an ihrem Kleid zu reiben.

»St. Elizabeth's. Sie wissen schon ... für Leute mit psychischen Problemen.«

»Wollen Sie damit sagen, sie ist 'ne Irre?«, fragte die Frau ängstlich.

»Ich glaube diesen Scheiß nicht!«, schimpfte Rodney. »Das Miststück hat mich angegriffen!«

Sean beäugte Rodney, sprach aber zu seiner Freundin. »Glauben Sie wirklich, dass jemand, der noch alle Tassen im Schrank hat, sich auf einen Burschen wie Ihren Freund stürzen würde? Noch dazu eine Frau?«

»Verdammt, da ist was dran«, sagte Rodney. »Der Mann könnte recht haben. Ich meine ... um so was zu tun, muss sie wirklich einen an der Mütze haben. Stimmt's, Baby?«

»Das ist ja alles gut und schön, aber von *irgendjemand* will ich Knete«, sagte die Frau und stemmte die Hände in die Hüfte. »Oder die kleine Karateschlampe mit ihrem knochigen weißen Arsch wandert in den Knast.«

»Okay«, sagte Sean, »ein bisschen Geld kann ich vermutlich auftreiben.«

»Wie viel?«, fragte die Frau gierig.

Sean rechnete rasch nach, was er noch auf dem Konto hatte.

»Zehntausend, aber das ist eine großzügige Schätzung. Damit lassen sich Ihre Arztrechnungen bezahlen, und Ihnen bleibt noch genug, um die ganze Sache zu vergessen.«

»Zehn Riesen? Halten Sie mich für bescheuert? Ich will fünfzigtausend!«, keifte die Frau. »Der Doc sagt, Rodney braucht eine Kniearthroskopie. Und dieses Weib hat ihm den Finger gebrochen.«

»Ich habe keine fünfzigtausend.«

»Na gut. Fünfundvierzig. Aber keinen Cent weniger!«, sagte die Frau.

»Sonst gehen wir vor Gericht, und Ihre Freundin kann die nächsten Jahre eine Aggressionstherapie im Knast machen.«

»Okay, fünfundvierzig«, sagte Sean. Damit waren seine gesamten Reserven aufgebraucht.

»Und die Bar ist auch im Eimer«, erklärte Rodney. »Der Besitzer will den Schaden ersetzt haben.«

»Der Mann bekommt fünfzehnhundert. Und das ist mein letztes Angebot.«

Früh am nächsten Morgen wurde die Angelegenheit noch vor Seans Besuch im Krankenhaus geklärt. Der Staatsanwalt schloss den Fall ab, als Rodney ihm sagte, er würde keine Anklage erheben. Als der Hüne dann seinen Scheck zusammenfaltete, sagte er: »Eines muss ich der Kleinen lassen. Sie hätte mich fast geschafft, aber ...«

»Aber?«

Rodney zuckte mit den Schultern. »Sie hatte mich schon so gut wie erledigt, aber genau in dem Moment, als sie mir den Rest geben konnte, ging ihr Kick daneben, und ich hab den Spieß umgedreht. Es war seltsam ... fast so, als *wollte* sie von mir zusammengeschlagen werden. Aber Sie haben ja selbst gesagt, dass die Frau verrückt ist.«

Sean eilte ins Krankenhaus zurück. Er wollte nicht, dass Michelle mit Handschellen aufwachte.

4.

Michelle war zäh genug, dass sie sich rasch von den Verletzungen erholte, zumindest von den körperlichen Schäden. Die Nachwirkungen der Gehirnerschütterung verebbten, die Rippen verheilten, und ihr ausgeschlagener Zahn wurde durch ein Implantat ersetzt. Sean hatte sich in einem Motel in der Nähe des Krankenhauses einquartiert und besuchte Michelle jeden Tag. Dann aber ergab sich ein neues Problem: Als Sean sie aus dem Krankenhaus nach Hause brachte, waren die Schlösser am Gästehaus ausgetauscht worden, und ihre Koffer standen gepackt auf der Terrasse.

Sean rief seinen Freund an, den Besitzer des Hauses. Ein Fremder nahm das Gespräch entgegen. Sean könne von Glück reden, sagte er, dass der Hausbesitzer ihn nicht verklage, weil er dessen Sohn mit einem Baseballschläger angegriffen habe. Ehe der Mann auflegte, fügte er hinzu, dass Sean nicht versuchen solle, sie noch einmal zu kontaktieren.

Sean schaute zu Michelle auf dem Beifahrersitz. Ihr Blick war leer, und das lag nicht allein an den Schmerzmitteln.

»Hör mal, Michelle«, sagte Sean, »wir ... äh, wir müssen woanders hin. Ich hatte ganz vergessen, dass mein Freund sein Gästehaus renovieren lässt.«

Michelle reagierte nicht, blickte nur stumm zum Fenster hinaus. Sie schien von nichts und niemandem Notiz zu nehmen.

Sean fuhr zu einem Motel und nahm ein Doppelzimmer. Er hatte Bargeld von der Bank geholt; an seinen Kontostand wollte er lieber gar nicht denken. Zum Abendessen holte Sean sich etwas beim Chinesen, während Michelle wegen ihres geprellten Kiefers und dem frisch implantierten Zahn nur Flüssiges zu sich nehmen konnte.

Sean saß an ihrem Bett, auf dem sie lag, die Beine an den Leib gezogen.

»Ich muss deine Verbände wechseln«, sagte er. »Okay?«

Michelle hatte oberflächliche Wunden am Kinn und an der Stirn, die noch immer sehr empfindlich auf Berührungen reagierten, und so zuckte sie zusammen, als Sean die alten Verbände abnahm.

»Tut mir leid.«

»Ach ja?«, sagte sie mit so scharfer Stimme, dass Sean erschrak. Er schaute ihr in die Augen, doch sie hatten bereits wieder den leeren Ausdruck angenommen.

»Wie geht es deinen Rippen?«, fragte er, um das Gespräch in Gang zu halten, doch Michelle drehte sich von ihm weg.

Als er fertig war, fragte er: »Brauchst du sonst noch was?« Keine Antwort. »Michelle, wir müssen darüber reden.«

Als Antwort rollte sie sich wieder auf dem Bett zusammen.

Sean stand auf und ging im Zimmer auf und ab, in der Hand eine Flasche Bier. »Warum hast du dich mit einem Kerl angelegt, der aussieht, als könnte er einen Grizzly zusammenschlagen?«

Schweigen.

Sean unterbrach seine unruhige Wanderung. »Es kommen wieder bessere Zeiten, Michelle. Ich habe ein paar Jobs in Aussicht«, log er. »Na, was sagst du? Fühlst du dich jetzt besser?«

»Hör auf damit, Sean.«

»Womit? Optimistisch zu sein und dir ein bisschen Hoffnung zu machen?«

Ein Grunzen war Michelles einzige Antwort.

»Wenn du noch einmal in so eine Kaschemme gehst und so einen Blödsinn machst, wird irgendein Kerl eine Knarre ziehen und dir ein Loch in den Kopf jagen, und das war's dann.«

»Gut!«

»Was ist nur mit dir los?«

Michelle stolperte ins Badezimmer und verschloss die Tür. Sean hörte sie würgen.

»Michelle? Was ist? Brauchst du Hilfe?«

»Lass mich in Ruhe, verdammt!«, rief sie.

Sean verließ das Zimmer, setzte sich an den Pool des Motels, ließ die Füße ins warme Wasser baumeln und atmete die chlorhaltige Luft, während er sein Bier trank. Es war ein schöner Abend, und um dem Ganzen noch die Krone aufzusetzen, war gerade eine knackige Zwanzigjährige in den Pool gesprungen, mit einem Bikini, der so klein war, dass man ihn kaum als Bekleidung bezeichnen konnte. Mit kräftigen Zügen schwamm sie ihre Bahnen. Bei der vierten Bahn hielt sie an und trat Wasser vor Sean, wobei ihre üppigen Brüste auf und ab wippten. »Lust auf ein Wettschwimmen?«

»Wenn es danach geht, was ich bis jetzt von Ihnen gesehen habe, dürfte ich keine Konkurrenz für Sie sein.«

»Da sollten Sie mal sehen, wenn ich richtig loslege. Ich gebe Ihnen gern Unterricht. Übrigens, ich bin Jenny.«

»Danke für das Angebot, Jenny, aber ich muss leider ablehnen.«

Sean stand auf und ging. Hinter sich hörte er Jenny enttäuscht seufzen.

»Warum erwische ich jedes Mal die netten *schwulen* Typen?«

»Verdammt«, murmelte Sean vor sich hin, »und dabei war es ein so schöner Tag.«

Als er ins Zimmer zurückkam, schlief Michelle. Er legte sich auf das andere Bett und schaute sie an.

Zwei weitere Tage vergingen, ohne dass eine Besserung eintrat. Sean traf eine Entscheidung. Was immer Michelle quälte – er hatte nicht die Möglichkeiten, ihr zu helfen. Freundschaft, und wenn sie noch so tief war, konnte keine verletzte Seele heilen. Aber Sean kannte jemanden, der vielleicht helfen konnte.

5.

Am nächsten Morgen rief Sean einen alten Freund in Virginia an, Horatio Barnes, einen Psychiater. Barnes war Mitte fünfzig, trug Pferdeschwanz und einen zotteligen Spitzbart, bevorzugte ausgewaschene Jeans und schwarze T-Shirts und fuhr eine alte Harley. Sein Spezialgebiet waren Rat und Hilfe für Gesetzeshüter, die aufgrund ihres stressigen Jobs psychische Probleme hatten. So hatten die beiden Männer sich auch kennengelernt.

Sean berichtete Horatio von dem Vorfall in der Bar und von seinem Gespräch mit Rodney dem Riesen. Er machte einen Termin und brachte Michelle unter dem Vorwand zu ihm, einem Arzt ihre Verletzungen zeigen zu wollen.

Horatio Barnes' Büro befand sich in einem verlassenen Lagerhaus und war groß und luftig. Unter einer Reihe schmutziger Fenster stapelten sich Bücher auf dem Fußboden. Der Schreibtisch bestand aus Sägeblöcken, über die Barnes eine Tür gelegt hatte, die nun als Platte diente. Die schwarze Harley stand in einer Ecke.

»Würde ich die Maschine in diesem Viertel draußen stehen lassen, wäre sie in null Komma nichts verschwunden«, sagte er mit einem breiten Lächeln. »Okay, Sean, raus mit dir. Michelle kann dich hier drin nicht gebrauchen, wenn sie mir alles über sich erzählt.« Gehorsam ließ Sean die beiden allein und wartete in dem kleinen, vollgepackten Vorzimmer. Nach einer Stunde kam Horatio heraus. Michelle saß noch immer in seinem Büro.

»Sie hat ein paar ernste Probleme«, sagte Horatio.

»Wie ernst?«

»Ernst genug, um sie in stationäre Behandlung zu geben.«

»O Gott«, sagte Sean bestürzt. »Soll das heißen, sie ist eine Gefahr für sich und andere?«

»Ich glaube, sie ist nicht zuletzt deshalb in die Bar gegangen, um den Tod zu finden.«

Sean zuckte unwillkürlich zusammen. »Hat sie das gesagt?«

»Nein. Aber es ist mein Job, zwischen den Zeilen zu lesen.«

»Wohin willst du sie einweisen?«

»Reston«, antwortete Horatio. »Das ist eine Privatklinik. Aber sie ist nicht billig, mein Freund.«

»Ich werde das Geld schon irgendwie auftreiben.«

Horatio setzte sich auf eine alte Versandkiste und bedeutete Sean, es ihm gleichzutun. »Du weißt doch irgendwas, Sean. Raus mit der Sprache. Was ist ihr Problem?«

Sean redete eine halbe Stunde lang und erklärte, was ihnen beiden in Wrightsburg widerfahren war.

»Hm«, machte Horatio. »Ehrlich gesagt, wundert es mich, dass ihr nicht *beide* in Therapie seid. Bist du sicher, dass wenigstens bei dir alles in Ordnung ist?«

»Es hat uns beide getroffen, Michelle aber wesentlich härter.«

»Sie hat offenbar das Gefühl, ihrem eigenen Urteil nicht mehr trauen zu können. Und für jemanden wie sie ist das von großer Bedeutung.«

»Der Kerl hat ihr auch etwas bedeutet«, sagte Sean. »Bis sie herausgefunden hat, wie er wirklich war. Und das würde wohl jeden fertig machen.«

»Und wie hast du das empfunden?«

Sean funkelte ihn an. »Hast du sie nicht mehr alle? Sie hatte was mit einem Irren, der massenweise Leute abgeschlachtet hat! Was meinst du, wie ich das empfunden habe?«

»Nein, ich meinte ... wie hast du es empfunden, dass sie überhaupt eine Beziehung zu einem anderen Mann aufgebaut hat?«

Seans Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an. »Damals hatte ich selbst eine Beziehung ...«

»Das habe ich auch nicht gemeint.«

Sean schaute ihn fragend an, doch sein Freund hakte nicht weiter nach.

»Wird sie sich wieder erholen?«, wollte Sean wissen.

»Wenn sie es wirklich will, ja. Und wenn sie nicht weiß, was sie will, können wir ihr zumindest den Weg zeigen.«

»Und wenn sie dann immer noch nicht will?«

»Das ist ein anderes Paar Schuhe«, sagte Horatio und hielt kurz inne.

»Aber vergiss nicht, was ich gesagt habe: dass Michelle auch deshalb in diese Bar gegangen ist, weil sie den Tod suchte. Aber dass sie mit dem größten Hurensohn, den sie finden konnte, eine Schlägerei angefangen hat, könnte ein Zeichen dafür sein, dass sie sich wieder erholen will.«

Sean schaute ihn verwirrt an. »Wie kommst du darauf?«

»Es war ein Hilfeschrei, Sean. Ein seltsamer zwar, aber ein Hilfeschrei. Merkwürdig ist nur, dass Michelle ausgerechnet jetzt damit herauskommt. Offensichtlich hat sie dieses Problem schon seit langem.«

»Was für ein Problem?«

»Wie ich schon sagte, sie hat das Gefühl, ihren Instinkten nicht mehr vertrauen zu können. Diese Spelunke und die Prügel von dem Kerl waren eine Strafe für sie.«

»Eine Strafe? Wofür?«

»Ich weiß es nicht.«

Sean seufzte. »Okay. Und wenn sie sich nicht einweisen lassen will?«

»Kein Richter wird sie zwangseinweisen lassen. Entweder geht sie freiwillig, oder ich muss sie ambulant behandeln.«

»Dann muss ich sie irgendwie dazu bringen, dass sie sich einweisen lässt.«

»Und wie?«

»Indem ich mir meinen Anwaltshut aufsetze und lüge, dass sich die Balken biegen.«

6.

An diesem Abend setzte Sean sich im Motelzimmer zu Michelle.

»Der Kerl, mit dem du dich geprügelt hast, hat dich wegen Körperverletzung angezeigt«, sagte er. »Ich könnte ihn dazu bringen, die Anzeige fallen zu lassen, aber der Richter wird eine Gegenleistung von dir erwarten.«

Michelle hatte sich vor ihm hin gekauert. »Und welche?«

»Eine psychiatrische Behandlung. Horatio kennt eine Einrichtung, wo man dir helfen könnte ...«

Michelle starrte ihn an. »Du meinst, ich bin verrückt?«

»Was ich meine oder nicht, spielt keine Rolle. Wenn du wegen Körperverletzung vor Gericht willst und längere Zeit im Knast verbringen möchtest, okay. Aber wenn du dich freiwillig einweisen lässt, wird die Anklage fallen gelassen. Das ist ein ziemlich guter Deal.« Sean betete, dass sie nie erfuhr, was für ein Lügenmärchen er ihr erzählte.

Zum Glück war Michelle bereit, sich einweisen zu lassen. Außerdem unterschrieb sie eine Erklärung, dass man Sean über die Behandlung und ihre Fortschritte auf dem Laufenden halten solle. Jetzt musste Horatio Barnes nur noch seine Psychomagie wirken lassen.

»Aber rechne nicht damit, dass über Nacht ein Wunder geschieht«, sagte der Psychiater am nächsten Tag in einem Coffeeshop zu Sean. »So etwas braucht seine Zeit, und Michelle hat eine zerbrechliche Persönlichkeit.«

»Zerbrechlich ist sie mir nie erschienen.«

»Nach außen hin wirkt sie nicht so, aber nach innen ... Ich glaube, da sind ganz andere Kräfte am Werk. Sie ist eine klassische Überfliegerin

mit deutlich obsessiven Zügen. Sie hat mir erzählt, dass sie früher jeden Tag stundenlang Fitnesstraining gemacht hat. Stimmt das?«

Sean nickte. »Eine ärgerliche Angewohnheit, auch wenn ich sie im Augenblick vermisste.«

»Ist sie auch eine Ordnungsfanatikerin? Die Frage wollte sie mir nicht beantworten.«

Fast hätte Sean den Kaffee ausgespuckt, den er gerade schlucken wollte. »Diese Frage hättest du dir sparen können, hättest du je das Innere ihres Wagens gesehen. Sie ist unglaublich schlampig. Sie kann an keinem Müllberg vorbeigehen, ohne etwas draufzuwerfen.«

»Sie ist die Jüngste von fünf Geschwistern? Und die einzige Tochter?«

Sean nickte wieder. »Ja. Ihr Vater war Polizeichef in Tennessee, und ihre Brüder sind allesamt Cops.«

»Dann liegt die Latte ziemlich hoch, Sean. Vielleicht zu hoch. Würde ich zu dieser Familie gehören, hätte man mich vor meinem Examen bestimmt zwanzig Mal eingelocht.«

Sean lächelte. »Du warst der reinste Serientäter, was?«

»He, Mann, wir hatten die Sechzigerjahre. Da war jeder unter dreißig ein Serientäter.«

»Ich habe noch keinen Kontakt mit ihren Eltern aufgenommen. Ich wollte nicht, dass sie davon erfahren.«

»Wo wohnen die Leute?«

»Sie sind zurzeit auf Hawaii auf ihrer zweiten Hochzeitsreise«, antwortete Sean. »Ich habe mit Michelles ältestem Bruder gesprochen, Bill Maxwell. Er ist Streifenpolizist in Florida. Ich habe ihm erzählt, was

passiert ist – einen Teil der Geschichte jedenfalls. Bill wollte herkommen, aber ich habe ihm gesagt, er soll warten.« Rundheraus fragte Sean: »Wird sie sich wieder erholen?«

»Ich weiß, was du hören willst, aber das liegt allein bei ihr selbst.«

Später an diesem Tag besuchte Sean Michelle in ihrem Zimmer in der Anstalt. Sie trug Jeans, Sneakers und ein weites Sweatshirt; das Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Sean setzte sich auf den Stuhl ihr gegenüber und nahm ihre Hand. »Bald geht es dir besser. Du bist jetzt am richtigen Ort.«

Er mochte sich irren, hatte aber das Gefühl, dass sie als Antwort seine Hand drückte. Sofort erwiderte er den Druck.

An diesem Abend ging Sean zu einem Geldautomaten und hätte beinahe gelacht, als er die klägliche Summe auf seinem Kontoauszug las. Allein die Aufnahmegebühren der Privatklinik waren ein kleines Vermögen, und Michelles Versicherung zahlte keinen Cent. Sean hatte seine Lebensversicherung aufgekündigt und sich das Geld auszahlen lassen, sonst hätte es vorne und hinten nicht gereicht, doch seit Michelle verletzt worden war, hatte er keinen Tag mehr gearbeitet, und nun sah er sich einer ernsten finanziellen Krise gegenüber.

Sean nutzte jeden seiner Kontakte, um einen passenden Job zu finden, doch niemand konnte ihm helfen. Für die einträglichsten Ermittlerjobs in D. C. brauchte man Sicherheitseinstufungen auf höchster Ebene, und die hatte Sean nicht mehr. Und sie neu zu bekommen hätte einen gewaltigen Zeitaufwand bedeutet. Also schnallte er den Gürtel enger, rief weiterhin bei allen möglichen Leuten an und klopfte an Türen.

Als alles nichts brachte, beschloss er, einen Schritt zu tun, von dem er sich geschworen hatte, ihn nie zu machen: Er rief Joan Dillinger an, eine Ex-Agentin des Secret Service und nunmehr Direktorin einer großen Detektei – und unglücklicherweise seine Exgeliebte.

Joan nahm seinen Anruf entgegen. »Aber natürlich, Sean«, sagte sie.
»Lass uns morgen essen gehen. Ich bin sicher, es lässt sich eine Lösung finden.«

Sean legte auf und starrte aus dem Fenster des lausigen Motelzimmers, das er sich jetzt nicht mehr leisten konnte. »Ich hatte befürchtet, dass du das sagst, Joan«, murmelte er vor sich hin.

7.

Die Frau sah gut aus, das musste Sean zugeben. Rassig und todschick. Haar und Make-up waren tadellos, das Kleid kurz und eng und die Absätze schmal und hoch, sodass ihre schlanke Gestalt bis auf wenige Zentimeter an seine eins neunzig heranreichte. Ihre Beine waren gerade und schön geformt, ihre Brüste üppig, weich und vollkommen echt, das wusste Sean aus Erfahrung. Ja, sie sah gut aus ... nein, besser als gut: fantastisch. Sean empfand absolut nichts für sie.

Joan Dillinger schien das zu fühlen und winkte ihm rasch, sich auf eine Couch zu setzen. Sie selbst saß auf einem Stuhl neben ihm und schenkte ihm Kaffee ein.

»Lange nicht gesehen«, sagte sie in freundlichem Tonfall. »Und? Noch ein paar Massenmörder gefangen?«

»Diese Woche noch nicht«, antwortete Sean und versuchte ein Lächeln, während er Zucker in den Kaffee gab.

»Wie geht es diesem scheußlichen kleinen Mädchen, mit dem du dich eingelassen hast? Mildred, stimmt's?«

»Sie heißt *Michelle*, und es geht ihr gut. Danke der Nachfrage.«

»Ihr arbeitet noch immer zusammen?«

»Ja.«

»Wow! Sie versteht sich wirklich gut auf Tarnung und solche Dinge. Ich kann sie nirgends sehen.«

Sean wurde misstrauisch. Hatte Joan herausgefunden, was mit Michelle geschehen war? Das würde zu einem Kontrollfreak passen, wie Joan einer war.

In beiläufigem Tonfall sagte Sean: »Sie hat heute zu tun. Wie ich schon am Telefon sagte, wir sind gerade erst wieder in die Stadt gezogen, und ich habe mich gefragt, ob du vielleicht etwas für Freiberufler hättest ...«

Joan stellte ihre Kaffeetasse ab, erhob sich und ging auf und ab. Sean wusste nicht, warum sie das tat; vielleicht wollte sie ihren Körper noch ein wenig besser in Szene setzen. Obwohl Joan Dillinger für gewöhnlich eine eher komplizierte Frau war, so war sie bisweilen seltsam durchschaubar, wenn es um Dinge wie Sex oder Beziehungen ging. Sean vermutete, dass sie Letzteres lediglich mit Ersterem verbergen wollte.

»Du willst also, dass ich dir Arbeit auf freiberuflicher Basis gebe, obwohl ich in meinem Unternehmen erfahrene Ermittler beschäftige, die jeden Auftrag erledigen können, der mir ins Büro flattert. Wie lange habe ich eigentlich nichts mehr von dir gehört? Über ein Jahr?«

»Ich hielt es für besser, ein bisschen Abstand zu wahren.«

Ihre Miene verhärtete sich. »Du machst es mir wirklich nicht leicht, dir zu helfen, Sean.«

»Wenn du nichts für mich hast, warum hast du dich dann überhaupt mit mir getroffen?«

Joan setzte sich auf die Schreibtischkante und schlug die Beine übereinander. »Ich weiß es nicht. Vielleicht wollte ich dich einfach sehen.«

Sean stand auf und trat zu ihr. »Joan, ich brauche wirklich einen Job. Wenn du mir nichts anbieten kannst, in Ordnung. Dann werde ich dir nichts mehr von deiner kostbaren Zeit stehlen.« Sean stellte seine Kaffeetasse ab und wandte sich zum Gehen, doch Joan hielt ihn am Arm fest.

»Immer mit der Ruhe. Du musst ein Mädel auch mal schmollen lassen. Das ist nur recht und billig.« Joan setzte sich hinter ihren Schreibtisch

und – ganz Geschäftsfrau – schob ihm einen Vertrag hin. »Lass dir ein paar Minuten Zeit, und lies ihn sorgfältig durch. Schließlich bist du Anwalt.«

»Wie ist die Bezahlung?«

»Das Übliche bei einem solchen Job. Ein vernünftiger Tagessatz für Spesen und ein netter Bonus, wenn du den Fall löst.« Sie ließ den Blick über seinen Körper schweifen. »Du hast abgenommen.«

»Ich hab eine Diät gemacht«, erwiderte Sean in Gedanken, während er den Vertrag durchlas. Schließlich unterschrieb er und schob Joan die Papiere wieder zu. »Kann ich jetzt die Akte sehen?«

»Wie wär's, wenn ich dich zum Mittagessen einlade? Dann können wir darüber reden. Ich habe da ein paar Ideen, und du musst sowieso noch einige Papiere unterschreiben. Deine Partnerin übrigens auch.«

Sean wand sich. »Nun ja, weißt du ... Bei diesem Fall wird sie nicht mit mir zusammenarbeiten.«

Joan pochte mit dem Stift auf die Kladde. »Hat wohl gut zu tun, die kleine Mildred?«

»Ja, *Michelle* ist ausgelastet.«

Beim Mittagessen in Morton's Steakhouse besprachen sie den Fall, wobei Sean sich sehr auf sein Essen konzentrierte.

»Die Diät hast du offenbar wieder drangegeben«, bemerkte Joan und beobachtete, wie Sean das Essen in sich hineinschaufelte.

Er lachte verschämt. »Anscheinend bin ich hungriger, als ich dachte.«

»Wenn das doch nur wahr wäre«, entgegnete sie spöttisch. »Okay. Also, die Sache, mit der du es zu tun bekommst, könnte eine ziemliche

Herausforderung werden. Es geht um den rätselhaften Tod eines Mannes namens Monk Turing. Man hat ihn auf einem Grundstück gefunden, das der CIA gehört, in der Nähe von Williamsburg, Virginia. Finde heraus, ob es Mord oder Selbstmord war. Falls es ein Mord war, muss ich wissen, warum der Mann sterben musste und wer ihn umgebracht hat.«

»Hat Turing für die CIA gearbeitet?«

»Nein. Hast du schon mal von einem Ort mit Namen Babbage Town gehört?«

Sean schüttelte den Kopf. »Was ist das?«

»Mir hat man es als eine Art Denkfabrik beschrieben – mit ökonomischen Zielsetzungen von potenziell gewaltigen Ausmaßen. Turing hat dort als Physiker gearbeitet. Da die CIA in den Fall verwickelt ist und das FBI die Untersuchung leitet, weil der Tote auf einem Grundstück gefunden wurde, das den Vereinigten Staaten gehört, musst du sehr vorsichtig sein. Ich habe ein paar gute Leute, die ich hinschicken könnte, aber ich bin nicht sicher, ob einer von denen so gut ist wie du.«

»Danke für dein Vertrauen. Wer ist dein Klient?«

»Die Leute in Babbage Town.«

»Und was sind das für Leute?«

»Auch das wirst du herausfinden müssen – wenn du kannst. Bist du dabei?«

»Du hast von einem Bonus gesprochen.«

Joan lächelte und tätschelte seine Hand. »Denkst du an Bargeld oder eher an professionelle Dienstleistungen?«

»Lass uns mit dem Geld anfangen.«

»Bei uns teilen wir den Bonus mit den Außendienstmitarbeitern, sechzig zu vierzig.« Sie legte den Kopf zur Seite. »Das weißt du doch noch vom letzten Mal, Sean. Aber du wolltest das Geld ja nicht nehmen, obwohl du ein Anrecht darauf hattest, und hast alles mir überlassen. Ich habe nie richtig verstanden, warum du das getan hast.«

»Weil ich der Meinung war, so wäre es für uns beide sicherer. Außerdem glaubte ich, du würdest dich mit dem Geld zur Ruhe setzen.«

»Leider sind meine Ausgaben ein bisschen aus dem Ruder gelaufen. Deshalb arbeite ich noch immer in dieser Tretmühle.«

»Wenn wir diesen Fall lösen, mit wie viel kann ich rechnen?«

»Das ist ein bisschen kompliziert, weil die Zahlen auf bestimmten Formeln beruhen, aber es wird auf jeden Fall ein schöner Batzen.« Wieder musterte sie ihn von Kopf bis Fuß. »Ich könnte mir vorstellen, dass du dann nicht mehr so dünn bleibst.«

Sean kratzte den letzten Rest Kartoffelpüree vom Teller.

»Bist du interessiert?«, fragte Joan.

Sean nahm die dicke Akte. »Danke für das Essen. Und danke für den Job.«

»Ich werde alles für deine Reise arrangieren. Ich melde mich dann bei dir.«

»Gut. Ich brauche noch ein wenig Zeit, um ein paar Dinge zu erledigen.«

»Zum Beispiel, Mildred Lebewohl zu sagen?«

Bevor Sean etwas erwidern konnte, schob Joan ihm einen Umschlag zu.

Sean blickte sie fragend an. »Das ist ein Spesenvorschuss. Ich dachte mir, du könntest ihn brauchen.«

Sean schaute sich den Scheck an, ehe er ihn in der Tasche verschwinden ließ. »Ich bin dir was schuldig, Joan.«

»Ich hoffe, das meinst du ernst«, sagte sie leise zu sich selbst und ging.

8.

Michelle betrachtete den Türknauf des Zimmers, in dem sie sich befand. Sie wartete darauf, dass er sich drehte und wieder jemand hereinkam, um ihr Fragen zu stellen. Hier war jeder Tag gleich: Frühstück, Termin beim Psychiater, Mittagessen, Fitnesstraining, dann wieder Psychogeplapper, eine Stunde für sich und schließlich noch mehr Seelenklempnerei, damit sie ihre Gefühle wieder in den Griff bekam und die Gewalt in ihrem Innern im Zaum hielt, um sich nicht selbst zu vernichten. Dann kamen das Abendessen und ein paar Pillen, wenn sie wollte, was für gewöhnlich nicht der Fall war. Zu guter Letzt ging sie ins Bett, wo sie vom nächsten Tag in dieser Hölle träumen konnte.

Als der Türknauf sich nicht drehte, erhob Michelle sich langsam vom Stuhl und ließ den Blick über die vier fensterlosen, hell gestrichenen Wände schweifen. Sie schaukelte auf den Fersen vor und zurück und atmete tief durch, um festzustellen, wie weit ihre Rippen bereits verheilt waren.

Sie hatte nicht viel über jene Nacht in der Bar nachgedacht. Sie war dorthin gegangen, um zu trinken und zu vergessen. Und als sie betrunken war, hatte sie ihr Bestes gegeben, einen Mann umzubringen. Nein, nicht ihr Bestes. Irgendwo tief in ihrem Innern hatte sie den Wunsch gehabt, selbst verletzt zu werden. Vielleicht sogar getötet ...? Falls das wirklich ihre Absicht gewesen war, konnte sie sich nicht einmal mehr selbst umbringen.

Kann man ein solches Unvermögen in Worte fassen?

Michelle fuhr herum, als die Tür sich öffnete. Horatio Barnes kam herein. Er trug sein gewohntes Outfit: ausgewaschene Jeans, Sneakers, schwarzes T-Shirt mit aufgedrucktem Bild von einem Joint rauchenden Jimi Hendrix. Seit Michelle hierhergekommen war, hatte sie Barnes schon mehrmals gesehen, doch ihre Gespräche waren stets allgemeiner

Natur gewesen. Inzwischen war Michelle zu der Überzeugung gelangt, dass der Mann entweder nicht allzu klug war oder dass ihm nichts daran lag, ob ihr Zustand sich besserte oder nicht.

Kümmert mich das denn?

Barnes hatte ein Bandgerät mitgebracht und bat Michelle, sich zu setzen, was sie auch tat. Sie tat immer, was man von ihr verlangte. Was blieb ihr anderes übrig?

Barnes setzte sich ihr gegenüber und hob das Aufnahmegerät. »Macht Ihnen das etwas aus? Ich fürchte, ich werde vergesslich auf meine alten Tage. Ich bin schon froh, dass ich mir merken kann, wo meine Haustür ist, sonst würde ich in der eigenen Wohnung verhungern.«

Michelle zuckte mit den Schultern. »Mir egal. Nehmen Sie ruhig alles auf.«

Barnes schaltete den Rekorder ein und stellte ihn neben Michelle auf den Tisch. »Und, wie geht es uns heute?«

»Uns geht es super. Wie geht es *Ihnen*, Dr. Barnes?« Michelle ahmte die Stimme des Psychiaters perfekt nach.

Barnes lächelte. »Sagen Sie einfach Horatio. Dr. Barnes war mein alter Herr.«

»Was für ein Doktor war er denn?«

»Chef der Humanmedizin an der Harvard Medical School. Dr. Stephen Cawley Barnes. Deshalb hat es ihn immer so aufgeregt, wenn ich ihn Stevie nannte.«

»Wie kommt es, dass Sie nicht auch Arzt geworden sind?«

»Mein Vater wollte tatsächlich, dass ich in seine Fußstapfen trete. Er hatte mein ganzes Leben für mich verplant. Er hat mich Horatio genannt, nach irgendeinem Vorfahren aus der Gründerzeit, in der Hoffnung, das würde meinem Leben historisches Gewicht verleihen. Können Sie sich das vorstellen? Wissen Sie, was für einen Mist ich mir wegen dieses Namens habe anhören müssen? Und das nur, weil mein Alter so ein elitärer Snob war. Deshalb bin ich nach Yale gegangen und Seelenklempner geworden.«

»Sie waren wohl ein ziemlicher Rebell.«

»Entweder macht man etwas richtig oder gar nicht. Hm, ich sehe auf Ihrem Krankenblatt, dass Sie keine ruhige Nacht hatten.«

Michelle ließ sich auf diesen plötzlichen Themenwechsel ein. »Ich war nicht müde.«

»Offenbar hatten Sie Alpträume«, sagte Horatio. »Die mussten Sie ja irgendwann wecken.«

»Ich erinnere mich nicht.«

»Deshalb bin ich hier. Um Ihnen zu helfen, sich zu erinnern.«

»Warum sollte ich mich an einen Albtraum erinnern wollen?«

»Weil er mir viel darüber verraten könnte, was Ihnen zu schaffen macht.«

»Und wenn ich es gar nicht wissen will? Bedeutet das auch irgendetwas?«

»Sicher. Wollen Sie es wissen?«

»Lieber nicht.«

»Prima. Damit wäre das ›Bloß-keine-Albträume‹-Kästchen abgehakt. Wie ich sehe, haben Sie auch Dr. Reynolds gefragt, ob er zu Hause genügend Sex bekommt. Macht es Ihnen etwas aus, mir zu sagen, warum Sie das getan haben?«

»Weil er jedes Mal versucht hat, mir unter den Kittel zu gucken, wenn ich die Beine übereinandergeschlagen habe. Wie Ihnen vielleicht aufgefallen ist, trage ich jetzt ein Höschen.«

»Da habe ich ja Glück gehabt. Okay ... lassen Sie uns darüber reden, warum Sie in diese Kneipe gegangen sind.«

»Haben wir das nicht schon besprochen?«

»Lassen Sie mir doch die Freude. Irgendwie muss ich mein üppiges Gehalt doch rechtfertigen.«

»Ich wollte einen Drink. Warum gehen Sie in eine Kneipe?«

»Sagen wir mal so ... In elf verschiedenen Staaten gibt es Barhocker, die mir zu Ehren in den Ruhestand gegangen sind.«

»Nun ja«, sagte Michelle, »*ich* wollte nur einen Drink.«

»Und dann?«

»Und dann bin ich in eine Kneipenschlägerei geraten und hab eins aufs Maul gekriegt. Reicht Ihnen das?«

»Waren Sie vorher schon mal in dieser Bar?«

»Nein. Ich brauche öfter mal was Neues. Außerdem bin ich ein Mensch, den Sie wohl ›kühn‹ nennen würden.«

»Kühn bin ich auch. Aber eine Bar ausgerechnet in dem Viertel von D. C. aufzusuchen, das die höchste Verbrechensrate hat? Um halb zwölf

nachts? Halten Sie das für klug?«

Michelle lächelte und entgegnete höflich: »Wie sich herausgestellt hat, war es das nicht.«

»Haben Sie diesen Fleischklops gekannt, mit dem Sie die Prügelei angefangen haben?«

»Nein. Ehrlich gesagt, weiß ich nicht mal, wie das alles gekommen ist.«

»Genau das will ich erfahren, Michelle. Fangen Sie mit der Wahrheit an. Ich glaube, das können Sie.«

»Was soll das denn heißen?«

»Im Polizeibericht sind Sie sämtlichen Zeugen zufolge zu dem größten Kerl in der Kneipe gegangen, haben ihm auf die Schulter getippt und ihm ins Gesicht getreten.«

»Zeugenaussagen sind bekannt für ihre Unzuverlässigkeit.«

»Sean hat mit dem Mann geredet, den Sie angegriffen haben.«

Michelle zuckte unwillkürlich zusammen. »Wirklich? Warum?«

Horatio biss nicht an. Stattdessen sagte er: »Der Kerl hat Sean etwas Interessantes erzählt. Würden Sie es gerne wissen?«

»Da Sie förmlich platzen, es mir zu sagen – nur zu.«

»Er sagte, dass Sie es beinahe zugelassen hätten, dass der Kerl Sie umbringt. Als hätten Sie es darauf angelegt.«

»Da hat er sich geirrt. Ich hab's vermasselt, dem Kerl den Rest zu geben, sodass er seine Chance bekam, und die hat er genutzt. Ende der Geschichte.«

»Die Schwestern haben gesagt, letzte Nacht hätten Sie im Schlaf immer wieder ›Leb wohl, Sean‹ gerufen. Erinnern Sie sich?«

Michelle schüttelte den Kopf.

»Haben Sie daran gedacht, Ihre Partnerschaft mit Sean aufzukündigen? Falls ja, sollten Sie es ihm dann nicht sagen? Oder soll ich das für Sie erledigen?«

Rasch sagte Michelle: »Nein, ich ...« Sie hielt inne. Das war eine Falle; sie fühlte es. »Woher soll ich wissen, was ich gemeint habe? Ich habe geschlafen.«

»Ich bin ein ziemlich guter Traumdeuter und würde Ihnen gratis einen Albtraum interpretieren. Das ist diese Woche ein Sonderangebot, weil die Geschäfte so lausig gehen.«

Michelle verdrehte die Augen.

Horatio fragte: »Sie vertrauen Sean, nicht wahr?«

»So sehr, wie ich jedem vertraue«, erwiderte Michelle gereizt, »und das ist heutzutage nicht viel.«

»Heutzutage? Dann hat sich etwas für Sie verändert?«

»Hören Sie, wenn Sie sich auf jedes meiner Worte stürzen, sag ich überhaupt nichts mehr, kapiert?«

»In Ordnung. Wie mir zu Ohren kam, wissen Ihre Eltern nicht, dass Sie hier sind. Sollen wir sie verständigen?«

»Nein. Man ruft seine Eltern an, wenn man befördert wird oder einen neuen Job bekommt, aber nicht, wenn man sich selbst in eine Anstalt eingewiesen hat.«

»Und warum haben Sie sich selbst eingewiesen?«

»Weil Sean gesagt hat, das müsse sein, um nicht ins Gefängnis zu wandern.« Trotz schlich sich in ihre Stimme.

»Ist das der einzige Grund? Gibt es nicht noch etwas anderes?«

Michelle lehnte sich auf dem Stuhl zurück und zog die langen Beine an.

Zwanzig Minuten später hatte sie ihr Schweigen noch immer nicht gebrochen. Schließlich stellte der Psychiater das Aufnahmegerät ab und stand auf. »Ich komme morgen wieder. Sollten Sie mich brauchen, können Sie mich telefonisch jederzeit erreichen. Falls ich nicht drangehe, bin ich in meiner Stammkneipe oder kümmere mich um einen anderen Irren wie Sie.«

»Ich nehme an, diese Sitzung war ein ziemlicher Miss-erfolg«, sagte Michelle und fügte spöttisch hinzu: »Tut mir echt leid. Aber ich nehme an, Sie werden so oder so bezahlt, oder?«

»Darauf können Sie wetten. Aber ich fand unsere Sitzung richtig klasse.«

Michelle blickte ihn verwirrt an. »Wieso das denn?«

»Weil Sie da gesessen und darüber nachgedacht haben, warum Sie hier sein wollten. Und ich weiß, dass Sie weiter darüber nachdenken werden, sobald ich weg bin. Sie können gar nicht anders.« Er wandte sich zum Gehen, drehte sich dann aber noch einmal um. »Ach ja, nur, um Sie vor etwas zu warnen ...«

»Ja?«, sagte Michelle. Ihre Miene bettelte geradezu um eine Schlägerei.

»Heute gibt es Salisbury-Steak zum Abendessen. Nehmen Sie stattdessen das Erdnussbuttersandwich. Das Steak ist grauenhaft. Ich glaube, es ist noch nicht mal richtiges Fleisch. Vermutlich haben die Russen diesen Fraß im Kalten Krieg erfunden, um amerikanische Spione

zum Reden zu bringen.«

Nachdem Horatio gegangen war, setzte Michelle sich auf den Boden und ließ den Rücken gegen die Wand sinken. »Warum bin ich hier?«, schrie sie unvermittelt und trat mit dem rechten Bein gegen den Stuhl, dass er durchs Zimmer flog.

Als die Krankenschwester hereingestürmt kam, stand der Stuhl wieder aufrecht, und Michelle hatte sich erhoben. In feierlichem Tonfall sagte sie: »Ich habe gehört, das Steak soll grauenhaft sein.«

»Stimmt. Dann wollen Sie lieber das Erdnussbuttersandwich?«, erwiderte die Krankenschwester.

»Nein, tragen Sie mich für das Steak ein, doppelte Portion«, sagte Michelle und stapfte zur Tür hinaus.

»Was soll das?«, rief die Schwester ihr hinterher. »Wollen Sie sich schon wieder selbst bestrafen?«

Darauf kannst du wetten.

9.

In der Nacht lag Michelle wach im Bett. Das ranzige Stück Knorpel, das sie hier »Salisbury-Steak« nannten, brannte ihr ein Loch in den Magen. Da sie sich auf freiwilliger Basis hier befand, war sie in ihren Bewegungen kaum eingeschränkt, und im Augenblick neigte sie eher zu einem Spaziergang, anstatt die Toilette zu umarmen. Nicht alle Patienten genossen solche Freiheiten. Es gab auch einen geschlossenen Trakt, in dem Wärter für Ordnung sorgten. Dort waren die Zwangseingewiesenen untergebracht, die als gefährlich galten. Michelle hatte gehört, wie einige Angestellte diesen Trakt als »Kuckucksnest« bezeichnet hatten.

Die Tür öffnete sich, und Cheryl kam herein, Michelles Zimmergenossin. Familiennamen wurden hier nicht benutzt. Cheryl litt unter deutlichem Untergewicht. Sie war Mitte vierzig; ergraute Locken klebten an ihren hageren Wangen. Cheryl hatte einen Trinkhalm dabei, an dem sie ständig saugte. Michelle wusste nicht genau, warum Cheryl hier war, nahm aber an, dass es mit Magersucht zu tun hatte.

Cheryl brach auf ihrem Bett zusammen und saugte wild an dem verdammten Strohhalm.

Kein Wunder, dass ich ständig Albträume habe, dachte Michelle, wenn riesige Blutsauger mich in meinem Bett piesacken.

»Wie geht's, Cheryl?«

Das Sauggeräusch verstummte einen Augenblick und setzte dann wieder ein.

Michelle ging auf und ab. Sie wollte Sean anrufen, aber was sollte sie ihm sagen? Tut mir leid wegen der Kneipenschlägerei? Komm mich abholen, ich bin wieder in Ordnung?

In ihrer Verzweiflung drehte sie sich wieder zu Cheryl um. »Das Steak

war der absolute Hammer, was meinst du? Ich hab das Gefühl, als hätte ich einen Reifen verschluckt.«

Cheryl wandte sich von ihr ab und saugte noch lauter.

Michelle gab es auf und machte sich auf den Weg in den kleinen Fitnessraum. Aus offensichtlichen Gründen waren sämtliche Geräte weggesperrt, wenn sie nicht benutzt wurden. Einen großen Gummiball hatte man allerdings liegen lassen. Michelle schnappte sich den Ball und machte eine halbe Stunde lang Beinübungen. Es fühlte sich gut an, die Muskeln wieder zu benutzen. Trotzdem musste sie noch den Rest der Nacht totschiagen, und sie war nicht müde.

Sie ging auf den Flur zurück und vorbei an zwei Patienten in Krankenhauskitteln und mit blauen Slippers, die von einer Pflegerin begleitet wurden. In einem anderen Gang kam ihr einer der stämmigen Pfleger entgegen und blieb stehen. »Brauchen Sie Hilfe, Michelle?«

Der Pfleger war ein eins neunzig großes Muskelpaket, das aber schon ein bisschen Fett ansetzte; aber er war ja auch schon Mitte fünfzig. Er hatte kurz geschnittenes blondes Haar, und im V-Ausschnitt seines Kittels funkelten drei Goldkettchen. Auf seinem Namensschild stand »Barry«.

Michelle gefiel die Art nicht, wie Barry fragte; aber vielleicht lag es auch nur an ihrer schlechten Laune. Dann berührte er ihren Ellbogen, und allein das Gefühl seiner Finger auf ihrer Haut verriet Michelle seine Absichten. »Brauchen Sie Hilfe, zu Ihrem Zimmer zurückzukommen?«

Michelle zog den Arm weg. »So groß ist der Bau hier nicht. Ich werde es schon finden.« Sie ging davon, fühlte jedoch, wie Barrys Blick sich in ihren Rücken bohrte. Ruckartig drehte sie den Kopf herum und erwischte ihn dabei, wie er sie angrinste.

Michelle kehrte in ihr Zimmer zurück. Cheryl nuckelte noch immer an ihrem Strohhalm. Michelle legte sich aufs Bett und starrte zur Tür. Es gab kein Schloss, damit die Patienten sich nicht verbarrikadieren

konnten. Das hieß aber auch, dass man niemanden am Hereinkommen hindern konnte, zum Beispiel Barry.

Eine Stunde später erloschen die Lichter, und noch immer schloss Michelle die Augen nicht. Sie wartete auf leise, verstohlene Schritte auf dem Weg zu einem bösen Ziel. Gegen ein Uhr morgens sagte sie sich schließlich: Der Kerl hat nur deinen Arm berührt, du meine Güte, und eine zweideutige Bemerkung gemacht. Kam nun auch noch eine Angstpsychose zu ihren Problemen hinzu?

Probleme?, sagte sie sich dann. Ich habe keine Probleme.

Um zwei Uhr morgens wurde sie von Schritten auf dem Flur geweckt. Langsam setzte sie sich auf und warf einen prüfenden Blick zu Cheryls Bett. Die Strohhalmnucklerin schlief tief und fest. Michelle schlug die Bettdecke zurück und zog ihre Tennisschuhe an. Einen Augenblick später war sie auf dem Gang. In der Nacht hatte nur eine begrenzte Zahl von Angestellten Dienst, und der private Sicherheitsmann musste ein ziemlich großes Revier überwachen und war nicht allzu motiviert.

Michelle folgte den Geräuschen der Schritte einen weiteren Gang hinunter. Sie hörte, wie eine Tür sich öffnete und wieder schloss. Vorsichtig schlich sie näher und versuchte, etwas zu hören. Dann erstarrte sie. Sie vernahm ein weiteres Geräusch, diesmal jedoch *hinter* ihr. Michelle huschte in einen Quergang.

Einen Moment später kam Barry um die Ecke, der Pfleger mit den Goldkettchen. Er ging geradewegs an Michelles Versteck in dem dunklen Gang vorbei. Kaum war die Luft rein, lief Michelle in ihr Zimmer zurück.

10.

Am nächsten Morgen kehrte Michelle in den Teil des Gebäudes zurück, wo sie in der Nacht Barry gesehen hatte. Zwei Dinge fielen ihr auf: die hübsche, gut gekleidete Frau, die in einem Rollstuhl von einer Krankenschwester aus dem Zimmer gefahren wurde, und die Apotheke am Ende des Gangs.

Später an diesem Nachmittag hatte Michelle eine Sitzung mit Horatio.

»Keine Albträume mehr gestern Nacht?«, erkundigte sich der Psychiater.

»Nein, alles war friedlich. Da ist eine Frau im Rollstuhl am Ende des Patientenflurs im Ostflügel ...«

Horatio blickte von seinen Notizen auf. »Ja. Was ist mit ihr?«

»Wer ist sie?«

»Sie gehört nicht zu meinen Patientinnen, und wenn es so wäre, könnte ich Ihnen auch nichts über sie erzählen. Die ärztliche Schweigepflicht, Sie verstehen. Deshalb rede ich auch mit niemandem über *Sie*.« Grinsend fügte er hinzu: »Es sei denn, man würde mir eine Riesensumme dafür bezahlen. Ich habe meine Prinzipien, aber ich bin nicht blöd.«

»Aber Sean erzählen Sie doch von mir.«

»Ja, weil Sie eine entsprechende Vollmacht erteilt haben.«

»Können Sie mir wenigstens sagen, warum die Frau im Rollstuhl sitzt? Das hat doch nichts mit psychischen Problemen zu tun, oder?«

»Könnte sein. Aber wie ich schon sagte, sie ist nicht meine Patientin. Warum wollen Sie das eigentlich wissen?«

»Ich bin bloß neugierig. Es gibt hier nicht viel Interessantes.«

»Wie wär's, wenn wir uns jetzt darauf konzentrieren, dass es Ihnen bald wieder besser geht?«

»Okay. Was steht heute auf dem Speiseplan?«

»Kein Salisbury-Steak, aber die Spaghetti sind auch nicht viel besser. Also, gestern haben wir damit aufgehört, dass Sie darüber nachgedacht haben, warum Sie hier sind. Zu welchen Schlussfolgerungen sind Sie gekommen?«

»Zu gar keinen. Ich war beschäftigt.«

»Beschäftigt? Wirklich? Haben Sie nicht gerade noch gesagt, wie langweilig es hier ist?«

»Okay, ich bin hier, weil ich will, dass es mir bald wieder besser geht.«

»Sagen Sie das nur, oder meinen Sie es auch so?«

»Ich weiß nicht, was für eine Antwort Sie hören wollen.«

»Also wirklich, Michelle, das ist reine Zeitverschwendung.«

»Haben Sie das auch Sean gesagt? Dass ich seine Zeit und sein Geld verschwende? Ich weiß, dass er für das alles hier zahlt.«

»Und, bedeutet Ihnen das etwas?«

»Ich weiß, dass er mir zu helfen versucht. Er ist ein netter Kerl. Es ist nur ...«

»Ja?«

»Ich glaube, er könnte seine Zeit und sein Geld anderswo besser

verwenden.«

»Finden Sie, er soll Sie lieber Ihrem Schicksal überlassen? Werden Sie jetzt melodramatisch? Muss ich das jetzt auch noch auf die Liste der Macken setzen, nach denen ich bei Ihnen suchen muss?« Mit seinem Lächeln gelang es Horatio, die Bemerkung zu entschärfen.

Ein paar Augenblicke lang starrte Michelle zu Boden.

»Glauben Sie, Sean gut zu kennen?«, fragte Horatio schließlich.

»Natürlich. Wir haben gemeinsam ein paar sehr gefährliche Einsätze überstanden.«

»Er hat mir erzählt, Sie hätten ihm das Leben gerettet, sogar mehrmals.«

»Er hat das Gleiche für mich getan«, erwiderte Michelle rasch.

»Wenn Sie Sean so gut kennen, müssten Sie doch wissen, dass er Sie nicht einfach im Stich lassen wird.«

»Im Augenblick bin ich für ihn nur ein Klotz am Bein.«

»Oh, hat er das zu Ihnen gesagt?«

»Natürlich nicht. Das würde er niemals sagen. Aber ich bin nicht dumm.«

»Waren Sie und Sean körperlich intim?«

Horatios Frage kam für Michelle derart unvorbereitet, dass sie nach Luft schnappte.

»Das ist eine ganz normale Standardfrage, Michelle. Ich muss wissen, welche Rolle die verschiedenen Menschen spielen, die Ihnen nahestehen, und das Sexuelle hat großen Einfluss, egal ob gut oder schlecht.«

»Wir waren nie auf diese Art ›intim‹«, sagte Michelle mit kühler Stimme.

»Okay. Wollten Sie je Sex mit ihm haben?«

»Wie kommen Sie dazu, mich so einen Stuss zu fragen!«, fuhr Michelle ihn an.

»Ich kann Sie so ziemlich alles fragen. Ob Sie mir antworten oder nicht, liegt bei Ihnen.«

»Ich verstehe die Frage nicht.«

»So schwer ist das doch nicht. Sean King ist groß und gut aussehend, intelligent und mutig, ehrlich und treu.« Horatio lächelte. »Offen gesagt, halte ich diese Eigenschaften für hoffnungslos überbewertet, aber wer bin ich schon? Und er *ist* ein prima Kerl – das haben Sie selbst gesagt. Sie sind eine junge, attraktive Frau. Sie haben eng zusammengearbeitet.«

»Nur weil man mit jemandem zusammenarbeitet, heißt das noch lange nicht, dass man mit ihm schlafen muss.«

»Da haben Sie vollkommen recht. Wenn ich also sagen würde, dass Sie mit Sean nicht intim werden wollten, hätte ich damit recht, ja?« Er lächelte. »Ich muss auf diesem Multiple-Choice-Fragebogen das Richtige ankreuzen.«

»O Gott, ich hab das Gefühl, als würde man mich im Zeugenstand ins Kreuzverhör nehmen.«

»Sich selbst genauer unter die Lupe zu nehmen kann härter sein, als von irgendeinem Winkeladvokaten im Gericht auseinandergenommen zu werden. Sie haben also nie irgendwelche intimen Gefühle für den großen Teddybären gehegt?«

»Verlassen Sie sich einfach auf Ihr Bauchgefühl, Doc. Mehr kann ich

Ihnen nicht sagen.«

»Und das wiederum sagt mir sehr viel. Danke.«

»Nachdem wir nun mit Sean fertig sind, möchten Sie wahrscheinlich wissen, ob ich je mit meinem Vater schlafen wollte.«

»Lassen Sie uns darüber reden.«

»He, das war ein Scherz!«

»Das habe ich schon verstanden. Aber wie ist die Beziehung zu Ihrem Vater?«

»Großartig. Mein Vater war Polizeichef und ist jetzt im Ruhestand. Er und meine Mutter sind zurzeit auf Hawaii in ihren zweiten Flitterwochen. Deshalb wollte ich nicht, dass die beiden etwas über mich erfahren. Sie wären sofort zurückgekommen.«

Horatio ließ sich nicht anmerken, dass er das zum Teil schon von Sean erfahren hatte. »Das ist sehr rücksichtsvoll von Ihren Eltern. Glauben Sie, die beiden wären überrascht, Sie hier zu sehen?«

»Ich hoffe, es würde sie aus den Socken hauen!«

»Wie ich hörte, sind Ihre Brüder ebenfalls bei der Polizei. Haben Sie je darüber nachgedacht, Ihr Geld mit etwas anderem zu verdienen?«

Michelle zuckte mit den Schultern. »Eigentlich nicht. Ich hatte zwar den jugendlichen Ehrgeiz, Profisportlerin zu werden, aber es hat nicht sollen sein.«

»Verkaufen Sie sich nicht unter Wert. Sie sind die erste Olympiateilnehmerin, die ich je behandelt habe. Sean sagte, Sie hätten eine Silbermedaille im Rudern geholt.«

»Ja«, bestätigte Michelle, und ein Lächeln umspielte ihre Lippen. »Es war großartig. Der Höhepunkt meines Lebens. Zumindest habe ich das damals geglaubt. Und vielleicht war es tatsächlich so«, fügte sie leise hinzu.

»Und dann haben Sie eine Zeitlang als Cop gearbeitet und sind anschließend in den Secret Service eingetreten. Gab es besondere Gründe für diese Veränderung?«

»Meine Brüder waren allesamt Cops. Ich dachte, es wäre cool, zu einer Bundesbehörde zu gehen.«

»Und Ihr Vater war einverstanden?«

»Nicht so richtig. Er wollte gar nicht, dass ich Cop werde.«

»Und wie haben Sie sich da gefühlt?«

»Ich habe ihn verstanden. Ich war Daddys kleines Mädchen. Meiner Mutter gefiel es generell nicht, dass ihre Kinder Polizeibeamte wurden, aber das war mir egal. Ich bin ziemlich unabhängig.«

»Das habe ich bereits diagnostiziert«, sagte Horatio. »Sie lieben Ihre Eltern sehr, ja?«

»Ich würde alles für sie tun.«

Horatio schaute ob dieser Bemerkung ein wenig seltsam drein. »Würden Sie mir erlauben, dass ich mit Ihren Eltern über Sie spreche?«

»Nicht mit meinen Eltern, nein!«

»Wie steht's mit einem Ihrer Brüder?«

»Sie können mit Bill reden, dem ältesten. Er ist Streifenpolizist in Florida.«

»Wie Ihr wünscht, Mylady.«

»Ich wünschte, ich wäre nicht hier«, platzte Michelle heraus.

»Sie können jederzeit gehen. Das wissen Sie doch, oder?«

»Ja, sicher.«

»Sie können sogar sofort gehen. Stehen Sie einfach auf, und gehen Sie raus, wenn Sie wollen. Führen Sie Ihr unabhängiges Leben weiter. Niemand hält Sie auf. Da ist die Tür.«

Es folgte ein langer Moment des Schweigens; dann sagte Michelle: »Ich glaube, ich bleibe erst einmal.«

»Das ist eine sehr gute Entscheidung, Michelle.«

Nachdem sie ihr Gespräch beendet hatten, folgte Michelle dem Psychiater hinaus. Als sie in der Tür standen, kam Barry vorbei, schaute sie aber nicht an.

Michelle fragte: »Was wissen Sie über diesen Kerl?«

»Nicht viel. Warum?«

»Ich bin nur neugierig.«

»Hm ... Warum glaube ich Ihnen nicht?«

»Zweifeln Sie an meinen Worten, Horatio?«

»Ich habe da eher an einen dummen Spruch gedacht: ›Lügen haben schöne Beine.««

11.

Die Beale-Halbinsel ist ein keilförmiges Stück Land, das in den New York River ragt. Sie liegt in Gloucester County auf halbem Weg zwischen Clay Bank und Wicomico in Virginias malerischer Marschlandschaft. Wie viele Landstriche Virginias war auch Beale schon früh in der Kolonialzeit besiedelt worden und voller ruhmreicher Denkmäler jenes Landes, das mehr als ein Jahrhundert später zu den Vereinigten Staaten werden sollte. Weniger als zehn Meilen südlich, in Yorktown, hatte der britische General Cornwallis im Jahre 1781 sein Schwert, sich selbst und Tausende gedemütigter Rotröcke an den zusammengewürfelten Haufen von George Washingtons Kontinentalarmee übergeben. Damit war der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg für die Yankees mit einem Knall zu Ende gegangen – für eine Armee, die bis zu diesem Zeitpunkt kaum ein Gefecht gesehen hatte, das sie nicht irgendwie verloren hätte.

Aus den Feldern dieser frühen Tage waren dann die großen Plantagen mit ihren riesigen Gutshäusern emporgewachsen, die nur von Legionen schwarzer Sklaven bewirtschaftet werden konnten. Weniger als ein Jahrhundert später beendeten der Bürgerkrieg und der ausgelaugte Boden dieses verschlafene Zeitalter der Südstaatenaristokratie für immer.

Eine zweite Welle des Wohlstands kam, als die finanzkräftigen Magnaten des beginnenden Industriezeitalters in diesem ruhigen Landstrich am York Einzug hielten, angelockt vom sauberen Wasser, den ergiebigen Fischgründen, dem sanften Klima und der ländlichen Idylle. Außerdem galt diese Gegend als gesund bei Schwindsucht, denn hier gab es keine großen Höhenlagen, vom Meer wehte ständig ein frischer Wind, und die langblättrigen gelben Pinien galten als heilsam bei tuberkulösen Lungen. Nachdem die ersten dieser altehrwürdigen Familien hier ihre teuren Wurzeln geschlagen hatten, kamen rasch weitere hinzu.

Aus diesem Grund führten zur Blütezeit Beales sieben private

Eisenbahnlinien von Norden und drei weitere von Westen auf diese teigige Faust von Virginia mit ihren angenehmen Winden.

Heute, viele Jahre später, waren ein paar dieser Paläste in Pensionen oder kleine Hotels umgewandelt worden. Der größte Teil allerdings war verfallen, genau wie die Südstaatenplantagen vor ihnen – Abenteuerspielplätze für Kinder in den langen, feuchten Tagen des Marschlandsommers.

Gleich auf der anderen Seite des Flusses lag York County, wo die Regierung der Vereinigten Staaten mit Camp Peary, einem Marineversorgungsstützpunkt sowie einem Waffenlager einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hatte: Gemeinsam nahm dieses Triumvirat das gesamte Ufer von Yorktown bis nach Lightfoot, Virginia ein. Es hieß, dass die Leute in Camp Peary – ein ultrageheimes Ausbildungszentrum für CIA-Agenten mit dem Spitznamen »Die Farm« – über Technologien verfügten, mit der sie nachts die Augenfarbe eines Menschen über den Fluss hinweg erkennen könnten. Auch waren die Einheimischen fest davon überzeugt, dass man jeden, der bis auf vier Meilen an das Camp herangekommen war, aus dem Weltraum beobachtet hatte. Natürlich hatte das nie jemand bewiesen, aber jeder Besucher hörte diese Geschichte mindestens drei Mal, ehe er die Gegend wieder verließ.

Beale hatte das Auf und Ab der Wirtschaft und die Launen der Reichen erlebt, während seine nicht ganz so wohlhabenden Bewohner ihrem täglichen Leben nachgegangen waren, das sich in nichts von dem anderer Familien im Land unterschied – hätte in letzter Zeit nicht eine bestimmte Entwicklung in der Gegend stattgefunden.

Diese Entwicklung hatte mit einem Ort namens Babbage Town zu tun.

Sean Kings kleines Flugzeug landete sanft auf dem Asphalt der einsamen Landebahn, hielt an, und die beiden Propeller wurden gedrosselt. Ein schieferblauer Hummer fuhr an das Flugzeug heran, und ein junger, schlaksiger schwarzer Mann in der Uniform eines privaten

Sicherheitsdienstes stieg aus und half Sean mit den Koffern.

Als der Hummer losfuhr, lehnte Sean sich zurück und dachte über seinen Besuch bei Michelle nach, bevor er nach Babbage Town aufgebrochen war. Er hatte Horatio angerufen, um sicherzugehen, dass es in Ordnung war, wenn er sie besuchte. Als Gegenleistung hatte der Psychiater Sean gebeten, sich Michelles persönliche Dinge in ihrem Apartment ansehen zu dürfen, das Sean für sie beide gemietet hatte. Horatio hatte auch Michelles Wagen sehen wollen.

»Da solltest du aber Maske und Handschuhe tragen«, hatte Sean ihn gewarnt, »und nachschauen, ob deine Tetanusimpfung aufgefrischt werden muss.«

Als Sean Michelle im Besucherraum gesehen hatte, hatte seine Laune sich sofort gebessert, so gesund sah sie aus. Sie hatte ihn sogar umarmt, sich angehört, was er zu sagen hatte, und seine Fragen direkt beantwortet.

»Und wie lange bleibst du in Babbage Town?«, hatte sie ihren Partner gefragt, nachdem er ihr von dem neuen Auftrag erzählt hatte.

»Ich weiß es nicht. Ich fliege mit einem Privatflugzeug hin, das Joan mir besorgt hat.«

»Und wie geht es deiner *Exfreundin* Joan, dieser paranoiden, schizophrenen Schlampe?«

Sean fasste die Bemerkung als gutes Zeichen dafür auf, dass Michelle wieder zu sich selbst fand. »Sie wird mich nicht begleiten«, sagte er. »Es gibt dort unten einen Burschen namens Len Rivest. Er ist der Sicherheitschef von Babbage Town. Er war beim FBI, kennt Joan und hat ihre Firma empfohlen. Rivest wird mein Kontaktmann sein.«

»Und der Mann, um den es geht, wurde ermordet?«

»Das wissen wir nicht mit Sicherheit. Sein Name war Monk Turing. Er hat in Babbage Town gearbeitet.«

»Was genau ist dieses Babbage Town?«

»Man hat es nur als geheime Denkfabrik beschrieben, wo an wichtigen Dingen gearbeitet wird.«

»Wer leitet den Laden?«

»Den Akten zufolge ein Mann mit Namen Champ Pollion.«

»Der eine Typ hieß Monk, der andere heißt Champ?«

»Ich weiß, das ist ziemlich abgedreht. Aber es gibt gutes Geld, wenn ich herausfinde, was mit diesem Monk passiert ist.«

»Kannst du dir deshalb den Laden hier leisten? Ich weiß, dass meine Versicherung das nicht bezahlt.«

»Kümmere du dich nur darum, dass es dir wieder besser geht. Alles andere lass meine Sorge sein.«

»Ich fühle mich ja schon besser. Ich fühle mich gut.« Sie senkte die Stimme. »Übrigens, *hier* geht auch etwas Merkwürdiges vor.«

»Etwas Merkwürdiges? Was meinst du damit?«

»Geräusche in der Nacht. Leute, die an Orten herumschleichen, an denen sie nicht sein sollten.«

Sean atmete tief ein und sagte in leicht tadelndem Tonfall: »Versprichst du mir, dass du dich nicht einmischen wirst, egal was es ist? Tust du es doch, kann ich dir nicht helfen, wenn es in die Hose geht.«

»*Du bist* derjenige, der mitten ins Nirgendwo fliegt, um einen Mordfall

aufzuklären, ohne dass ich dir Rückendeckung geben kann. Also sollte ich wohl eher bei dir die Daumenschrauben anziehen.«

»Ich bin vorsichtig. Versprochen.«

»Sobald ich hier raus bin, werde ich nachkommen und dir helfen.«

»Du und Horatio, ihr kommt wunderbar miteinander zurecht, nicht wahr?«

»Ich könnte den Hurensohn erwürgen.«

»Gut, dann kommt ihr tatsächlich miteinander aus.«

Ein paar Minuten später hatte Sean gehen wollen, als Michelle plötzlich seinen Arm ergriffen hatte. »Falls es gefährlich wird, ruf mich an. Dann bin ich sofort unten.«

»Ich pass auf meinen Hintern auf, keine Sorge.«

»Ich glaube nicht, dass du gleichzeitig nach vorne und hinten schauen kannst.«

Sean hatte den Zeigefinger auf sie gerichtet. »Für dich ist jetzt das Wichtigste, dass du wieder in Ordnung kommst. Danach werden wir wieder das allseits beliebte Team der sich anziehenden Gegensätze.«

»Ich freue mich schon darauf.«

»Ich mich auch.«

Nun war Sean auf dem Weg nach Babbage Town, allein, und bereute mehr denn je, dass Michelle nicht bei ihm war. Doch seine Partnerin hatte noch einen langen Weg vor sich, wollte sie wieder gesund werden, und in Gedanken beschäftigte Sean sich immer wieder mit der Möglichkeit, dass das vielleicht nie geschehen würde.

Als sie am York River vorbeifuhren, flatterten Vögel auf; gleichzeitig sprang ein halbes Dutzend Hirsche über die Straße. Der Fahrer trat kaum auf die Bremse. Die Flanke des letzten Weißrückenhirschs kam der Stoßstange bis auf wenige Zoll gefährlich nahe. Sean sah schon ein Geweih durch die Windschutzscheibe krachen und ihn an das teure Leder der Hummersitze nageln.

»Das passiert hier um diese Jahreszeit alle naselang«, sagte der Fahrer gelangweilt.

»Was sollte das werden? Ein Instakill?«, entgegnete Sean gereizt.

Er schaute nach rechts, wo er den Fluss zwischen den Feldern hindurch sah. Dahinter konnte er undeutlich den glitzernden, von Stacheldraht gekrönten Zaun erkennen, der das Land auf der anderen Flusseite umschloss.

Sean wies mit dem ausgestreckten Arm zum anderen Flussufer. »Ist das da Camp Peary?«

»Das Geisterland der CIA. Sie nennen es ›Die Farm‹«, informierte ihn der Fahrer.

»Ich hatte ganz vergessen, dass das hier ist.« Sean wusste sehr wohl, dass es hier war, spielte jedoch den Unwissenden in der Hoffnung, ein paar einheimische Informationen zu bekommen.

»Die Leute hier in der Gegend vergessen das *nie*.«

»Und? Verschwinden hier nachts kleine Tiere und Kinder?«, fragte Sean mit einem Lächeln.

»Das nicht, aber was das Flugzeug angeht, mit dem Sie gekommen sind – Sie können darauf wetten, dass eine Bodenlufrakete von der Farm auf Sie gerichtet war, bis Sie gelandet sind. Wäre die Maschine versehentlich in die Sperrzone geflogen, wären Sie viel schneller runtergekommen, als

Ihnen lieb gewesen wäre.«

»Da bin ich sicher. Diese Leute von der Farm sorgen bestimmt für 'ne Menge neue Jobs in der Gegend, oder?«

»Ja, aber sie nehmen sich auch viel.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Sean.

»Die Navy hat das als Erste gemacht. Als sie hierhergekommen sind, haben sie alle rausgeworfen.«

»Alle rausgeworfen?« Sean schaute verwirrt drein.

»Ja. Da drüben waren zwei Städte, Magruder und Bigler's Mill. Meine Großeltern haben in Magruder gelebt. Während des Krieges hat man sie in die James City County gebracht. Nach dem Krieg ist die Navy dann gegangen, kam in den Fünfzigerjahren aber wieder. Seitdem darf keiner mehr da rein.«

»Interessant.«

»Na, für meine Großeltern war das nicht so ›interessant‹. Das Militär tut, was es will.«

»Sie sollten sich damit trösten, dass nun Ihr freundlicher Nachbar dort ist, die CIA, und Sie mit Ferngläsern beobachtet.«

Der Mann lachte, und Sean wechselte das Thema. »Haben Sie Monk Turing gekannt?«

Der Mann nickte. »Ja.«

»Und?«

»Er war wie alle anderen in Babbage Town. Eine Intelligenzbestie. Wir

haben gar nicht dieselbe Sprache gesprochen.«

»Wie lange arbeiten Sie da schon?«

»Zwei Jahre.«

»Warum braucht man dort überhaupt einen Sicherheitsdienst?«

»Die arbeiten an verdammt wichtigen Sachen.«

»Was denn für Sachen?«

»Da fragen Sie den Falschen. Es hat irgendwas mit Zahlen und Computern zu tun. Vermutlich werden sie es Ihnen sagen, wenn Sie sich danach erkundigen.« Er lächelte. »Oh ja, die werden es Ihnen erklären ... auf eine Art und Weise, die Sie niemals verstehen werden.« Der Fahrer deutete nach vorne. »Wir sind da. Willkommen in Babbage Town.« Und mit einem Grinsen fügte er hinzu: »Ich hoffe, Sie werden Ihren Aufenthalt bei uns genießen.«

12.

Während Sean an seinem Fall arbeitete, hatte Michelle es sich in den Kopf gesetzt, eigene Ermittlungen aufzunehmen. Nachdem sie sich in der Cafeteria ihr Tablett geholt hatte, ging sie zu dem Tisch, an dem die Frau im Rollstuhl zu Mittag aß. Michelle setzte sich neben sie, öffnete ihre Wasserflasche und schaute zu der Frau hinüber.

»Ich bin Michelle«, stellte sie sich vor.

»Ich bin Sandy«, erwiderte die Frau. »Weshalb sind Sie hier?«

»Man hält mich für selbstmordgefährdet«, antwortete Michelle rundheraus.

Die Frau verzog das Gesicht. »Das ist bei mir genauso. Schon seit Jahren. Aber den meisten gelingt es, darüber hinwegzukommen ... es sei denn, es gelingt ihnen tatsächlich, sich umzubringen.«

Michelle ließ ihren Blick über die Frau wandern. Sie war Ende vierzig und hatte blondes, perfekt gestyltes Haar, feine Wangenknochen, strahlende haselnussbraune Augen und einen üppigen Busen. Ihr Make-up und ihre Fingernägel waren makellos. Obwohl sie nur eine schlichte Khakihose, Tennisschuhe und einen lila Sweater mit V-Ausschnitt trug, besaß sie die Aura einer Frau, die wesentlich teurere Dinge im Leben gewöhnt war. Sie sprach mit schwerem Südstaatenakzent.

»Und weshalb sind Sie hier?«, wollte Michelle wissen.

»Wegen Depressionen und Suizidgefahr. Mein Psychiater sagt immer, jedermann sei depressiv. Aber ich glaube ihm nicht. Wenn jeder sich so fühlen würde wie ich ... Jedenfalls glaube ich ihm einfach nicht. Ich glaube, meine Chemie ist ein bisschen aus dem Gleichgewicht geraten. Heutzutage gibt das fast jeder als Grund für Depressionen an.«

»Ich bin sicher, Sie kriegen das in den Griff.«

»Hoffen wir's. Und Sie? Sind Sie sicher, dass Sie nicht hier sind, weil Sie sich vor irgendetwas drücken wollen?«

»Ich weiß, was Sie meinen. Dass ein physisches Trauma bewirken kann, dass man sich vor der Außenwelt abschirmt, indem man sich ganz in sich selbst zurückzieht.«

»Ja, aber es gibt auch ganz praktische Gründe. Wenn jemand sich vor Gericht auf einen psychischen Ausnahmezustand beruft oder ein Trauma geltend macht, kann es hilfreich sein, wenn er an einem Ort wie diesem landet. Außerdem bekommt man hier ein Bett, drei Mahlzeiten am Tag und so viele Pillen, wie man will. Dann erklärt irgendein Seelenklempner dem Richter, dass Sie 'ne Macke haben und wie die sich äußert – und schon wird vor Gericht ein Vergleich geschlossen, und Sie sind aus dem Gröbsten raus.«

»Das ist Betrug.«

»Es sei denn«, entgegnete Sandy, »man ist wirklich durchgeknallt, so wie ich.«

Michelle schaute auf die Beine der Frau. »War das ein Unfall?«

»Eine Kugel aus einer Glock hat mich ins Rückgrat getroffen«, antwortete Sandy in sachlichem Tonfall. »Seitdem bin ich irreversibel gelähmt. Im Bruchteil einer Sekunde wurde aus der aktiven, sportlichen Sandy ein armer Krüppel.«

»Wie ist das passiert?«

»Ich war zur falschen Zeit am falschen Ort.«

»Sind Sie deshalb suizidgefährdet? Weil Sie gelähmt sind?«

»Mit der Lähmung habe ich mich abgefunden. Aber es gibt andere Dinge, die ich nicht so leicht verkraften konnte«, fügte Sandy geheimnisvoll hinzu.

»Was für andere Dinge?«, hakte Michelle nach.

»Darüber will ich nicht reden. Wie ist es bei Ihnen? Glauben Sie, dass Sie es schaffen? Dass Ihr Zustand sich bessert?«

Michelle zuckte mit den Schultern. »Um das zu sagen, ist es noch zu früh. Körperlich fühle ich mich okay.«

»Sie sind jung und hübsch. Sobald Ihre Wunden verheilt sind, können Sie Ihr Leben wieder in den Griff kriegen.«

»Und wie?«

»Besorgen Sie sich einen Mann mit Geld, und lassen Sie ihn für Sie sorgen. Nutzen Sie Ihr Aussehen – deshalb hat Gott es Ihnen ja gegeben. Und vergessen Sie nicht, sich abzusichern. Lassen Sie sich nichts erzählen von wegen, es wäre ›sein‹ Geld.«

»Sie hören sich an, als würden Sie aus Erfahrung sprechen.«

Sandy schauderte. »Verdammt, ich wünschte, die würden einen hier drin rauchen lassen. Aber die sagen, Nikotin sei ein Suchtmittel. Ich gäbe Gott weiß was für 'ne Kippe.«

»Sie *wollen* doch hier sein, oder?«, fragte Michelle.

»Oh, wir wollen alle hier sein, Süße.« Sandy lächelte und schob sich zwei Stück Spargel in den Mund.

Barry kam vorbei. Er half einem jungen Mann, der an Krücken ging.

Michelle nickte in seine Richtung. »Kennen Sie diesen Pfleger?«

Sandy musterte ihn einen Augenblick lang. »Nein, aber in dem Fall kann man das Buch schon am Umschlag erkennen.«

»Wo kommen Sie her, Sandy?«

»Meine Heimat ist jedenfalls nicht der Ort, an dem mein Herz ist«, antwortete Sandy ausweichend. »Tja, ich muss jetzt gehen. Ich fürchte, da ist 'ne Migräne im Anflug, und ich mag es nicht, wenn die Leute mich dann sehen, weil sie dann vielleicht ihre Meinung über die alte Sandy ändern.«

Sie nickte Michelle zu und fuhr im Rollstuhl davon.

Michelle beendete ihr Mittagessen und vertrat sich ein wenig die Beine, wobei sie an Sandys Privatzimmer vorbeikam, sodass sie einen Blick durch das kleine Plexiglasfenster in der Tür werfen konnte. Sandy schien zu schlafen. Michelle ging weiter den Gang hinunter und blieb vor der verschlossenen Tür der Stationsapotheke stehen. Sie schaute durch das vergitterte Fenster und sah einen kleinen, kahlköpfigen Mann in weißem Kittel, der Medikamente sortierte. Als er den Blick hob und zu Tür schaute, lächelte Michelle ihn an, doch der Mann wandte ihr wieder den Rücken zu und machte mit seiner Arbeit weiter.

»Wie du willst«, murmelte Michelle vor sich hin. »*Du* bekommst schon mal keine Weihnachtskarte von mir.«

»Na, wieder auf Wanderschaft?«, fragte eine Stimme.

Michelle fuhr erschrocken herum. Barry stand hinter ihr.

»Hier gibt's ja nicht viel anderes zu tun«, sagte sie.

»Oh, da fallen mir aber schon ein paar Dinge ein. Übrigens, Sie sehen besser aus als in den letzten Tagen.«

»Danke.«

»Ich habe gesehen, dass Sie beim Mittagessen mit Sandy gesprochen haben«, bemerkte Barry.

»Ja. Nette Frau.«

»Ich würde mich vor ihr in Acht nehmen.«

»Oh ... Kennen Sie sie gut?«

»Sagen wir mal, ich kenne Leute wie Sandy. Die können Ärger machen. Und Sie wollen doch keinen Ärger, oder?«

»Ich versuche immer, Ärger aus dem Weg zu gehen«, log Michelle.

»Braves Mädchen«, sagte Barry grinsend. »Übrigens, sollten Sie je etwas brauchen, zögern Sie nicht, mich zu fragen.«

»Was sollte ich denn brauchen?«

Die Frage schien Barry zu erheitern.

»Nun, jeder hat gewisse ... Bedürfnisse.« Er schaute sich um, trat näher an Michelle heran und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: »Ich weiß, wie verdammt einsam es für eine heiße Braut wie dich hier werden kann.«

»So einsam werde ich mich nie fühlen«, sagte Michelle und ließ Barry einfach stehen.

Sandy hatte recht: In Barrys Fall konnte man das Buch schon am Umschlag erkennen.

Später an diesem Nachmittag erschien Horatio Barnes und setzte sich Michelle gegenüber.

»Kein Rekorder heute?«, fragte sie.

Horatio tippte sich an die Schläfe. »Ich habe heute meine Vitamine genommen, deshalb ist alles hier drin. Ich habe übrigens mit Ihrem Bruder gesprochen.«

Ein besorgter Ausdruck erschien auf Michelles Gesicht. »Was haben Sie ihm erzählt?«

»Genug, um ihn auf den neuesten Stand der Dinge zu bringen.«

»Haben Sie ihm von der Kneipe erzählt?«

»Warum hätte ich ihm erzählen sollen, dass Sie in eine Bar gegangen und *zufällig* in eine Schlägerei mit Rodney dem Riesen geraten sind?«

»Lassen Sie den Quatsch. Haben Sie es ihm erzählt oder nicht?«

»Ich war mehr daran interessiert, was Ihr Bruder mir über *Sie* zu erzählen hatte.« Horatio schlug sein Notizbuch auf. »Er hat gesagt, Sie seien ein wahres Energiebündel und hätten einen unbändigen Ehrgeiz. Einen ›atmenden, sprechenden Tornado‹ hat er Sie genannt. Ich bin sicher, es war liebevoll gemeint.«

»Bill ist bekannt für seine Übertreibungen.«

»Oh, ich glaube, seine Beschreibung war ziemlich zutreffend. Er hat noch mehr Interessantes gesagt.«

»Und was?«

»Raten Sie mal.«

»Lassen Sie diese Spielchen. Sagen Sie's mir einfach.«

»Als Mädchen waren Sie ordentlich bis zur Besessenheit, hat er mir verraten. Alles sei immer an seinem Platz gewesen. Die anderen hätten sich sogar über Ihren Ordnungsfimmel lustig gemacht, aber dann –

bumm! – trat bei Ihnen eine Persönlichkeitsveränderung ein, wie sie größer nicht sein kann.«

»Und was ist so bemerkenswert daran? Früher war ich ordentlich, heute bin ich schlampig. Das ist bei vielen Menschen so. Was ist daran so sensationell?«

»Sie haben recht. So was kommt vor. Aber nicht über Nacht, wie bei Ihnen, und schon gar nicht im zarten Alter von sechs Jahren. Wären Sie ein Teenager gewesen, hätte ich nicht mal mit der Wimper gezuckt. Es gibt da nämlich ein Chromosom, das verrückt spielt, wenn man die dreizehn oder vierzehn überschritten hat. Dieses Chromosom sagt Ihnen: ›Du kannst ruhig im Chaos leben, und wenn deine Eltern dir drohen, dich rauszuwerfen, wenn du keine Ordnung schaffst, dann sag ihnen, sie können dich mal.‹ Deshalb frage ich mich, warum das bei Ihnen viel eher passiert ist, lange bevor dieses Chromosom normalerweise ausflippt.«

»Das ist so lange her, wen kümmert das noch?«

»In Ihrem Fall ist die Zeit nicht so sehr von Bedeutung. Viel wichtiger ist, was damals in Ihrem Kopf vor sich ging.«

»Ach ja? Sollten wir nicht eher über meine Beziehung mit einem Mann reden, der eine Menge Leute umgebracht hat?«, erwiderte Michelle gereizt. »Ich bin zwar keine Psychiaterin, aber meinen Sie nicht auch, dass *das* viel eher damit zu tun haben könnte, dass ich durchgeknallt bin?«

»Okay, reden wir über ihn.«

Michelle lehnte sich zurück und stemmte die Fäuste in die Hüfte.

»Eigentlich gibt es da nicht viel zu erzählen. Er sah gut aus, war nett und hatte einen interessanten Background. Seine Ehe war kaputt, und er hat versucht, das Beste daraus zu machen. Er war ein erfolgreicher Künstler und ein erstklassiger Sportler. In seiner Gegenwart habe ich mich gut gefühlt.« Spöttisch fügte sie hinzu: »Eigentlich war das einzig Negative

an ihm, dass er ein Serienkiller war.«

»Und Sie können immer noch nicht glauben, dass Sie sich von einem solchen Mann so leicht hinters Licht haben führen lassen, stimmt's?«

»*Mir* war so was jedenfalls noch nie passiert.«

»Vergessen Sie nicht, dass Serientäter berüchtigt dafür sind, andere Menschen hervorragend täuschen zu können. Das ist ein wesentlicher Teil ihrer Psychologie. Es macht sie zu dem, was sie sind. Es erlaubt ihnen, erfolgreich ihre Beute zu jagen. Ted Bundy gilt als Musterbeispiel für diese Theorie.«

»Wow, danke! Jetzt fühle ich mich schon viel besser.«

»Und wegen dieses einen Vorfalls haben Sie Jahre des beruflichen Erfolgs einfach weggeworfen? Halten Sie das für plausibel?«

»Es ist mir egal, ob es plausibel ist oder nicht. Es *ist* nun mal so.«

»Haben Sie ihn geliebt?«

Michelle überlegte kurz. »Ich glaube, ich hätte ihn mit der Zeit lieben *können* ... und jedes Mal, wenn ich daran denke, möchte ich mir am liebsten die Pulsadern aufschneiden. Der Hurensohn hat versucht, mich umzubringen. Und er hätte es geschafft, wäre Sean nicht gekommen.«

»Sean der Retter. Sie waren ihm bestimmt sehr dankbar.«

»Natürlich. Was denken Sie denn?«

»Wie ich hörte, hatte Sean während dieser Zeit eine Beziehung.«

Gleichmütig antwortete Michelle: »Er ist ein erwachsener Mann. Er kann tun und lassen, was er will.«

»Aber nach dem zu urteilen, was er mir erzählte, hat sich auch bei ihm die Beziehung als ... nun, als Fehler erwiesen.«

»Darauf können Sie wetten.«

»Halten Sie Sean für einen klugen Mann?«

»Er ist einer der klügsten Männer, denen ich je begegnet bin.«

»Trotzdem ist auch er getäuscht worden.«

»Aber er hat es herausgefunden. Ich dagegen war noch immer im Traumland.«

»Wie haben Sie empfunden? In Bezug auf Sean und diese Frau, meine ich.«

»Wie ich schon sagte, er ist ein erwachsener Mann.«

»Das habe ich Sie nicht gefragt.«

»Wie ich empfunden habe, wollen Sie wissen? Ich habe mich beschissen gefühlt!«, stieß Michelle hervor. »Sind Sie jetzt zufrieden?«

»Haben Sie sich deshalb so schlecht gefühlt, weil er Ihnen die andere Frau vorgezogen hat?«

Michelle kniff die Augen zusammen. »Taktgefühl ist nicht gerade Ihre Stärke, was?«

»Da könnten Sie recht haben. Aber beantworten Sie meine Frage. Haben Sie so empfunden?«

»Nein. Ich habe es eher so gesehen, dass *Sean* sich zum Narren macht.«

»Wieso?«

»Sie war ein verdammtes Luder«, sagte Michelle. »Und eine Mörderin, obwohl wir das nie beweisen konnten.«

»Haben Sie die Frau schon als Mörderin verdächtigt, als Sean sich noch mit ihr getroffen hat?«

Michelle zögerte. »Nein ... Nein, habe ich nicht. Sie hatte bloß irgendwas an sich, das mir nicht gefiel.«

»Dann haben Ihre Instinkte also auch bei dieser Frau recht gehabt.«

Michelle lehnte sich zurück. »Ja, stimmt. Darüber habe ich nie nachgedacht. Wie sind Sie darauf gekommen?«

»Nun, deshalb bin ich hier. Ich will Ihnen helfen, über solche Dinge nachzudenken. Patienten tragen oft zum Heilungsprozess bei, ohne sich dessen bewusst zu sein.«

»Ich auch?«

»Ja.«

»Und wie?«

»Zum Beispiel durch diese Kneipenschlägerei. Ein Teil von Ihnen war auf der Suche nach jemandem, dem Sie wehtun oder den Sie gar töten konnten. Ein anderer Teil von Ihnen hat jemanden gesucht, der *Ihnen* wehtut oder *Sie* umbringt. Mit dem Erfolg, dass Rodney der Riese Sie halbtot geschlagen hat. Aber Sie haben es überlebt. Und ich glaube, dass Sie auch nicht wirklich die Absicht hatten, sich umzubringen.«

»Ach ja? Wie können Sie so sicher sein?«, fragte Michelle spöttisch.

»Weil Menschen, die wirklich sterben wollen, Methoden wählen, die ziemlich narrensicher sind.« Horatio zählte die Möglichkeiten an seinen Fingern ab. »Eine Kugel in den Kopf, Aufhängen, Gas im Ofen, Gift

schlucken. Diese Leute wollen keine Hilfe. Sie wollen sterben, und das klappt dann auch meistens. Sie, Michelle, sind nicht gestorben, weil Sie es nicht wirklich gewollt haben.«

»Nehmen wir mal an, Sie haben recht. Was nun?«

»Nun will ich über Michelle Maxwell im Alter von sechs Jahren reden.«

»Zum Teufel mit Ihnen!« Michelle stürmte aus dem Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Horatio schraubte die Kappe auf seinen Füllfederhalter und lächelte zufrieden. »Endlich kommt Bewegung in die Sache.«

13.

Seans Schätzung zufolge hatte das riesige Ziegel- und Steinhaus, das drei Stockwerke in den bewölkten Himmel ragte, eine Länge von mindestens sechzig Metern. Es vereinte verschiedene architektonische Stilrichtungen: Es gab einen typisch britischen Wintergarten, eine Veranda im toskanischen Stil, einen Turm mit asiatischen Einflüssen und eine sakral anmutende kupferne Kuppel über einem der Seitenflügel. Joan zufolge war das Haus von Isaac Rance Peterman gebaut worden, der mit Fleischkonserven ein Vermögen gemacht hatte. Er hatte das Haus nach seiner Tochter benannt: Gwendolyn. Vor dem Haupteingang stand ihr Name noch immer auf den Säulen. Für Sean hätte der Name unpassender nicht sein können, denn Gwendolyn sah aus wie ein aufgetakeltes Fort mit einer Identitätskrise.

Vorne gab es einen gepflasterten Parkplatz, und der Hummer fuhr durch das von einem Uniformierten bewachte Tor auf einen freien Platz neben einen schwarzen Mercedes-Van.

Ein paar Minuten später waren Seans Koffer in seinem Zimmer, und er saß allein im Büro von Champ Pollion, dem Chef von Babbage Town. Der Raum war übersät mit Büchern, Laptops, Charts, elektronischen Geräten und Ausdrucken voller Symbole und Formeln, die Sean nie würde entziffern können, das sah er auf den ersten Blick. An der Innenseite der Tür hing ein weißer Karateanzug mit schwarzem Gürtel. Offenbar hat dieses Genie obendrein tödliche Hände, ging es Sean durch den Kopf. Na toll.

Einen Augenblick später öffnete sich die Tür, und Champ Pollion kam herein. Er war Ende dreißig und so groß wie Sean, aber nicht so kräftig. In seinem braunen, ordentlich gescheitelten Haar schimmerten graue Strähnen. Er trug eine khakifarbene Hose, Tweedjacke mit Lederflicken an den Ellbogen, weißes Hemd, Sweater mit V-Ausschnitt und eine Paisleyfliege. Fehlte nur noch eine Pfeife in der Hand dieses Mannes, um das Bild eines englischen Gelehrten aus den Vierzigerjahren zu

vervollständigen.

Er setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl, lehnte sich zurück, legte seine Slipper auf den von Büchern übersäten Tisch und schaute Sean nervös an.

»Ich bin Champ Pollion. Und Sie sind Sean King?« Sean nickte.
»Möchten Sie Kaffee?«

»Danke.«

Champ bestellte den Kaffee und lehnte sich dann wieder zurück.

»Das FBI ist also in den Fall involviert?«, fragte Sean.

Champ nickte. »Es gefällt niemandem, dass überall Polizei und FBI herumlaufen.«

»Und Monk Turing wurde in Camp Peary gefunden, auf dem Grundstück der CIA?«

»Ja. Was um alles in der Welt wollte er dort? Die Männer da haben Gewehre, um Himmels willen.«

»Sie haben hier auch Bewaffnete«, erwiderte Sean.

»Wenn es nach mir ginge, hätten wir die nicht. Aber ich leite nur Babbage Town und habe nichts zu sagen, was solche Dinge angeht.«

»Und *warum* brauchen Sie hier bewaffnete Wachen?«

»Unsere Arbeit könnte enorme wirtschaftliche Auswirkungen haben. Wir stehen in einem Rennen gegen die Zeit. Wir haben Konkurrenten fast überall auf der Welt, die uns nur zu gerne schlagen würden. Deshalb sind hier Wachen. Überall.« Er winkte gedankenverloren. »Überall.«

»War die CIA schon hier?«

»Spione kommen nur selten zu einem und sagen: ›Hallo, wir sind von der CIA. Sagen Sie mir, was Sie wissen, oder wir bringen Sie um.«
Champ holte etwas aus seiner Jackentasche, das wie ein dünnes Glasröhrchen aussah.

»Kommen Sie gerade aus Ihrem Labor?«, fragte Sean.

Champ schaute ihn misstrauisch an. »Warum?«

»Das kleine Ding, das Sie da halten, sieht wie eine Pipette für Augentropfen aus. Aber ich bin sicher, Sie haben einen technischen Ausdruck dafür.«

»Dieses kleine Ding, wie Sie es nennen, könnte die größte Erfindung aller Zeiten sein, gegen die sogar Bells Telefon oder Edisons Glühbirne blass aussehen.«

Sean sah ihn überrascht an. »Was zum Teufel ist das denn?«

»Es könnte der schnellste nichtklassische Computer in der Geschichte des Universums sein, wenn wir das verdammte Ding nur dazu bringen könnten, sein enormes Potenzial zu entfalten. Das hier ist natürlich kein funktionstüchtiges Modell, nur ein Prototyp für Konzeptstudien. Aber um darauf zurückzukommen, was hier geschehen ist – in letzter Zeit sind viele Leute durch Babbage Town gekommen. Das schließt auch die hiesige Polizei mit ein, und zwar in Gestalt eines sabbernden, alten, Cowboyhut tragenden Trottels namens Merkle Hayes, sowie mehrere stramme Mitarbeiter des FBI.« Er legte das Röhrchen ab und schaute zu Sean. »Wissen Sie, was ich annehme?«

»Was?«

»Ich nehme an, dass sich dahinter eine riesige Verschwörung verbirgt – allerdings ohne die CIA. Diese Typen wären viel zu offensichtlich. Nein,

ich denke, es hängt mit dem so genannten militärisch-industriellen Komplex zusammen, vor dem Präsident Eisenhower die Öffentlichkeit kurz vor Ende seiner Amtszeit gewarnt hat.«

Sean bemühte sich, seine Skepsis zu verbergen. »Und was hat das damit zu tun, dass Monk Turings Leiche in Camp Peary gefunden worden ist?«

»Direkt neben Camp Peary liegt ein *Marinewaffenlager*, und Camp Peary hat mal der *Navy* gehört.«

»Hat das, woran Sie arbeiten, irgendeine militärische Bedeutung?«

»Ich fürchte, das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Aber Sie arbeiten nicht für die Regierung, oder?«

»Sieht das hier in Ihren Augen wie eine Anlage der Regierung aus?«

»Vielleicht.« Sean schaute zu dem Kampfanzug an der Tür. »Karate? Kung Fu?«

»Taekwondo. Mein Vater hat mich dazu gebracht, als ich in die Highschool gekommen bin. Er hat mich zum Training geschickt, damit ich mich in der Schule verteidigen konnte. Es wird Sie vielleicht erschrecken, Mr. King, aber ich war so etwas wie ein Nerd, ein Spinner, hochintelligent, aber eben ein Spinner, der nur in seiner Computerwelt lebt. Und wenn es eines gibt, was Teenager hassen – besonders, wenn ihre Schuhgröße ihren IQ übersteigt –, dann ist es ein Nerd.« Champ schaute auf seine Uhr und schnappte sich dann ein paar Papiere vom Tisch.

Rasch sagte Sean: »Ich werde die Einzelheiten des Falles durchgehen müssen. Wenn Sie das alles nicht noch mal wiederkäuen wollen, kann ich auch mit Len Rivest sprechen.«

In diesem Augenblick kam eine kleine, stämmige, grauhaarige Frau mit

einem Kaffeetablett herein. Sie verteilte Tassen, Zucker und Löffel.

»Doris«, wandte Champ sich an sie, »würden Sie Len Rivest bitten, zu uns zu kommen?«

Nachdem die Frau gegangen war, sagte Sean: »Ohne Ihnen etwas Vertrauliches entlocken zu wollen ... Was genau ist Babbage Town? Der Fahrer wusste nicht, wie er es mir erklären sollte.«

Champ schien nicht antworten zu wollen.

»Ich brauche nur ein paar Hintergrundinformationen«, hakte Sean nach.

»Haben Sie je von Charles Babbage gehört?«, fragte Champ.

»Nein.«

»Er war von größter Bedeutung bei den Entwicklungen, die zum modernen Computer führten. Nicht schlecht, wenn man bedenkt, dass der Mann 1791 geboren wurde, finden Sie nicht auch? Außerdem hat er das Tachometer erfunden, und als Liebhaber von Statistiken hat er Sterbetabellen erstellt – nach einem System, wie es noch heute von Versicherungen verwendet wird. Aber meiner Meinung nach war Babbages fantastischste Leistung, dass er den polyalphabetischen Vigenère-Chiffre entschlüsselt hat, der fast drei Jahrhunderte lang allen Dechiffrierungsversuchen widerstanden hat.«

»Den polyalphabetischen Vigenère-Chiffre?«

Champ nickte. »Blaise de Vigenère war ein französischer Diplomat, der diese Verschlüsselungstechnik im sechzehnten Jahrhundert entwickelt hat. Man bezeichnet ihn als *polyalphabetisch*, weil er mehrere Alphabete und nicht nur eins verwendet. Allerdings wurde er zweihundert Jahre lang nicht verwendet, da man ihn als zu komplex betrachtete, auch wenn er mit der üblichen Häufigkeitsanalyse nicht zu knacken war. Wissen Sie, was eine Häufigkeitsanalyse ist?«

»Ich habe keinen blassen Schimmer«, antwortete Sean.

»Die Häufigkeitsanalyse war der Heilige Gral der Codeknacker. Die Araber haben das Verfahren im neunten Jahrhundert erfunden. Häufigkeitsanalyse bedeutet genau das, was das Wort sagt: Man analysiert, wie oft bestimmte Buchstaben in einem Text vorkommen. Im Englischen ist der Buchstabe ›E‹ bei weitem der häufigste, gefolgt von ›T‹ und ›A‹. Das ist ungemein hilfreich, wenn man einen Code entschlüsseln will – oder zumindest war es das. Heutzutage basieren Verschlüsselungen auf der Länge geheimer Zahlenfolgen und der Geschwindigkeit und Leistung von Computern, diese Schlüssel zu errechnen. Also keine Spur mehr von linguistischer Romantik.

Vor tausend Jahren hat man den so genannten Cäsarschlüssel, einen einfachen Verschiebeschlüssel, für bombensicher gehalten, doch die Araber haben ihn förmlich auseinandergenommen. Deshalb war der Vigenère-Chiffre so revolutionär: Die Häufigkeitsanalyse war bei ihm nutzlos.«

Sean wand sich ein wenig auf seinem Stuhl ob dieser in die Länge gezogenen Geschichtsstunde.

»Bitte entschuldigen Sie, Mr. King«, sagte Champ. »Aber ich verspreche Ihnen, dass ich noch auf den Punkt kommen werde.«

»Nein, nein, das ist sehr interessant«, sagte Sean und unterdrückte ein Gähnen.

»Wie gesagt, war die Häufigkeitsanalyse nutzlos gegen das Vigenère-Monster, so kunstvoll und intelligent war es gemacht. Und doch ist es dem alten Charlie Babbage gelungen, ihm das Messer direkt ins numerische Herz zu stoßen.«

»Und wie?«, fragte Sean.

»Er hat den Code aus einer höchst originellen Richtung angegriffen und

damit einen Kryptoanalysestandard für Generationen geschaffen. Allerdings hat er nie den Ruhm dafür geerntet, denn er hat seine Ergebnisse nie publiziert.«

»Wie ist Babbages Entdeckung dann bekannt geworden?«

»Als die Wissenschaftler im zwanzigsten Jahrhundert seine Aufzeichnungen durchgegangen sind, lange nach seinem Tod, haben sie entdeckt, dass er der Erste war, dem das gelungen ist. Und jetzt komme ich zum Punkt: Ich habe diesen Ort ›Babbage Town‹ getauft als Hommage an einen Mann mit brillantem Verstand, aber ohne jedes Talent zur Selbstvermarktung. Wie auch immer, sollten wir unsere Ziele hier erreichen, hege ich keinerlei Zweifel, dass *wir* sie laut herausschreien werden.« Champ lächelte. »Nachdem wir uns alle notwendigen Patente gesichert haben, werden wir im Geld schwimmen.«

»Dann bekommen also auch Sie ein Stück vom Kuchen?«

»Sonst wäre ich nicht hier. Aber selbst falls wir kein Vermögen verdienen sollten – die Arbeit hier ist bahnbrechend und unglaublich spannend.«

»Wem gehört Babbage Town eigentlich?«

Die Tür öffnete sich, und ein stämmiger kleiner Mann Anfang fünfzig kam ins Zimmer. Er trug einen zweiteiligen Anzug mit gedeckter Krawatte. Sein silbernes Haar war mit Gel zurückgekämmt, und seine blauen Augen schauten wachsam drein. Er blickte von Sean zu Champ.

Champ sagte: »Len, das ist Sean King.«

Und Champ nahm seinen raffinierten, nicht klassischen und nicht funktionstüchtigen Glasröhrchencomputer und ging hinaus. Jetzt erst wurde Sean klar, dass der Mann ihm viel erzählt, aber nichts gesagt hatte.

14.

Horatio Barnes parkte seine Harley vor den Mietshäusern nahe Fairfax Corner, holte die Schlüssel von Seans und Michelles Wohnung aus der Tasche und zögerte dann. Sollte er sich erst den SUV oder erst die Wohnung ansehen? Er entschied sich für den Toyota. Der Wagen stand nahe dem Hauseingang.

Horatio schloss die Fahrertür des SUV auf und öffnete sie.

»Ach du Scheiße!«, war seine erste Reaktion. Sean hatte nicht übertrieben, als er Horatio eine Tetanusauffrischung und das Tragen einer Maske empfohlen hatte. Die Mitte und der hintere Teil der Ladefläche war derart zugemüllt, dass Horatio den Boden nicht mehr sehen konnte: Sportausrüstung, geschmolzene Schokoriegel, leere Flaschen eines Energydrinks, verschimmeltes Essen, eine Packung Schrotpatronen, zerknitterte Kleider und zwei mit Plastik ummantelte Hanteln. Horatio hob eine der Hanteln mit Mühe hoch und blätterte dann durch eine der Kampfkunstzeitschriften, die im hinteren Teil des Wagens gestapelt waren.

»Okay, Notiz für den geschätzten, aber feigen Psychiater: Mach die gute Frau nie sauer, sonst tritt sie dir in deinen dünnen alten Hintern.«

Horatio setzte sich kurz auf den Mittelsitz, fuhr die Fenster herunter und dachte nach. Michelle war ein klassischer Typ A, kompakter als das Innere eines Golfballs, und was sah er hier? Ein zugemülltes Chaos?

Horatio ging in die Wohnung im zweiten Stock hinauf. Michelles Schlafzimmer erwies sich als ordentlich und aufgeräumt; die Kleider hingen im Schrank, und auf dem Boden fand sich keinerlei Müll ... allerdings nur, weil die Frau nie hier gewesen war. Oben im Schrank befand sich ein abgeschlossenes Waffenfach, wo Michelle vermutlich ihre Pistole aufbewahrte.

Auf dem kleinen Balkon entdeckte Horatio ihr Rennboot. Es war perfekt poliert, und daneben lagen Ruder in einwandfreiem Zustand. Horatio ging wieder in die Wohnung. Auf dem Tisch im Flur lag ein Stapel Post, die er durchschaute. Die meisten Briefe waren an Sean adressiert und von seiner letzten Anschrift nach hier weitergeleitet worden. Andere waren die typischen Rechnungen und Werbepost, unter denen die gesamte Menschheit zu leiden hatte. Doch da war noch ein Brief von Michelles Eltern aus Hawaii. Vermutlich wollten sie ihrer Tochter nur mitteilen, wie viel Spaß sie auf der Reise hatten.

Als Horatio darüber nachdachte, kam ihm eine Idee, und er rief Bill Maxwell in Florida an. Beim zweiten Klingeln nahm er ab.

»Rufe ich zu einem schlechten Zeitpunkt an?«, fragte Horatio. »Sollten Sie gerade auf einer wilden Verfolgungsjagd sein, legen Sie mich ruhig in die Warteschleife. Ich warte dann, bis Sie die bösen Jungs geschnappt haben oder ich den Wagen irgendwo gegen krachen höre.«

Bill lachte. »Ich habe heute dienstfrei. Eigentlich wollte ich angeln gehen. Was gibt's? Wie geht es Michelle?«

»Immer besser. Weshalb ich anrufe, Bill – leben Ihre Eltern noch in Tennessee?«

»Ja. Nachdem Pop in den Ruhestand gegangen ist, haben sie sich ein neues Haus gebaut. Wir haben damals alle geholfen. Ein Polizeichef verdient gutes Geld, aber bei so vielen Kindern kann man kaum sparen. Auf diese Weise haben wir uns bedanken wollen.«

»Dann sehen Sie Ihre Eltern oft?«

»Nein. Vier-, fünfmal im Jahr. Schließlich wohne ich hier in Tampa. Flüge sind teuer, und es ist eine lange Fahrt bis Tennessee. Außerdem habe ich selbst drei Kinder.«

»Und Ihre Brüder?«

»Die sehen unsere Eltern vermutlich öfter als ich. Sie wohnen nicht so weit weg.«

»Und Michelle? Ich nehme an, sie sieht Ihre Eltern häufig, oder? Schließlich lebt sie in Virginia mehr oder weniger nebenan.«

»Ich glaube nicht, dass sie oft bei ihnen ist. Ich hab sie nie angetroffen, wenn ich bei unseren Eltern war, und mit meinen Brüdern spreche ich regelmäßig. Keiner von ihnen hat je erwähnt, Michelle bei unseren Eltern gesehen zu haben.«

»Vielleicht sind Ihre Eltern ja zu ihr gefahren.«

»Michelle hatte nie eine Bleibe, wo für Besucher Platz gewesen wäre«, erwiderte Bill. »Ich habe es ein paarmal versucht, weil meine Kinder sie gern haben. Sie finden es cool, dass ihre Tante an der Olympiade teilgenommen und sogar den Präsidenten bewacht hat. Aber Michelle hatte immer sehr viel zu tun. Als sie noch beim Secret Service war, konnte ich das ja noch verstehen; aber als sie in die Privatwirtschaft gewechselt ist, hätte man doch glauben sollen, dass sie ein bisschen mehr Freizeit hat. Das war aber nie der Fall.«

»Wann haben Sie Ihre Schwester zum letzten Mal gesehen?«

»Vor ein paar Jahren. Und das auch nur, weil ich beruflich in Washington war. Wir haben zusammen zu Abend gegessen. Damals war sie noch beim Secret Service.«

»Haben Sie das Gefühl, dass sie sich von Ihrer Familie entfremdet hat?«

»Erst als Sie angefangen haben, all diese Fragen zu stellen.«

»Tut mir leid, wenn es den Anschein erweckt, als würde ich im Leben Ihrer Familie herumschnüffeln, aber ich muss alles versuchen, damit es Michelle wieder besser geht.«

»Ich weiß. Michelle ist in Ordnung, wenn auch ein bisschen schrullig.«

»Schrullig. Ja, das ist das richtige Wort. Ich habe mir gerade ihren Wagen angesehen.«

Bill lachte. »Und? Haben Sie schon das Gesundheitsamt angerufen, um die Kiste unter Quarantäne stellen zu lassen?«

»Offenbar kennen Sie den Wagen.«

»Als ich vor ein paar Jahren bei ihr war, hat sie mich mit der Kiste zum Essen gefahren. Ich hab die Luft angehalten und anschließend zweimal in meinem Hotel geduscht.«

»Haben Sie je gesehen, dass Michelle sich übertrieben häufig oder gründlich die Hände gewaschen hätte? Dass sie Türen überprüft hat, bevor sie sie geöffnet hat, oder Stühle, bevor sie sich gesetzt hat?«

»Sie meinen, wie bei einer Zwangsstörung? Nein, ich kann mich nicht erinnern.«

»Und im Alter von sechs Jahren hat sich das bei Michelle dann alles verändert?«

»Ich war gerade mit dem College fertig und nicht viel zu Hause, aber als ich für ein paar Monate wieder bei meinen Eltern gewohnt habe, war Michelle ein anderer Mensch geworden. Sie haben damals in einer kleinen Stadt gut eine Stunde südlich von Nashville gelebt.«

»War es nicht vielleicht doch eine Persönlichkeitsveränderung, wie Kinder sie beim Älterwerden durchmachen? Dann wäre es ziemlich normal.«

»Es war mehr als das, Horatio. Meine Kinder haben sich auch verändert, aber nicht so plötzlich.«

»Sie haben gesagt, Michelle hätte sich von extrovertiert zu introvertiert entwickelt, von gesellig zu schüchtern, von vertrauensvoll zu misstrauisch. Und sie hat viel geweint, nicht wahr?«

»Ja. Nachts.«

»Und sie ist immer schlampiger geworden?«

»Oh ja. Ich erinnere mich vor allem an den Fußboden in ihrem Zimmer. Er war immer blitzblank. Dann, praktisch über Nacht, war überall nur noch Müll. Man konnte nicht mal mehr den Teppich sehen. Ich habe das immer darauf geschoben, dass sie ein rebellischer Frechdachs war.«

»Das würde einige Dinge erklären, Bill, aber nicht alles. Und wenn in meinem Beruf etwas unerklärlich ist, muss ich den Grund herausfinden. Denn irgendwo *gibt* es eine Erklärung, und mag sie noch so tief vergraben sein.« Horatio hielt kurz inne. »Okay, in Anbetracht der nächsten Frage, die ich Ihnen stellen muss, bin ich froh, dass Sie tausend Meilen weit weg sind.«

»Michelle ist nie missbraucht worden.«

»Wie ich sehe, haben Sie schon darüber nachgedacht.«

»Ich bin Cop. Ich habe missbrauchte Kinder gesehen und ein paar wirklich alpträumhafte Situationen erlebt, aber Michelle war nie so. Sie hat nie eines der typischen Anzeichen für Missbrauch gezeigt, und Pa würde nie ... Ich meine, er war nicht so einer. Außerdem war er Cop; deshalb haben wir ihn ohnehin nur selten zu Hause gesehen. Und hätte ich je auch nur eine Sekunde lang den Verdacht gehegt, dass etwas Derartiges vor sich gehen könnte, hätte ich sofort was dagegen unternommen. Schließlich bin ich nicht deshalb Polizist geworden, weil ich in die andere Richtung schaue, wenn es drauf ankommt.«

»Da bin ich mir sicher, Bill. Aber haben Ihre Eltern eine Erklärung für Michelles Veränderung gehabt? Haben sie je professionelle Hilfe

gesucht?«

»Nicht, dass ich wüsste. Es war aber auch nicht so, als hätte Michelle irgendwelche Anfälle gehabt oder kleine Tiere zerstückelt oder so was. Außerdem ist man damals noch nicht wegen jeder Kleinigkeit zu einem Psychiater gerannt oder hat sein Kind mit Ritalin vollgestopft, weil es nicht zehn Minuten lang ruhig sitzen kann ... Das sollte jetzt keine Beleidigung sein, Doc.«

»Oh, ich kenne eine Menge Psychiater, die man besser als Pharmakologen bezeichnen sollte. Haben Sie je mit Ihren Eltern über Michelle gesprochen?«

»Ich glaube, wir sind alle irgendwann zu dem Schluss gekommen, sie ihren eigenen Weg gehen zu lassen. Und sollte sie sich unserer Familie je wieder anschließen wollen, sind wir für sie da.«

»Und Sie haben Ihren Eltern nichts von Michelles derzeitiger Situation erzählt?«

»Nein. Wenn sie nicht will, dass Mom und Dad davon erfahren, dann ist es nicht an mir, es den beiden zu sagen. Außerdem ... glauben Sie, ich will den Zorn einer Olympionikin mit schwarzem Gürtel auf mich ziehen, Schwester hin oder her?«

Horatio lachte. »Darauf würde ich auch keinen Wert legen. Fällt Ihnen sonst noch etwas ein, was mir helfen könnte?«

»Geben Sie mir einfach meine kleine Schwester zurück, Doc. Wenn Sie das schaffen, haben Sie in Tampa einen Freund fürs Leben.«

15.

Len Rivest führte Sean durch Babbage Town. Hinter dem großen alten Herrenhaus befand sich ein Netzwerk aus Gebäuden unterschiedlicher Größe. Sean fiel auf, dass neben jeder Tür eine Sicherheitstastatur angebracht war. Eines der größten Gebäude nahm eine Fläche von fast einem Viertel Morgen ein und war von einem sieben Fuß hohen Zaun umgeben. Das Gebäude hatte einen Anbau, der an ein Getreidesilo erinnerte.

Sean deutete auf den Anbau. »Was ist da drin?«

»Wasser. Damit werden Teile der Anlage gekühlt.«

»Und was befindet sich in den anderen Gebäuden?«

»Andere Dinge«, antwortete Rivest ausweichend.

»Und in welchem hat Monk Turing gearbeitet? Was hat er hier eigentlich gemacht?«

»Ich hatte gehofft, diese Frage vermeiden zu können«, sagte Rivest.

»Ich dachte, Sie hätten uns angeheuert, damit wir herausfinden, wie Monk Turing gestorben ist. Wenn Sie das allerdings nicht wollen, Len, dann sagen Sie es einfach, und ich kann wieder nach Hause fahren, ohne meine und anderer Leute Zeit zu verschwenden. Champ Pollion hat mir gerade eine halbe Stunde lang mit vielen Worten gar nichts erzählt, und ich habe nicht die Absicht, mir das Gleiche jetzt noch mal von Ihnen anzuhören.«

Rivest schob die Hände in die Taschen. »Tut mir leid, Sean. Ich weiß, dass Sie mit Joan beim Secret Service waren, und ich mag es ja auch nicht, Katz und Maus mit einem ehemaligen Kollegen zu spielen. Unter uns gesagt, glaube ich, dass die ... nun ja, Mächte im Hintergrund

inzwischen Bedenken haben, was private Untersuchungen hier betrifft.«

»Und wer sind diese Mächte im Hintergrund?«

»Wenn ich es wüsste, würde ich es Ihnen sagen.«

Sean klappte den Mund auf. »Soll das heißen, Sie wissen nicht, für wen Sie hier arbeiten?«

»Wenn jemand genug Geld hat, kann er seine Spuren sehr gut verwischen. Auf meinem Gehaltsscheck steht, dass ich für das Unternehmen Babbage Town arbeite. Ich war vor einiger Zeit mal neugierig und habe versucht, mehr herauszufinden. Und wissen Sie was? Man hat mir gesagt, ich bekäme einen Tritt in den Arsch und würde fliegen, sollte ich das noch einmal tun. Der Job hier wird besser bezahlt als alles, was ich je gemacht habe. Ich habe zwei Kinder, die das College besuchen. Ich will das nicht versauen. Ich kann keine solchen Probleme gebrauchen.«

»Wie kommen Sie darauf, dass es Probleme für Sie geben könnte?«

»Ich bekomme jeden Tag E-Mails. Aber ich habe denen gesagt, Sie säßen bereits im Flugzeug und sollten wenigstens die Chance bekommen, es mal zu versuchen – zumal die Sache heikel werden kann.«

»Heikel? Weil die CIA und das FBI ihre Finger im Spiel haben?«

Rivest verzog das Gesicht. »Ausgerechnet Camp Peary, verdammt! Aber wenn Sie den Fall schnell lösen und die Sache nichts mit Babbage Town zu tun hat, werden unsere Probleme möglicherweise verschwinden.«

»Und falls es doch mit Babbage Town zu tun hat?«

»Dann sollte ich nach einem neuen Job Ausschau halten.«

»Champ Pollion glaubt, dass der Fall etwas mit irgendeiner Verschwörung des militärisch-industriellen Komplexes zu tun hat.«

Rivest stöhnte. »Bitte, ich hab schon genug am Hals! Da kann ich nicht auch noch meine Zeit mit Champs Fantastereien verschwenden.«

»Okay, konzentrieren wir uns auf das Wesentliche. Wie ist Monk Turing gestorben?«

»Durch eine Kugel in den Kopf. Die Waffe lag neben ihm.«

»Wo genau in Camp Peary wurde er gefunden?«

»Am äußersten östlichen Ende des Komplexes, das direkt an den York River grenzt. Sie sind auf dem Weg hierher daran vorbeigefahren. Es liegt am anderen Flussufer.«

»Ist das Areal umzäunt?«

»Ja. Monk Turing lag gerade so innerhalb der Umzäunung. Schürfwunden an seiner Leiche deuten darauf hin, dass er über den Zaun geklettert ist. Ich bin sicher, dass das Gebiet patrouilliert wird, aber nicht vierundzwanzig Stunden am Tag und sieben Tage die Woche. Camp Peary umfasst Tausende Morgen, und ein großer Teil ist unbewacht. Selbst die CIA hat nicht so viel Geld, dass sie jeden Quadratzoll sichern könnte. Monk ist irgendwie da reingekommen.«

»Wo ist die Leiche jetzt?«

»Man hat eine provisorische Leichenhalle eingerichtet, in White Feather, das ist eine kleine Stadt ganz in der Nähe. Ein Gerichtsmediziner aus Williamsburg hat die Obduktion vorgenommen. An der Todesursache besteht kein Zweifel. Ich habe sowohl die Leiche als auch den Bericht gesehen; aber schauen Sie es sich ruhig selber an.«

»Okay. War Turing verheiratet?«

»Geschieden. Wir suchen noch immer nach seiner Ex. Bisher ohne Erfolg.«

»Kinder?«

»Eins. Viggie Turing, elf Jahre.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Hier. Sie hat mit ihrem Vater in Babbage Town gelebt.« Rivest wies mit einem Kopfnicken zu einigen der kleinen Häuser hinüber. »Die Gebäude da drüben dienen als Wohnungen für die Leute, die hier arbeiten. Ein paar wohnen allerdings auch im Herrenhaus.«

»Ist Viggie ein Spitzname oder ihr richtiger Name?«

»Das ist eine Kurzform für Vigenère. Zumindest habe ich das so gehört.«

»Nach Blaise de Vigenère?«, fragte Sean.

»Nach wem?«

»Vergessen Sie's. Hatte Turing Feinde?«

»Mindestens *einen* hatte er ganz offensichtlich.«

»Aber was ist mit der Selbstmordtheorie? Aufgesetzter Kopfschuss? Waffe daneben?«

»Könnte sein«, räumte Rivest zurückhaltend ein. »Aber mein Bauch sagt mir etwas anderes.«

»Manchmal irrt der Bauch sich.«

»In meinen fünfundzwanzig Jahren beim FBI hat er das nie getan, und jetzt sagt er mir, dass hier etwas nicht stimmt.«

»Ich möchte mit Viggie sprechen.«

»Es wird Ihnen schwerfallen, aus dem Kind etwas herauszubekommen.«

»Wieso?«

»Sie ist Autistin. Nur Monk konnte zur ihr durchdringen, sonst niemand.«

»Weiß sie überhaupt, dass ihr Vater tot ist?«

»Da liegt das Problem. Niemand weiß, wie man es ihr beibringen soll. Das könnte übel werden.«

»Warum? Ist sie gewalttätig?«

Rivest schüttelte den Kopf. »Sie ist ruhig und schüchtern. Und sie spielt sehr gut Klavier.«

»Was ist dann ihr Problem?«

»Sie lebt in ihrer eigenen Welt, Sean. Man kann ganz normal mit ihr reden, und plötzlich ist es, als würde sie einfach ... verschwinden. Sie kommuniziert nicht auf der gleichen Ebene wie Sie und ich.«

»Ist sie schon mal von einem Psychiater untersucht worden?«

»Weiß ich nicht.«

Sean dachte an Horatio Barnes. »Sollte es darauf hinauslaufen, kenne ich vielleicht jemanden, der uns helfen könnte. Wer kümmert sich jetzt um sie?«

»Alicia Chadwick und ein paar andere.«

»Wer ist Alicia Chadwick?«

»Sie arbeitet in einer der Abteilungen hier. Wenn außer Monk jemand zu Viggie durchdringen konnte, dann Alicia, zumindest teilweise.«

»Wer hat Monks Leiche entdeckt?«

»Ein Wachmann auf Patrouille in Camp Peary.«

»Hat die Spurensicherung irgendwelche verwertbaren Hinweise gefunden?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Was ist mit der Waffe?«

»Die hat Turing gehört.«

»Waren Fingerabdrücke auf der Waffe?«

»Offenbar ja.«

»Offenbar? Entweder gab es welche oder nicht.«

»Okay, es gab welche. Und man hat keinerlei Hinweise darauf gefunden, dass er gefesselt worden wäre oder sich irgendwie gewehrt hätte.« Rivest zögerte kurz und platzte dann heraus: »Verdammt, vielleicht hat einer der Wachen von Camp Peary bloß einen nervösen Zeigefinger gehabt.«

»Und dafür hat er dann Turings Waffe benutzt?«

»Monk hat das Gelände verbotenerweise betreten. Ein Wachmann hat ihn erschossen, und jetzt versuchen diese Leute, das zu verschleiern.«

Sean schüttelte den Kopf. »Wäre er ein Eindringling gewesen, hätte der Wachmann einen Grund gehabt, ihn zu erschießen. So etwas zu verschleiern wirft nur zusätzliche Probleme auf. Außerdem hätte sicher niemand Monks eigene Waffe dafür verwendet.«

»Wer weiß das schon bei der CIA?«, entgegnete Rivest.

»Der zweite Grund ist noch stichhaltiger. Monk wurde durch einen aufgesetzten Schuss getötet. Wenn ein Wachmann so nahe an ihm dran gewesen wäre, hätte er Monk genauso gut festnehmen können.«

»Vielleicht kam es ja zu einer Rangelei, und der Schuss hat sich zufällig gelöst«, gab Rivest zu bedenken.

»Sie haben gerade gesagt, dass es keinerlei Hinweise auf einen Kampf gibt.«

Rivest seufzte. »Wer kennt schon die Wahrheit?«

»Was sagt die CIA zu der Sache?«

»Dass Monk über den Zaun geklettert sei und sich selbst erschossen habe.«

»Sie glauben das offensichtlich nicht.«

Rivest schaute sich nervös um. »Es gibt hier viele Augen.«

»Was soll das heißen?«

»Dass es an einem Ort wie diesem hier Spione geben könnte.«

»Spione? Wie kommen Sie darauf?«

»Beweise habe ich natürlich nicht. Das ist wieder nur so ein Bauchgefühl.«

»Hat man irgendetwas in Turings persönlichen Sachen gefunden?«, fragte Sean.

»Das FBI hat alles mitgenommen ... seinen Computer, seine Papiere,

seinen Pass.«

»Wer hat Monk zum letzten Mal lebend gesehen?«

»Seine Tochter, nehme ich an«, antwortete Rivest.

»Hat das FBI denn keine Psychologen, die dem Mädchen helfen könnten?«

Rivest schien froh zu sein über den Themenwechsel. »Sie haben eine sogenannte Expertin hergebracht, aber die hatte keinen Erfolg.«

Sean dachte erneut an seinen Harley fahrenden Freund Horatio Barnes und beschloss, ihn später anzurufen, auch wenn er sich auf Michelles Genesung konzentrieren sollte.

Rivest fuhr fort: »Am Abend, bevor seine Leiche gefunden wurde, hat man ihn beim Abendessen gesehen. Danach hat er noch ein wenig in seiner Wohnung gearbeitet.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Sean.

»Seinem Computerlog zufolge hat er um halb neun aufgehört. Über das, was er danach gemacht hat, können wir nur spekulieren.«

»Wie ist er nach Camp Peary gekommen? Ist er geschwommen, oder hat er ein Boot genommen? Oder ist er vielleicht gefahren?«

»Ich wüsste nicht, wie er dorthin gefahren sein sollte. Man muss durchs Haupttor, sonst kommt man nicht auf diesen Teil des Geländes. Und wir können nicht sagen, ob er geschwommen ist oder nicht, denn wegen des Regens war seine Leiche nass. In jedem Fall ist das schon ein gutes Stück quer durch den Fluss.«

»Dann hat er sich vermutlich ein Boot genommen. Hat man eins in der Nähe gefunden?«

»Nein.«

»Gibt es hier überhaupt Boote?«

»Oh, sicher. Ein paar Ruderboote und Kanus. Außerdem haben wir ein großes Segelboot und ein paar Rennskuller. Und Babbage Town besitzt auch ein paar Motorboote.«

»Also gibt es hier eine Menge Wasserfahrzeuge, aber keins fehlt?«

»Nein. Hätte jemand ihn übergesetzt und wäre dann wieder zurückgefahren, wüssten wir nichts davon.«

»Wo liegen die Boote?«, fragte Sean.

»Am Bootshaus unten am Fluss.«

»Hat jemand in der Nacht, als Monk starb, ein Motorboot gehört?«

Rivest schüttelte den Kopf. »Aber zwischen hier und dem Bootshaus liegt ein kleiner Wald. Es ist also durchaus möglich, dass man es nicht hören *konnte*.«

»Wir scheinen überall in einer Sackgasse zu enden.«

»Wie wäre es mit einem Drink?«, schlug Rivest vor.

»Haben Sie den Eindruck, ich könnte einen gebrauchen?«

»Nein, aber ich. Kommen Sie. Wir werden was essen, uns ein paar Drinks genehmigen, und morgen werde ich Ihnen dann mehr über Babbage Town erzählen, als Sie je wissen wollten.«

»Sagen Sie mir nur eins, Rivest. Was immer hier geschieht – ist es das wert, dass jemand dafür mordet?«

Im schwächer werdenden Licht blickte Rivist über Seans Schulter hinweg zum Herrenhaus. »Verdammt, Sean, was hier geschieht, ist es wert, dass Völker dafür in den Krieg ziehen.«

16.

Es war ein Uhr morgens, als Michelle über Cheryls leises Schnarchen hinweg Schritte draußen auf dem Gang hörte. Bereits angezogen, trat sie in Socken auf den Flur hinaus und folgte der Person. Es war Barry, da war sie sicher.

Michelle blieb stehen, als die Schritte vor ihr verstummten. Sie schaute sich um. Sie war auf dem Gang, der zu Sandys Zimmer führte. Michelle spitzte die Ohren, als der Unbekannte sich wieder in Bewegung setzte, und folgte ihm fast lautlos, wobei ihr Blick über die gedämpften Lichter des Flurs vor ihr schweifte. Dann hörte sie, wie eine Tür sich öffnete und wieder schloss. Michelle spähte um die Ecke. Ein Licht brannte am Ende des Gangs und erlosch abrupt. Michelle duckte sich hinter die Ecke, als eine andere Tür sich öffnete und schloss.

Nachdem sie gut fünf Minuten gewartet hatte, hörte sie die Tür erneut, und Schritte kamen in ihre Richtung. Michelle schaute sich hastig nach einer Versteckmöglichkeit um, duckte sich in ein leeres Zimmer und kauerte sich neben die Tür. Als die Person vorbeiging, spähte sie durch das kleine Fenster in der Tür. Es war *nicht* Barry. Wer immer es sein mochte – er war kleiner als der Pfleger. Michelle konnte die Person nur schemenhaft sehen, erkannte aber, dass sie einen Hut trug und den Mantelkragen hochgeschlagen hatte.

Als die Gestalt aus ihrem Sichtfeld verschwand, trat Michelle auf den Gang und überlegte, ob sie der Person folgen oder zu dem Zimmer gehen sollte, wo sie gewesen war. Schließlich entschied sie sich für Letzteres. Sie schlich den Gang hinunter und bog um die Ecke. Am Ende des Flurs befanden sich die Türen zur Stationsapotheke und zu Sandys Zimmer. Michelle spähte durch das Plexiglas in der Tür der Frau hinein: Sandy schlief in ihrem Bett; zumindest sah es so aus.

Als Michelle wieder den Gang hinunterschaute, fiel ihr Blick auf einen kleinen Gegenstand. Sie bückte sich und hob ihn auf. Es war ein Stück

Luftpolsterfolie, wie man sie in Versandkartons verwendete. Michelle steckte es in die Tasche, warf noch einen Blick auf die schlafende Sandy und ging leise wieder in ihr eigenes Zimmer zurück.

Am nächsten Morgen wachte sie früh auf und machte eine Runde über die Flure. Als sie Sandys Zimmer erreichte, kam die Frau gerade in ihrem Rollstuhl zur Tür heraus. Sandy trug eine Red-Sox-Kappe und setzte ein breites Lächeln auf, als sie Michelle erblickte.

»Wie geht's der Migräne?«, erkundigte sich Michelle.

»Wie weggeblasen. Eine Nacht Schlaf reicht für gewöhnlich. Danke der Nachfrage.«

»Wann haben Sie Ihre nächste Sitzung?«

»Meine erste ist um elf. Dann kommt eine Gruppensitzung nach dem Mittagessen. Anschließend verabreichen sie mir meine Medikamente. Dann besucht mich mein Therapeut. Dann bekomme ich noch eine Portion Muntermacher und ziehe los, um mit ein paar Fremden zu quatschen. Bis dahin bin ich so zugehörnt, dass mir alles piepegal ist. Ich sag den Leuten, was immer sie hören wollen ... dass meine Mom mir bis zum Schulabschluss die Brust gegeben hat und so was alles. Die glauben mir diesen Blödsinn sogar und schreiben Artikel für medizinische Fachzeitschriften darüber, während ich mir ins Fäustchen lache.«

»Ich glaube nicht, dass diese Gruppentherapie etwas für mich wäre«, bemerkte Michelle.

Sandy drehte sich mit ihrem Rollstuhl auf der Stelle. »Ach, das ist nicht der Rede wert. Sie müssen nur aufstehen – oder in meinem Fall sitzen bleiben – und sagen: ›Hi, ich bin Sandy, und ich hab 'nen Sprung in der Schüssel, aber ich will was dagegen tun. Deshalb bin ich hier.« Und dann klatschen alle, werfen einem Küsse zu und sagen einem, wie tapfer man doch sei. Anschließend krieg ich 'ne Schlaftablette, bin für zehn Stunden

weg vom Fenster, stehe wieder auf und mache das Ganze von vorn.«

»Hört sich nach Routine an.«

»Oh, Schätzchen, inzwischen bin ich an dem Punkt angelangt, wo ich die Fragen schon kenne, noch ehe sie gestellt werden. Es ist ein richtiges Katz-und-Maus-Spiel, nur dass die Typen hier noch nicht bemerkt haben, dass ich die Katze bin und sie die Maus.«

»Haben Sie je versucht, darüber zu sprechen, was *wirklich* Ihre Depressionen verursacht?«

»Teufel, nein, das wäre viel zu kompliziert. Die Wahrheit wird mich nicht befreien, sie wird die Selbstmordgefährdung nur steigern. Solange sie mich hier nicht rauslassen, tanze ich meinen kleinen Tanz.« Sie schlug auf die Räder ihres Rollstuhls. »Bildlich gesprochen, versteht sich. Die gute alte Sandy lässt sich mit dem Strom treiben – solange sie mir meine Pillen geben.«

»Haben Sie schlimme Schmerzen?«

»Wenn man Ihnen sagt, dass Sie von der Hüfte abwärts gelähmt sind, denken Sie: ›Mensch, das ist wirklich Scheiße, aber wenigstens spüre ich nicht mehr, wenn mir was wehtut.‹ Nur ist das leider völliger Quatsch. Sie sagen einem nämlich nicht, wie schmerzhaft die Lähmung an sich schon ist. Die Kugel, die mir die Beine genommen hat, steckt noch in meinem Körper. Die Quacksalber haben gesagt, sie sei zu nahe an meinem Rückgrat, als dass man sie rausoperieren könnte. Es steckt in mir drin, dieses kleine Neun-Millimeter-Miststück, und jedes Jahr bewegt es sich ein wenig. Was sagt man dazu? *Ich* kann mich nicht bewegen, dieses Ding aber schon. Was dem Fass jedoch den Boden ausschlägt, ist noch etwas anderes: Diese Kurpfuscher haben mir gesagt, ich könnte tot umfallen oder *jedes* Gefühl im Körper verlieren, wenn die Kugel eine bestimmte Stelle in meinem Rückgrat erreicht. Na? Wie ist das? Ist das nicht zu verrückt, um es in Worte zu fassen?«

»Tut mir wirklich leid«, sagte Michelle. »Meine Probleme sind wohl doch nicht so groß.«

Sandy winkte ab. »Lassen Sie uns frühstücken gehen. Von den Eiern kriegt man Ausschlag, und der Speck sieht aus wie Reifengummi und schmeckt noch abscheulicher, aber wenigstens ist der Kaffee heiß.«

Nach dem Frühstück traf Michelle sich mit Horatio.

»Ich habe noch mal mit Ihrem Bruder Bill gesprochen.«

»Wie geht es ihm?«

»Gut. Er sieht Sie allerdings nicht sehr oft, und das gilt auch für den Rest Ihrer Familie.«

»Wir haben alle viel zu tun.«

Horatio reichte Michelle einen Brief von ihrer Mutter.

»Ich war in Ihrer und Seans Wohnung. Von da hab ich den Brief mitgenommen. Die Wohnung ist nett. Nicht so zugemüllt wie Ihr SUV. Wo wir gerade davon reden ... Haben Sie je darüber nachgedacht, Ihren Toyota mal aufzuräumen? Nur um dem Ausbruch einer Pestepidemie vorzubeugen, meine ich.«

»Mein Wagen ist vielleicht ein bisschen unordentlich, aber ich weiß, was wo ist.«

»Ja, zwei Stunden, nachdem ich mexikanisch gegessen habe, weiß ich auch, was sich in meinem Enddarm befindet. Das heißt aber noch lange nicht, dass ich es auch sehen will. Wollen Sie nicht den Brief von Ihren Eltern lesen? Er könnte wichtig sein.«

»Wenn es so wäre, hätten sie mich schon auf anderem Weg erreicht.«

»Halten sie Kontakt zu Ihnen?«

Michelle verschränkte die Arme vor der Brust. »Ah, heute ist Seelenklempners Elternsprechtag.«

Horatio hielt seinen Notizblock in die Höhe. »Hier steht, dass ich Sie das fragen muss.«

»Ich rede mit meinen Eltern.«

»Aber Sie besuchen sie kaum, obwohl sie gar nicht so weit weg wohnen.«

»Viele Kinder besuchen ihre Eltern nicht. Das heißt aber nicht, dass sie nichts für sie empfinden.«

»Das stimmt. Fühlen Sie sich irgendwie unter Druck gesetzt, weil Sie das einzige Mädchen und Ihre Brüder und Ihr Vater Cops sind?«

»Ich ziehe es vor, das als gesunde Motivation zu betrachten.«

»Okay. Gefällt es Ihnen, dass Sie körperlich so ziemlich jeden Mann fertig machen können, der Ihnen über den Weg läuft?«

»Es gefällt mir, dass ich mich um mich selbst kümmern kann. Die Welt ist voller Gewalt.«

»Und da Sie in der Verbrechensbekämpfung tätig sind, haben Sie vermutlich auch mehr als genug davon gesehen. Und es sind Männer, die die meisten Verbrechen begehen, stimmt's?«

»Zu viele Männer verlassen sich mehr auf ihre Muskeln als auf ihren Verstand.«

»Wollen Sie sich noch immer selbst verletzen?«

»Sie haben wirklich eine seltsame Art, das Thema zu wechseln.«

»Beantworten Sie bitte meine Frage.«

»Ich habe mir nie selbst wehtun wollen.«

»Okay, das habe ich mal unter ›Ich lüge, dass sich die Balken biegen‹ ab. Machen wir weiter: Was betrachten Sie denn als Ihr Problem? Und wie kann ich Ihnen helfen?«

Nervös wandte Michelle den Blick ab.

»Das ist keine Fangfrage, Michelle. Ich möchte, dass es Ihnen wieder besser geht. Und ich weiß, dass Sie das auch wollen. Also, wie können wir das erreichen?«

»Wir reden. Ist das nichts?«

»Doch. Aber wenn es so weitergeht, werde ich längst im Grab liegen und Sie Ihr Essen durch einen Strohhalm schlürfen, ehe wir die Antwort darauf finden, was Sie antreibt. Es gibt keine Regel, die es mir verbieten würde, den Weg des geringsten Widerstands zu gehen.«

»Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, Horatio«, platzte Michelle heraus.

»Ehrlichkeit, Offenheit und den aufrichtigen Wunsch, bei dem mitzumachen, was wir Seelensuche nennen. Ich weiß, welche Fragen ich stellen muss, aber die Fragen helfen nichts, solange die Antworten nichts bedeuten.«

»Ich versuche doch, ehrlich mit Ihnen zu sein. Stellen Sie mir eine Frage.«

»Lieben Sie Ihre Brüder?«

»Ja!«

»Lieben Sie Ihre Eltern?«

Erneut sagte Michelle Ja, diesmal jedoch auf eine Weise, dass Horatio den Kopf zur Seite legte.

»Möchten Sie mit mir über Ihre Kindheit sprechen?«

»Dann ist es also kein Witz? Dann glauben tatsächlich alle Seelenklompner, dass jede Macke mit irgendwelchen Kindheitserlebnissen zu tun hat? Na, da sind Sie bei mir auf dem falschen Dampfer.«

»Dann zeigen Sie mir die Richtung. Es ist alles in Ihrem Kopf. Das wissen Sie. Sie müssen es nur ausgraben und den Mut aufbringen, es mir zu sagen.«

Michelle stand auf. Sie zitterte vor Zorn. »Was fällt Ihnen ein, meinen Mut anzuzweifeln? Sie an meiner Stelle hätten keine zehn Minuten überstanden!«

»Daran zweifle ich nicht. Trotzdem liegt die Antwort auf Ihre Probleme zwischen Ihrer linken und rechten Schläfe. Das ist kaum mehr als die ausgestreckte Hand, aber dieser Bereich ist sehr bemerkenswert, denn er enthält Trillionen von Gedanken und Erinnerungen, und die machen Sie zu dem, was Sie sind. Wenn wir das richtige Stück von Ihnen finden, können wir einen Punkt erreichen, an dem Sie nie wieder einen Kampf vom Zaun brechen werden – erst recht nicht mit einem Riesen und vor allem nicht in der Hoffnung, dass er Sie auf direktem Weg ins Leichenschauhaus schickt.«

»Ich sage Ihnen noch einmal, so war es nicht!«

»Und ich sage Ihnen, das ist Scheiße.«

Michelle ballte die Fäuste und schrie: »Wollen Sie jetzt, dass ich Ihnen wehtue?«

»Wollen *Sie* mir wehtun?«

Michelle stand zitternd da und starrte Horatio an. Dann ließ sie die Hände sinken, drehte sich um und verließ den Raum. Diesmal ließ sie die Tür hinter sich offen – eine symbolische Geste vielleicht, wenn auch unbewusst.

Horatio blieb auf seinem Stuhl, den Blick auf die Tür gerichtet. »Ich grabe weiter, Michelle«, sagte er leise. »Und ich glaube, wir sind fast da.«

17.

Nach dem Abendessen im Speisesaal des alten Herrenhauses begleitete Sean Len Rivest auf einen Drink in dessen Haus. Nach ein paar Gläsern Wein und drei Wodka-Martini schief Rivest im Sessel ein, nachdem er Sean versprochen hatte, sich am nächsten Tag mit ihm zu treffen. Sean, der nur an seinem Drink genippt hatte, blieb somit noch ein wenig Zeit, durch Babbage Town zu schlendern. Rivest hatte ihm einen Sicherheitsausweis mit Foto gegeben. Zwar berechtigte dieser Ausweis Sean nicht, eines der Gebäude ohne Begleitung zu betreten – abgesehen vom Herrenhaus –, aber die Sicherheitsleute würden ihn auch nicht anhalten und in Verwahrung nehmen.

Rivests Bungalow lag am Westrand des Hauptgeländes und an demselben Kiesweg wie drei andere Baukasten Häuser. Nicht weit von Rivests Haus befand sich ein weit größeres Gebäude. Als Sean daran vorbeiging, bemerkte er das Schild über einer der beiden Vordertüren. »Baracke Nr. 3« stand darauf zu lesen. Das Haus schien zweigeteilt zu sein.

Sean beobachtete, wie zwei Uniformierte sowie bewaffnete Wachen aus der linken Tür traten; vermutlich drehten die Männer gerade ihre Runde. Allerdings trugen sie eine beachtliche Feuerkraft mit sich herum: Glocks und MP5-Maschinenpistolen. Aber wozu?

Sean änderte die Richtung und ging am Hinterhof des Herrenhauses vorbei. Dort gab es ein Schwimmbecken von Wettkampfgröße mit Stühlen, Tischen und Sonnenschirmen am Beckenrand sowie einen Grill mitsamt ummauerter Feuerstelle. Ein paar Leute hatten sich um diese Feuerstelle versammelt. Sie hielten Bier- und Weingläser in den Händen und sprachen leise miteinander. Ein paar Köpfe drehten sich in Seans Richtung, doch niemand machte sich die Mühe, ihn zu grüßen.

Sean fiel ein junger Mann auf, der ein wenig abseits saß und ein Bier in der Hand hielt. Sean setzte sich neben ihn und stellte sich vor. Der Mann

schaute nervös auf seine Schuhe. Er habe Monk gekannt und mit ihm gearbeitet, sagte er.

»Und was ist Ihr Spezialgebiet«, fragte Sean.

»Molekularphysik mit Spezialisierung auf dem Gebiet der ...« Der junge Mann zögerte und trank einen Schluck Bier. »Was ist mit Monk passiert?«

»Das weiß ich noch nicht. Hat er Ihnen gegenüber je etwas erwähnt, was ihn das Leben gekostet haben könnte?«

»Nein, gar nichts. Er hat hart gearbeitet, wie wir alle. Er hat eine Tochter, Viggie. Sie ist ... Nun, sie ist etwas Besonderes. Sie ist schier unglaublich intelligent. Sie kann mit Zahlen Dinge tun, zu denen nicht einmal ich imstande bin. Andererseits ist Viggie ... sagen wir, ziemlich seltsam. Raten Sie mal, was sie sammelt.«

»Verraten Sie es mir.«

»Zahlen.«

»Zahlen? Wie kann man Zahlen sammeln?«

»Sie merkt sich unglaublich lange Zahlenreihen, und ständig denkt sie sich neue aus. Die wiederum kennzeichnet sie mit Buchstaben. Wenn Sie sie nach der Zahl ›X‹ oder der Zahl ›Z‹ fragen, nennt sie Ihnen jedes Mal die richtige. Ich habe sie auf die Probe gestellt. Es ist unfassbar. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Hat Monk je mit Ihnen über Camp Peary gesprochen? Hat er vielleicht erwähnt, dass er aus irgendeinem Grund dorthin wollte?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Sie haben trotzdem davon gewusst, nicht wahr?«

»Vor Ihnen kann man wohl nichts verbergen.« Ein paar Leute am Pool deuteten in ihre Richtung. Sofort stand der junge Mann auf.

»Entschuldigen Sie mich. Ich muss gehen.«

Sean setzte seinen Spaziergang fort. Es war eigenartig. Niemand hier war bereit, mit ihm zu reden. Doch falls Monk Turing sich tatsächlich umgebracht haben sollte, musste es einen Grund dafür geben, und wenn Sean nur tief genug grub, würde er zum Vorschein kommen, da war er sicher.

Sean blieb neben dem Gebäude mit dem Wasserturm stehen. Hier stand auf dem Schild »Baracke Nr. 2«. Als Sean sich dem Eingang näherte, trat ein bewaffneter Wachmann auf ihn zu und hob die Hand.

Sean hielt ihm seinen Sicherheitsausweis hin und erklärte, wer er war. Der Wachmann musterte den Ausweis und beäugte dann Sean. »Ich habe schon gehört, dass sie jemanden schicken.«

»Haben Sie Monk Turing gekannt?«, fragte Sean.

»Nein. Ich wusste, wie er aussieht, aber die Verbrüderung von Wachleuten und Superhirnen wird nicht gerade gefördert.«

»Ist Ihnen irgendetwas an seinem Verhalten aufgefallen?«

Der Wachmann lachte. »Oh Mann, für mich haben diese Typen alle einen an der Waffel. Das passiert, wenn man zu klug ist. Wissen Sie, was ich meine?«

Sean deutete auf das Gebäude. »Was ist mit Baracke Nummer zwei?«

»Sie können mich noch so viel fragen, ich werde es Ihnen nicht sagen. Außerdem weiß ich wirklich nicht viel darüber.«

Sean versuchte dennoch, zusätzliche Informationen zu bekommen, doch der Wachmann blieb standhaft.

»Wissen Sie zufällig, wo Turing hier auf dem Gelände gewohnt hat?«, fragte Sean schließlich.

Der Wachmann deutete einen von Bäumen gesäumten Weg hinunter.

»Der erste Weg rechts, zweiter Bungalow auf der rechten Seite.«

»Wohnt seine Tochter auch dort?«

Der Mann nickte. »Zusammen mit jemandem vom Jugendamt. Und einer bewaffneten Wache.«

»Einer bewaffneten Wache?«

»Ihr Vater ist tot. Da trifft man Vorsichtsmaßnahmen.«

»Das Gelände scheint mir auch so schon gut genug bewacht zu sein«, bemerkte Sean.

»Das gilt auch für Camp Peary. Trotzdem hat es jemand geschafft, Monk Turing dort umzubringen.«

»Dann glauben Sie also, dass er ermordet wurde. Und was ist mit der Selbstmordtheorie?«

Der Wachmann wirkte verunsichert. »He, ich bin hier nicht der Detektiv.«

»Das FBI und die hiesige Polizei ... haben Sie mit ihnen gesprochen?«

»Das haben wir alle.«

»Und haben die irgendwelche Theorien?«

»Jedenfalls keine, über die sie mit uns reden würden.«

»Gab es keine Sicherheitsprobleme mit Turing? Keine Fremden, die hier

herumhingen?«

Der Wachmann schüttelte den Kopf. »Nichts dergleichen.«

»Turing ist mit seiner eigenen Waffe getötet worden. Haben Sie gewusst, dass er eine Pistole besitzt?«

»Soviel ich weiß, sind hier nur die Wachen bewaffnet.«

Als Sean die Straße hinunterging, sah er die Bungalowreihen weiter vorne. Der erste Bungalow war dunkel, während im zweiten – Monk Turings Haus – ein Licht im Fenster brannte. Die Häuser waren geräumig und schmuck, die kleinen Rasenflächen gut gepflegt, die Gärten sauber gestrichen. Töpfe mit bunten Blumen standen auf den Treppenstufen, die zu den Hauseingängen führten. Es sah beinahe so aus wie auf einer Kitschpostkarte.

Sean hörte, dass im Innern von Monks Haus jemand Klavier spielte. Er öffnete das Gartentor, ging zur Veranda und betrachtete dabei die Sportausrüstung, die unordentlich auf einer kleinen Bank lag: ein paar Golfschläger, ein Basketball, ein Baseball, ein Baseballhandschuh. Sean nahm den Handschuh; er roch nach gut geöltem Leder. Vermutlich hatte Turing sich nach der Kopfarbeit beim Sport entspannt.

Sean spähte durch das Mückenschutzgitter. Eine rundliche Frau im Bademantel und mit Slippers an den Füßen schlief auf der Couch. Von einer Wache war nirgends etwas zu sehen. In der anderen Ecke des Raums stand ein Stutzflügel, an dem ein junges Mädchen spielte. Sie hatte langes weißblondes Haar und blasse Haut. Während Sean dort stand, wechselte sie, ohne den Takt zu verlieren, von etwas Klassischem – Rachmaninoff, glaubte Sean – zu einem Stück von Alicia Keys, das er kannte.

Viggie Turing hob den Kopf und sah ihn. Sie war nicht erschrocken, hörte nicht einmal zu spielen auf.

»Was machen Sie hier?«

Die Stimme überraschte Sean, denn sie erklang in seinem Rücken. Er drehte sich um und sah die Frau dicht vor sich.

Er hielt ihr seinen Ausweis hin. »Ich bin Sean King. Ich bin hier, um den Tod von Monk Turing zu untersuchen.«

»Das weiß ich«, sagte die Frau gereizt. »Aber was tun Sie hier an diesem Haus? Um diese Uhrzeit?«

Die Frau war Mitte dreißig und mittelgroß. Ihr rotes Haar war kurz geschnitten und gescheitelt. Das Türlicht brannte, sodass Sean die Sommersprossen auf ihrer Haut und das milchige Grün ihrer Augen erkennen konnte. Sie trug Jeans, schwarze Mokassins und ein Kordhemd. Die Lippen waren zu voll für das schmale Gesicht, die Schultern ein wenig zu breit für ihren mageren Körper, die Nase ein wenig zu groß und das Kinn zu spitz für den breiten Kiefer. Doch trotz dieser Unregelmäßigkeiten war sie eine der hübschesten Frauen, die Sean je gesehen hatte.

»Ich habe nur einen Spaziergang gemacht. Dann habe ich Viggie gehört – ich nehme an, sie ist die Klavierspielerin – und bin stehen geblieben, um ihr zuzuhören.« Sean glaubte, der Frau damit genug Informationen gegeben zu haben, um ihr nun seinerseits eine Frage zu stellen. »Und Sie sind?«

»Alicia Chadwick.«

»Viggie ist eine erstaunliche Pianistin«, bemerkte Sean.

Die milchig grünen Augen richteten sich wieder auf ihn. »Sie ist in vieler Hinsicht ein erstaunliches Kind.« Sie legte Sean die Hand auf den Ärmel und zog ihn von der Tür weg. »Lassen Sie uns reden. Es gibt da ein paar Dinge, die Sie wissen sollten.«

Er lächelte. »Sie sind die erste Person hier, die mit mir sprechen will.«

»Warten Sie mit Ihrem Urteil, bis Sie gehört haben, was ich zu sagen habe.«

18.

Fünf Minuten später führte Alicia Sean die steinernen Stufen zu einem großen grünen verschalten Haus mit Zederndach und breiter Veranda hinauf. Sean folgte ihr in ein bequemes Arbeitszimmer mit Bücherregalen an den Wänden. In der Mitte des Zimmers stand ein Schreibtisch mit einem großen Flachbildmonitor darauf. Alicia deutete auf einen alten Lederstuhl, während sie selbst in einem Bürostuhl hinter dem Schreibtisch Platz nahm.

Sean beobachtete interessiert, wie Alicia das rechte Bein auf die Schreibtischplatte legte und an ihrem Hosenbein zupfte. Etwa in der Mitte des Unterschenkels löste sich ein Klettverschluss. Dann konnte Sean das schimmernde Metall und die Riemen darunter sehen. Alicia löste die Riemen, betätigte ein paar kleine Hebel und stellte die Prothese mit dem schwarzen Mokassin auf den Tisch. Sie rieb sich die Stelle, wo das Aluminium auf den Beinstumpf gedrückt hatte.

Sie schaute zu Sean hinauf. »Ich bin sicher, Emily Post und ihre Brut würden jemandem, der sein künstliches Bein einem völlig Fremden zeigt, die Pest an den Hals wünschen – aber das ist mir egal. Ich nehme an, Mrs. Post musste auch nie den ganzen Tag mit so einem Ding herumlaufen. Trotz allen technischen Fortschritts tun diese Prothesen höllisch weh.«

»Wie ist das passiert?«, fragte Sean, während Alicia drei Ibuprofen mit einem Glas Wasser herunterspülte. »Tut mir leid«, fügte er rasch hinzu. »Vermutlich wollen Sie nicht darüber reden.«

»Schon gut. Ich mag keine Zeitverschwendung, und ich kann selbst sehr offen und direkt sein. Ich bin ausgebildete Mathematikerin, aber Linguistin aus Leidenschaft. Mein Vater war beim Außenministerium, und als ich jung war, sind wir viel durch den Nahen Osten gereist. Deshalb spreche ich Arabisch, Farsi und noch ein paar Dialekte, die die Regierung als wertvoll eingestuft hat. Vor vier Jahren habe ich mich

freiwillig als Dolmetscherin für das Außenministerium in den Irak gemeldet. Zwei Jahre lang ist alles gut gelaufen, bis ich mit einem Humvee in der Nähe von Mosul auf eine Mine gefahren bin. Als ich eine Woche später in Deutschland wieder zu Bewusstsein kam, hatte ich zwar nur sieben Tage meines Lebens, aber auch den größten Teil meines rechten Beins verloren. Nur zwei Leute haben die Explosion überlebt – ich und der Mann, der mich aus dem Wrack gezogen und gerettet hat. Man hat mir erzählt, von dem Fahrer neben mir sei nur der Torso übrig geblieben. Tja, die Flugbahn von Schrapnells in geschlossenen Räumen kann man nicht genau berechnen. Wie auch immer, mein Land hat mich in die Reha geschickt und mich mit diesem wunderbaren Ausrüstungsteil versehen.« Sie klopfte auf ihr künstliches Bein.

»Tut mir leid«, sagte Sean noch einmal. Insgeheim staunte er über Alicias Fähigkeit, so leidenschaftslos über dies alles reden zu können.

Alicia lehnte sich im Stuhl zurück und musterte ihn aufmerksam. »Ich habe noch immer keine Ahnung, warum man Sie hierhergeholt hat.«

»Es gab einen mysteriösen Todesfall, und ich bin Detektiv.«

»So viel ist mir schon klar. Hier waren genug Polizisten, um sogar Jack the Ripper das Fürchten zu lehren. Aber das waren alles Beamte. Sie sind keiner.«

»Und was genau wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, dass man Sie nicht *wirklich* kontrollieren kann, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht. Was meinen Sie?« Alicia gab keine Antwort; also fuhr Sean fort: »Sie haben erwähnt, dass Sie mir ein paar Dinge sagen wollen.«

»Das war eines dieser Dinge.«

»Okay, wer sind diese Leute überhaupt? Ich meine, wer sind die Eigentümer von Babbage Town? Niemand hier scheint es mir sagen zu wollen, oder vielleicht weiß auch niemand etwas. Wie die Antwort auch lautet – beides finde ich sehr bemerkenswert.«

»Ich fürchte, da kann ich Ihnen auch nicht weiterhelfen.«

»Hat das FBI mit Ihnen gesprochen?«

»Ja«, sagte Alicia. »Ein Mann namens Michael Ventris. Ein humorloser Kerl, aber sehr effektiv.«

»Gut zu wissen. Was halten Sie von Champ Pollion? Lassen Sie mich raten: Er war Jahrgangsbester an der Uni. Wo hat er studiert? Am MIT, nicht wahr?«

»Nein. Er war der Zweitbeste seines Jahrgangs, und er hat am Indiana Institute of Technology studiert, das bei vielen Fachleuten ein noch weit größeres Prestige genießt als das MIT.«

»Was mit Monk passiert ist, scheint ihn ziemlich nervös zu machen.«

»Er ist Wissenschaftler. Was weiß er schon über gewaltsamen Tod und Mordermittlungen? Ich habe im Irak genug Blut für tausend Jahre gesehen, doch selbst mich macht nervös, was mit Monk geschehen ist. Im Irak wusste man wenigstens, wer versucht hat, einen umzubringen. Hier nicht.«

»Dann glauben Sie also, dass Monk ermordet wurde?«

»Ich weiß es nicht. Das macht es ja so beunruhigend.«

»Ist er von der CIA gefunden worden?«

»Ja. Aber falls die CIA irgendetwas mit seinem Tod zu tun hat – glauben Sie, die hätten seine Leiche dann einfach liegen lassen? Sie hätten ihn

doch einfach in den York River werfen können.«

»Was ist Ihre Rolle in Babbage Town?«, wechselte Sean das Thema.

»Wie ich sehe, sind Sie keine gewöhnliche Bewohnerin.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Ihr Haus ist größer als die anderen Bungalows.«

»Ich bin Abteilungsleiterin. Champ lebt auf der anderen Seite des Herrenhauses, nahe Baracke eins.«

»Und was wird in Baracke eins gemacht?«

»Das ist meine Abteilung. Champ leitet Baracke Nummer zwei, die mit dem Wassertank.«

»Und Sie wollen mir auch nicht sagen, was Sie tun?«

Alicia antwortete: »Es ist nichts Aufregendes. Wir faktorisieren Zahlen ... große Zahlen, oder zumindest versuchen wir's. Es ist ein schwieriges Projekt. Wir suchen nach etwas, dessen Existenz viele in unserem Beruf anzweifeln. Nach einer mathematischen Abkürzung.«

Sean schaute sie skeptisch an. »Nach einer mathematischen Abkürzung? Und dafür die vielen Sicherheitsleute und die teuren Anlagen?«

»Das lohnt sich, wenn das Ergebnis die Welt zum Stillstand bringen kann. Und wir sind nicht allein. IBM, Microsoft, die Nationale Sicherheitsbehörde, die Stanford University, Oxford und Länder wie Frankreich, Japan, China, Indien und Russland – alle haben sie ähnliche Projekte. Vielleicht sogar ein paar Verbrechersyndikate. Sie haben definitiv einen Anreiz dafür.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich mit der Nationalen Sicherheitsbehörde in Wettbewerb stehen wollte.«

»Vielleicht ist das ja auch der wahre Grund, warum wir bewaffnete Sicherheitsleute brauchen: um uns vor *denen* zu schützen.«

»Dann widmet sich also ganz Babbage Town diesen Berechnungen, ja?«

»Oh nein, das machen nur ich und meine paar Leute in Baracke eins. Um die Wahrheit zu sagen, fühle ich mich ein wenig wie die ungeliebte Stiefschwester. Meine Arbeit wird offensichtlich nur als Rückversicherung gesehen für den Fall, dass Champ mit seinem Projekt scheitern sollte. Aber die Gewinne könnten gewaltig sein.«

»Gewinne? Dafür, dass man die Welt zum Stillstand bringt?«, erwiderte Sean. »Was ergibt denn das für einen Sinn?«

»Manche Erfindungen wie zum Beispiel die Glühbirne oder Antibiotika helfen der Menschheit. Andere, zum Beispiel Nuklearwaffen, haben das Potenzial, das Ende der Menschheit herbeizuführen. Trotzdem erfinden die Menschen solche Dinge, und andere kaufen sie.«

»Warum fühle ich mich gerade wie Alice, die durch den Spiegel stolpert?«

»Sie müssen unsere Welt nicht verstehen, Mr. King. Sie müssen nur herausfinden, was mit Monk Turing geschehen ist.«

»Sagen Sie bitte Sean zu mir. Gehörte Monk zu Ihrer Abteilung?«

»Nein, zu Champs. Monk war Physiker, kein Mathematiker. Aber ich habe ihn gekannt.«

»Und?«

»Und ich habe Zeit mit ihm und Viggie verbracht, aber ich kann nicht behaupten, ihn wirklich gut gekannt zu haben. Er war sehr ruhig, methodisch und blieb meistens für sich. Er hat nie viel Persönliches erzählt. Jetzt stellen Sie mir schon Ihre typischen Fragen: Hatte Monk

Feinde? War er in irgendetwas verstrickt, das zu seinem Tod hätte führen können?«

Sean lächelte. »Nun, da Sie diese Fragen soeben selbst gestellt haben, warte ich einfach auf Ihre Antworten.«

»Ich habe keine. Falls er auf Drogen gewesen sein sollte oder eine verbrecherische oder perverse Seite gehabt hat, die zu seinem Tod hätte führen können, hat er das auf alle Fälle gut verborgen.«

»Haben Sie gewusst, dass er mit seiner eigenen Waffe getötet worden ist und dass nur seine Fingerabdrücke darauf waren?«

»Dann war es also Selbstmord.«

»Wir kennen noch nicht sämtliche Fakten. Sie haben gesagt, Sie hätten ihn nicht allzu gut gekannt, aber kam er Ihnen depressiv oder selbstmordgefährdet vor?«

»Nein, nichts dergleichen.«

»War er Viggie ein guter Vater?«

Alicias Miene wurde weicher. »Er war ein sehr guter Vater. Sie haben stundenlang im Hof Ball gespielt. Er hat sogar Gitarre gelernt, um sie auf dem Klavier begleiten zu können.«

»Haben Sie viel Zeit mit ihnen verbracht?«

»Nicht mit Monk, mit Viggie. Sie ist die Tochter, die ich mir immer gewünscht, aber nie gehabt habe.«

»Und Monk war damit einverstanden?«

»Er hat viel und lange gearbeitet, genau wie ich. Aber unsere Zeitpläne waren verschieden, sodass ich bei Viggie sein konnte, wenn Monk nicht

da war.«

»Ich verstehe. Was ist mit ihrer Mutter?«

Alicia schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Ich habe sie nie kennen gelernt.«

Sean kam plötzlich eine Frage in den Sinn, die er besser schon Rivest gestellt hätte. »Ist Monk in letzter Zeit verreist?«

»Nicht in letzter Zeit. Man hat nicht viel Urlaub hier.« Alicia hielt kurz inne. »Ich glaube, vor acht oder neun Monaten war er mal außer Landes.«

Sean spitzte die Ohren. »Wissen Sie wo?«

Wieder schüttelte Alicia den Kopf. »Er hat es mir nie erzählt.«

»Woher wissen Sie dann, dass er außer Landes war?«

»Er hat mal erwähnt, dass er seinen Reisepass habe erneuern müssen. Ich nehme an, damit könnten Sie herausfinden, wo er war, nicht wahr? Anhand seines Passes.«

Ja, nur hat den leider das FBI. »Wie lange war er weg?«

»Gut zwei Wochen.«

»Und wer hat in der Zeit auf Viggie aufgepasst?«

»Ich habe geholfen, und Babbage Town hat ein paar Leute eingestellt, die sich um sie kümmern.«

»Hat es Viggie nichts ausgemacht, dass plötzlich lauter Fremde um sie herum waren?«

»Ich nehme an, Monk hat mit ihr gesprochen. Wenn er ihr gesagt hat, das sei okay, hat sie das geglaubt. So eng war ihre Beziehung.«

»Können Sie zu Viggie durchdringen?«

»Manchmal. Warum?«

»Weil ich Ihre Hilfe brauchen könnte, wenn ich mit ihr spreche.«

»Was könnte Viggie denn wissen, was Ihnen bei den Ermittlungen hilft?«

»Sie könnte zum Beispiel etwas über ihren Vater wissen, was die Tat erklärt.«

»Falls Viggie mit Ihnen spricht, dann vermutlich in einer Sprache, die Sie kaum verstehen werden.«

Sean lächelte. »Dann ist es ja gut, wenn ich eine Weltklasselinguistin an meiner Seite habe.«

In herablassendem Tonfall erwiderte Alicia: »Ihnen ist völlig gleichgültig, ob Monk Turing ermordet wurde oder Selbstmord begangen hat, nicht wahr? Sie werden so oder so bezahlt.«

»Da irren Sie sich. Es kümmert mich sehr wohl, ob ein Mörder gefasst wird oder nicht.«

»Warum?«

»Technisch gesehen bin ich Privatdetektiv; aber in Wirklichkeit bin ich Cop, und Cops denken nun mal so. Deshalb machen wir einen Job, den die meisten Leute nicht machen können. Sie haben gesagt, Sie hätten mir *Dinge* zu erzählen. Bis jetzt habe ich nur eines gehört.«

Alicia musterte ihn neugierig. »Ich bin todmüde und gehe jetzt ins Bett.

Ich bin sicher, Sie finden alleine hinaus.« Sie schnallte ihre Prothese wieder an und stieg langsam die Treppe hinauf.

Sean achtete darauf, das Schloss auf dem Weg hinaus einrasten zu lassen. Falls hier wirklich ein Mörder herumlief, konnte man nicht vorsichtig genug sein.

Als er zu seinem Zimmer im Herrenhaus zurückging, spukte Sean nur ein einziger Gedanke im Kopf herum: Auf was habe ich mich hier eingelassen?

19.

Nachdem sie Horatio einfach hatte sitzen lassen, ließ Michelle das Mittagessen aus. Stattdessen rackerte sie sich so sehr im Fitnessraum ab, dass sie zum Schluss keinen trockenen Faden mehr am Leib hatte; aber sie fühlte sich besser – jedenfalls sagte sie sich das. Die Endorphine bewirkten offensichtlich, wozu Horatio Barnes nicht in der Lage gewesen war. Langsam überzeugte sie sich selbst davon, dass es sich bei dem Vorfall in der Kneipe offensichtlich um eine krasse Fehleinschätzung gehandelt hatte, vermutlich ausgelöst von zu viel Alkohol. Schon bald würde sie hier raus sein und gemeinsam mit Sean wieder Verbrechensfälle lösen. Sollte Horatio sich am Elend anderer sattfressen.

Michelle kehrte zum Duschen in ihr Zimmer zurück. Nachdem sie sich die nassen Haare gekämmt hatte, wickelte sie sich ein Handtuch um den Leib und verließ das Badezimmer. Sie setzte sich aufs Bett und rieb ihre Beine mit Lotion ein. Dabei rutschte ihr Handtuch herunter und fiel zu Boden.

In diesem Moment trat Barry, der hinter einer Kommode in der Ecke des Zimmers gestanden hatte, aus seinem Versteck hervor, sodass Michelle ihn sehen konnte. Der Pfleger grinste breit.

»Was machen Sie hier?«, rief Michelle.

»Cheryl ist nicht zu ihrer Sitzung erschienen. Man hat mich geschickt, sie zu holen«, erklärte Barry, den Blick auf Michelles nackten Körper gerichtet. Michelle riss das Laken vom Bett, wickelte sich darin ein und stand auf.

»Sie ist nicht hier. Machen Sie, dass Sie rauskommen!«

»Tut mir leid, dass ich Sie gestört habe«, sagte Barry. Noch immer umspielte ein Lächeln seine Lippen.

»Ich werde Sie melden, Sie verdammter Hurensohn«, zischte Michelle.
»Ich weiß genau, was Sie im Schilde führen.«

»Man hat mich hierhergeschickt, um nach einer Patientin zu sehen. Es ist nicht meine Schuld, dass Sie hier nackt herumlaufen. Haben Sie in der Hausordnung denn nicht gelesen, dass die Patientenzimmer tagsüber öffentliche Räume sind und dass die Angestellten kommen und gehen können, wie sie wollen? Außerdem steht da, dass die Patienten sich aus eben diesem Grund im Badezimmer an- und ausziehen sollen, wenn sie ungestört bleiben wollen.«

»Diesen Absatz der Hausordnung scheinen Sie ja wirklich gut zu kennen. Lassen Sie mich raten warum, Mr. Pervers.«

Barry wich zur Tür zurück, den Blick auf Michelles lange, nackte Beine gerichtet. »Wenn Sie eine Beschwerde gegen mich einlegen, werde ich mich verteidigen müssen.«

»Was soll das denn heißen?«, fragte Michelle wütend.

»Das soll heißen, dass andere Patientinnen schon versucht haben, männliche Mitarbeiter zu verführen, um Vorteile zu erlangen: kleine Gefälligkeiten, Medikamente, Zigaretten, Süßigkeiten, sogar Vibratoren. Wie ich das sehe, habe ich bloß hier gestanden, als Sie mir plötzlich Ihren Körper gezeigt haben. Willst du einen Vibrator, Süße? Aber da ich ein ordent-licher Angestellter bin, kann ich niemanden bevorzugt behandeln. Tut mir leid.«

Michelle hatte vor Wut die Fäuste geballt. »Ich habe Sie nicht gesehen, Sie Bastard. Sie haben sich in der Ecke da versteckt.«

»Sie sagen, ich hätte mich versteckt. Ich sage das Gegenteil. Einen schönen Tag noch.« Barry starrte sie noch einmal durchdringend an, drehte sich um und ging.

Michelle zitterte vor Wut, atmete tief durch, um sich zu beruhigen,

schnappte sich dann ihre Kleider und zog sich im Badezimmer an. Die Tür hatte aus offensichtlichen Gründen kein Schloss; also drückte Michelle sich mit dem Rücken dagegen für den Fall, dass der Kerl zurückkam, um mehr als nur einen Blick auf ihren Hintern und ihre Titten zu werfen. Sie fühlte sich unglaublich beschmutzt. Auch nachdem sie sich angezogen hatte, dachte sie noch darüber nach, ob sie Barry melden sollte oder nicht, als eine Pflegerin das Zimmer betrat.

»Ich bin hier, um Sie zu Ihrer Sitzung zu bringen«, sagte die Frau.

»Was für eine Sitzung?«, fragte Michelle.

»Horatio Barnes hat Sie heute Nachmittag zu einer Gruppensitzung eingetragen.«

»Davon hat er mir gar nichts gesagt.«

»Nun, so steht es jedenfalls auf Ihrem Krankenblatt. Ich bin nur hier, um dafür zu sorgen, dass Sie auch gehen.«

Michelle zögerte. *Verdammt.* »Wie viele Leute sind in dieser Gruppe?«

»Zehn. Ich bin sicher, es wird Ihnen viel bringen. Und die Sitzung dauert nur eine halbe Stunde.«

»Also gut. Bringen wir's hinter uns«, sagte Michelle in scharfem Ton.

»Das ist aber nicht die richtige Einstellung«, tadelte die Frau.

»Hören Sie, im Augenblick ist das die einzige Einstellung, die ich habe.«

Ein Arzt, den Michelle noch nie gesehen hatte, leitete die Sitzung. Das einzig Positive war, dass auch Sandy an der Sitzung teilnahm. Michelle ging sofort zu ihr und setzte sich neben sie. Kaum hatte sie Platz genommen, öffnete sich die Tür, und Barry kam herein. Er stellte sich mit dem Rücken an die Wand.

Jedes Mal, wenn Michelle ihn ansah, bekam sie eine Gänsehaut. Dieser Scheißkerl hatte sie *nackt* gesehen. Der bloße Gedanke brachte sie förmlich um. Nicht einmal Sean hatte so viel von ihr zu sehen bekommen.

Während der Arzt Arbeitsmaterialien verteilte, schaute Sandy zu Michelle und bemerkte deren kläglichen Gesichtsausdruck. »Alles in Ordnung?«

»Nein, aber lassen Sie uns später darüber reden. Wie läuft das bei dieser Sitzung?«, flüsterte Michelle.

»Tun Sie einfach, was ich tue. Das wird schon klappen. Der Arzt ist gar nicht mal so übel. Er meint es wirklich gut, aber er hat nicht die leiseste Ahnung, was in der wirklichen Welt passiert.«

»Das lässt ja hoffen«, spottete Michelle.

Nach der Sitzung schob sie Sandys Rollstuhl an Barry vorbei.

»Einen schönen Tag, die Damen«, sagte Barry, hielt ihnen die Tür auf und grinste schmierig.

»Fick dich!«, sagte Michelle laut genug, dass er und alle anderen sie hören konnten.

Sandy verzog das Gesicht. »Oh, Liebes, jetzt sehe ich sehr üble Bilder, und ich habe gerade erst zu Mittag gegessen.«

Barrys Grinsen verschwand.

Auf dem Weg zu Sandys Zimmer klärte Michelle ihre neue Freundin über Barry auf.

»Ich habe gehört, dass er lauscht, wann die Duschen in den Zimmern der gut aussehenden Frauen zu rauschen anfangen, und dass er dann

reinschlüpft, um einen Blick auf sie zu werfen.«

Michelle wurde immer wütender. »Wenn der Bastard so pervers ist und jeder es weiß, warum ist er dann noch nicht gefeuert worden?«

»Die Patienten haben Angst, etwas zu sagen. Machen wir uns nichts vor – die meisten sind hier, weil sie völlig am Ende und verletzlich sind. Solche Leute sind nicht gerade in der besten Position, um sich gegen Arschlöcher wie Barry zu wehren.«

»Ich wäre gerne mal ein paar Minuten mit dem Kerl allein. Danach wäre sein Gesicht noch hässlicher, als es ohnehin schon ist.«

»Das dürfte Ihnen schwerfallen«, erwiderte Sandy.

Michelle fuhr Sandy in ihr Zimmer und sah einen großen Blumenstrauß auf dem Nachttisch. »Haben Sie einen heim-lichen Verehrer?«, fragte sie.

»Haben nicht alle Frauen einen?« Sandy befangerte ein Rosenblatt. »Wo wir gerade von Verehrern sprechen ... Wer ist eigentlich dieser große, toll aussehende Mann, mit dem ich Sie habe reden sehen, als Sie hierhergekommen sind?«

»Sean King. Wir sind Partner.«

»Partner? Kein Ring?«

»Nein, wir sind Partner in einer Detektei.«

»Sie sind Detektivin?«

»Und Ex-Mitarbeiterin des Secret Service.«

»Für eine Beamtin hätte ich Sie nie gehalten.«

»Warum? Kann man einem Beamten seinen Beruf ansehen?«

»Nein, aber normalerweise kann ich die guten von den bösen Jungs ganz gut unterscheiden.«

»Haben Sie viel Erfahrung mit beiden Sorten?«

»Sagen wir einfach, ich habe grundsätzlich viel Erfahrung.« Sandy tätschelte Michelles Hand. »Was diesen Sean King und Sie betrifft ... Läuft da auch was neben der Arbeit?«

»Jetzt reden Sie wie mein Seelenklempner.«

»Ist er drinnen so gut, wie er außen aussieht?«

»Besser.«

»Darf ich Sie dann noch mal fragen, meine Liebe, warum Sie noch keinen Ring am Finger haben?«

»Wir sind Geschäftspartner.«

»Man kann sein Geld auf verschiedenste Weise verdienen; aber nach meiner Erfahrung sind gut aussehende Männer mit goldenem Herzen so selten wie eine Frau, die eine Bar verlässt, ohne dass jemand ihr einen Klaps auf den Hintern gegeben hätte. Wenn Sie so jemanden finden, sollten Sie ihn sich an Land ziehen, sonst tut es eine andere.«

Michelle dachte darüber nach, dass Sean und Joan wieder zusammenarbeiteten, während sie selbst hier festsass und mit Horatio »Harley Davidson« Barnes um ihre Seele rang und sich von Barry dem Wichser bespannen ließ. »So einfach ist das nicht«, sagte sie schließlich.

»Oh, Frauen reden sich das ständig ein. Das liegt zum Teil daran, dass für Frauen *nichts* wirklich einfach ist. Nur für Männer ist alles einfach und das nur, weil sie lediglich mit einem Organ denken können. Gott

liebt die kleinen Bastarde.«

»Sean ist anders.«

»Das bekräftigt mich nur in meiner Meinung. Vergessen Sie den Komplex. Gehen Sie die Sache einfach mal an. Ein Ring am Finger, mehr braucht es nicht.«

»Nehmen wir um der Diskussion willen einmal an, dass ich dazu bereit wäre ... Was ist, wenn er nicht will?«

Sandy ließ den Blick über Michelle schweifen. »Dann gehört *er* hier rein und nicht Sie. Er mag ja besser als die meisten Männer sein, aber ich nehme an, auch er denkt bisweilen mit dem Ding in seiner Hose.«

»Allein die körperliche Anziehungskraft ist keine Grundlage für eine Beziehung.«

»Natürlich nicht. Aber man ködert die Kerle mit seinen Reizen und nutzt dann die Zeit, bis das Aussehen nachlässt.«

»Sind Sie je verheiratet gewesen?«

»Ja. Ungefähr zehn Minuten.«

»Ein Scheidungsquickie?«

»Nein, ich bin an meinem Hochzeitstag niedergeschossen worden und im Rollstuhl gelandet. Mein Mann hatte zehn Minuten nach dem Jawort nicht so viel Glück.«

»Er ist erschossen worden?«, fragte Michelle betroffen. »Auf Ihrer Hochzeit?«

Sandy nickte. »Der Hochzeitsplanerin hat es glatt die Sprache verschlagen. Sie ist wie eine Verrückte um die Shrimps und die

Eisskulptur gelaufen. Sie wusste nicht mehr, wem sie die Rechnung schicken sollte.«

»Wie ist das passiert?«

Sandy wuchtete sich geschickt aus dem Rollstuhl und aufs Bett. Sie trug ein kurzärmeliges Hemd, und Michelle sah die kräftigen Oberarmmuskeln. Sandy setzte sich aufs Bett. »Ach wissen Sie, es ist so lange her ... Ich hatte die Liebe meines Lebens nur für zehn Minuten, aber glauben Sie mir: Diese zehn Minuten würde ich nicht gegen ein ganzes Leben mit einem anderen tauschen. Also denken Sie über Ihren Mr. King nach. Denken Sie gründlich nach. Und machen Sie sich klar, dass er nicht für immer da sein wird, denn da draußen gibt es viele Frauen, die sich einen Dreck um irgendwelche Komplexe scheeren. Sie nehmen sich, was sie wollen, Süße. Sie nehmen sich einfach, was sie wollen.«

20.

Sean hatte die erste Nacht in Babbage Town abwechselnd mit Schlafen und aus dem Fenster schauen verbracht. Sein Zimmer lag im zweiten Stock des alten Herrenhauses. Aus dem Fenster konnte er über das Gelände hinweg zu Champ Pollions Haus und zur Baracke Nr. 1 schauen, die von der schroffen, einbeinigen Alicia Chadwick geleitet wurde. Die Verzierungen im Herrenhaus hatten etwas Europäisches, und jedes Gästezimmer – das hatte Sean rasch herausgefunden – besaß einen eigenen Computer samt WLAN.

Gegen zwei Uhr morgens sah Sean eine Bewegung neben Champs Haus. Er glaubte zunächst, es sei der Physiker, der dort die Stufen hinauf und durch die Eingangstür ging, doch das Mondlicht war schwach, und so konnte er nicht sicher sein. Dann hörte Sean ein Geräusch, das ihn völlig überraschte. Er riss das Fenster auf.

Ein Flugzeug donnerte vorbei, ein großer Jet, dem Triebwerksgeräusch nach zu urteilen, und der Lärm deutete darauf hin, dass die Maschine im Landeanflug war. Sean beugte sich zum Fenster hinaus, konnte aber nichts sehen, nicht einmal blinkende Lichter am Nachthimmel. Er lauschte noch eine Weile und hörte, wie die Triebwerke auf Umkehrschub geschaltet wurden, um das Flugzeug nach dem Aufsetzen zusätzlich abzubremesen.

Doch wo war die Maschine gelandet? In Camp Peary? Im Waffenlager der Navy? Und warum landete ein großer Jet ohne Lichter und mitten in der Nacht auf der anderen Flussseite?

Gut zwei Stunden später war Sean wieder aufgewacht und hatte sich neben das Fenster gesetzt. Er sah zwei Wachen auf dem Kiesweg. Sie unterhielten sich miteinander und nippten an ihrem Kaffee. Selbst im zweiten Stock konnte Sean das Quäken ihrer Taschenradios hören.

Um fünf Uhr gab Sean den Versuch zu schlafen auf. Er duschte, zog sich

an und stieg die Treppe hinunter, einen Tornister über der Schulter. In der breiten Eingangshalle roch es nach Kaffee, Eiern und Speck – Düfte, die aus dem Speisesaal herüberwehten.

Sean frühstückte und nahm einen Styroporbecher Kaffee mit. Beim Sicherheitsposten an der Tür blieb er stehen und zeigte dem Mann seinen Ausweis. Der breitschultrige Posten nickte, sagte aber nichts, als er Seans Ausweis entgegennahm und ihn durch einen Scanner an seinem Computerbildschirm zog.

Offenbar wollen sie ständig darüber informiert sein, wer sich wann wo aufhält, überlegte Sean. Einschließlich des Detektivs, den sie angeheuert haben.

»Haben Sie vorhin auch das Flugzeug landen hören?«, fragte Sean den Posten.

Der Mann antwortete nicht. Er gab Sean wortlos den Ausweis zurück und wandte sich wieder seinem Computermonitor zu.

»Ich liebe dich auch«, murmelte Sean vor sich hin, als er das Haus verließ.

Es war noch dunkel, und Sean stand eine Weile einfach nur da und überlegte, was er tun sollte. Alicia hatte sich wirklich geirrt: Er tat das hier nicht nur des Geldes wegen. Er wollte herausfinden, was mit Monk Turing passiert war. Jedes Kind hatte ein Anrecht darauf zu erfahren, was mit seinen Eltern geschehen war. Und jeder Mörder sollte bestraft werden.

Monk hatte das Land vor acht oder neun Monaten verlassen. Wo war er hingefahren? Wenn er auf normalem Weg verreist war, stand es in seinem Pass. Aber was, wenn er unter falschem Namen oder über ein anderes Land gereist war? War er ein Spion gewesen? Hatte er sich ins Ausland abgesetzt, um die Geheimnisse von Babbage Town für gutes Geld zu verkaufen?

Sean sog die frische Luft ein, die im Gegensatz zu der Luft in Washington frei war von giftigen Abgasen, und lauschte einen Moment auf die huschenden Schritte, die aus dem nahen Wald leise zu ihm herüberklangen. Vermutlich waren es Eichhörnchen oder Hirsche. Menschen machten vollkommen andere Geräusche, wenn sie sich bewegten. Sean hatte gelernt, die Absichten einer Person aus ihren Bewegungen zu deuten. So schwer war das gar nicht. Die meisten Menschen konnten ihre Absichten nicht einmal verbergen, um ihr eigenes Leben zu retten. Wenn es so wäre, wären weit mehr als nur vier amerikanische Präsidenten ermordet worden.

Sean hatte ein paar Kumpel bei den Geiselnbefreiern des FBI, die mit den paramilitärischen Einheiten der CIA in Camp Peary trainiert hatten. Diese Einheiten reisten durch die Welt und taten Dinge, über die niemand in der Regierung oder bei der CIA auch nur ein Wort verlor. Mit diesen Burschen wollte Sean sich definitiv nicht anlegen. Aber hatte Turing das getan?

Sean ging weiter und gelangte schließlich zu Len Rivests Haus. Es war noch sehr früh, und Rivest hatte gestern lange gearbeitet, und so beschloss Sean, ihn schlafen zu lassen. Er warf den Kaffeebecher in einen Mülleimer, ging am Sicherheitsbüro vorbei und zu einem flachen, eckigen Gebäude, das eine Garage zu sein schien. Dort wandte er sich dann nach links, wo ein Schild mit der Aufschrift »Bootshaus« einen Kiespfad hinunter wies. Kurz darauf war Sean mitten im Wald.

Es dauerte zwanzig Minuten, bis er das Waldstück hinter sich ließ und zum York River gelangte. Dort lag auch das Bootshaus von Babbage Town an einem Pier, der weit in den tiefen, ruhigen Fluss hinausragte. Es war ein gelb angestrichener Pier aus Zedernholz mit Anlegestellen, die ihrer Tore wegen wie Garagen aussahen. Sean versuchte es an der Tür des Bootshauses, doch sie war verschlossen. Als er durchs Fenster spähte, sah er mehrere Boote. Sean trat auf den Schwimmsteg neben dem Bootshaus, wo ein paar Kanus und zwei Paddelboote vertäut waren. Das Tor einer der Anlegestellen stand offen; im Innern befanden sich mehrere Jetskis. Falls Monk eines dieser Fahrzeuge benutzt hatte, um

nach Camp Peary zu gelangen – wer hatte es dann wieder zurückgebracht? Tote Männer waren keine guten Seeleute.

Die Sonne ging auf, und Licht flutete über den ruhigen Fluss. Sean holte ein Fernglas aus seinem Tornister. Das Sonnenlicht ließ den Stacheldraht auf der anderen Seite des Flusses funkeln. Sean ging ans Ufer, die Füße am sandigen Rand, und ließ den Blick über das gegenüberliegende Land schweifen, sah aber nicht viel Interessantes. Ein paar aufgegebene Krabbenkäfige trieben im Wasser. Markierungen für die Fahrrinne ragten aus den Tiefen des York River empor, und ein tief fliegender Reiher auf der Suche nach Futter im schlammigen Wasser glitt scheinbar mühelos durch Seans Sichtfeld.

Sean fragte sich, wo die Landebahn für große Jets sein mochte. Kaum schaute er nach links, sah er sie: Eine Lichtung zwischen den Bäumen ließ einen breiten Grasstreifen erkennen. Die Landebahn musste gleich dahinter beginnen.

Weiter zu seiner Linken ragten große Kräne in den Himmel. Das war Cheatham, überlegte Sean, die Jungs von der Navy. Auf der Fahrt nach Babbage Town hatte er einen grauen Zerstörer am Pier vor dem Waffendepot gesehen. In diesem Gebiet wimmelte es nur so von Militär. Aus irgendeinem Grund tröstete ihn das nicht gerade.

In diesem Moment fiel der Ast vom Baum und traf ihn auf dem Kopf. Sean ging zu Boden – jedoch nicht, weil der Ast ihn verletzt hatte, sondern weil etwas anderes, ungleich Gefährlicheres ihn um Haaresbreite verfehlt hatte. Es musste eine Gewehrkugel gewesen sein. Das Geschoss hatte den Ast unmittelbar über ihm getroffen und abgerissen.

Sean kauerte sich ins hohe Ufergras. Wer zum Teufel hatte auf ihn geschossen? Nach gut einer Minute riskierte Sean einen Blick über den Fluss. Der Schuss musste von dort drüben gekommen sein. Die Frage, die Sean sich nun stellte, lag auf der Hand: Hatte der Schütze ihm nur einen Schreck einjagen wollen und ihn absichtlich verfehlt, oder war die

Kugel nicht für den Ast, sondern für seinen Schädel bestimmt gewesen?

Als die nächste Kugel über Seans Kopf hinwegzischte und ihn erneut um nur wenige Zoll verfehlte, war die Frage beantwortet. Wer immer da drüben war, wollte ihn töten.

Sean drückte sich in den Sand, machte sich so flach er konnte.

Er wartete zwei Minuten. Als keine weitere Kugel kam, schob er sich nach hinten und wand sich dabei wie eine Schlange durchs Gras, wenn auch rückwärts. Schließlich erreichte er die Waldgrenze. Hinter einer dicken Eiche stand Sean auf und lief im Zickzack nach Babbage Town zurück.

Als er auf den Weg stieß, eilte er direkt zu Len Rivests Haus. Rivest antwortete nicht auf sein Klopfen, und so stieß Sean die Tür auf und ging einfach hinein.

»Len! Len! Jemand hat gerade auf mich geschossen.«

Im Erdgeschoss war niemand. Sean lief die Treppe hinauf, wobei er immer zwei Stufen auf einmal nahm. Oben angekommen, warf er die erste Tür auf und hielt schwer atmend inne.

Len Rivest lag nackt in der Badewanne, und seine Augen starrten blind an die blassblaue Decke.

21.

Horatio Barnes saß an seinem Schreibtisch und schaute sich eine Karte der kleinen Stadt in Tennessee an, in der Michelle im Alter von sechs Jahren gelebt hatte.

Von Bill Maxwell hatte Horatio erfahren, dass Michelle viel jünger war als ihre Brüder. Vielleicht war sie gar nicht geplant, sinnierte Horatio. Ein Versehen. Ein Unfall. Er wusste, dass so etwas großen Einfluss auf ein Kind haben konnte.

Horatio hatte seine Beziehungen spielen lassen und ein paar Informationen aus Michelles Akte beim Secret Service bekommen. In der Akte waren Eigenschaften gelistet, von denen Horatio wusste, dass Michelle sie besaß: kontrollbesessen, hart zu Untergebenen – aber am härtesten zu sich selbst –, unbestechlich, fair und furchtlos. Alles Merkmale einer guten Secret-Service-Agentin. Es wurde aber auch Michelles Unfähigkeit erwähnt, anderen zu vertrauen. Die beiden Agenten, mit denen Horatio unabhängig voneinander gesprochen hatte, hatten erstaunlich ähnliche Bemerkungen über sie gemacht. Beide Männer hatten gesagt, sie hätten nie die rätselhafte Person hinter der kugelsicheren Weste und der Glock kennen gelernt.

Horatio hatte schon Patientinnen wie Michelle gehabt, und er hatte allen nach besten Kräften helfen wollen, doch bei Michelle fühlte er sich auf besondere Art verpflichtet, die Dinge zurechtzurücken. Das lag womöglich daran, dass sie ihr Leben für ihr Land riskiert hatte, oder vielleicht auch daran, dass sie Sean Kings beste Freundin war – und Sean war ein Mann, den Horatio respektierte wie kaum einen anderen. Oder es lag einfach daran, dass Horatio einen so tiefen und schrecklichen Schmerz in ihr spürte, dass er ihr einfach helfen *musste*, diesen Schmerz zu bekämpfen.

Aber da war noch ein anderer Grund, über den er weder mit Sean King noch mit Michelle gesprochen hatte. Menschen, die versuchten, ihrem

Leben ein Ende zu setzen – egal wie amateurhaft sie zuerst vorgehen mochten –, wurden mit der Zeit besser, sodass sie spätestens nach dem dritten, vierten oder auch sechsten Versuch in der Gerichtsmedizin landeten. Horatio durfte nicht zulassen, dass es auch Michelle Maxwell so erging.

Bald hatte er eine Woche Urlaub. Eigentlich hatte er nach Kalifornien fliegen wollen, um mit ein paar Freunden krabbentauchen zu gehen. Stattdessen ging er jetzt online und buchte einen Flug nach Nashville.

22.

Genau um ein Uhr morgens hörte Michelle wieder Schritte. Sie stand auf und schlüpfte zur Tür hinaus. Sie würde schon herausfinden, was Barry der Spanner im Schilde führte. Michelle betete, dass es eine Straftat war.

Sie machte sich auf den Weg den abgedunkelten Flur hinunter und versuchte, die Geschwindigkeit der leisen Schritte vor sich abzuschätzen. Wo der Gang nach rechts abbog, blieb sie stehen, spähte um die Ecke und sah ein Licht in einem Zimmer am Ende des Flurs. Sie schob sich weiter vor, bis sie sah, um welchen Raum es sich handelte. Es war die Stationsapothek, in der sich irgendjemand aufhielt. Als eine Gestalt im Glasfenster der Tür erschien, erkannte Michelle, dass es sich nicht um Barry handelte, sondern um den kleinen Mann, den sie zuvor schon einmal dort gesehen hatte.

Was tut der Bursche da?, fragte sich Michelle. Er war ein bisschen spät, um Medikamente zu verteilen.

Noch als sie dort stand, erschien eine weitere Gestalt neben der Tür zur Apotheke. Diesmal war es Barry. Er schaute sich vorsichtig um, ging dann hinein und schloss die Tür hinter sich.

Michelle schlich so nahe heran, wie sie es wagte, um besser sehen zu können. Und dann traf die Erkenntnis sie wie ein Schlag. Warum war Barry um diese Uhrzeit überhaupt hier? Er hatte gerade erst Tagschicht gehabt. Michelle wusste inzwischen, dass das Personal Zwölfstundenschichten fuhr und dass der Wechsel jeweils um acht Uhr morgens und um zwanzig Uhr abends stattfand. Barry hatte seit fünf Stunden dienstfrei.

Michelle hörte es, bevor sie etwas sah: das leise Quietschen von Gummi auf Linoleum. Zunächst glaubte sie, es seien die Sneaker, die von den Krankenschwestern getragen wurden, doch dann sah sie den Rollstuhl. Sandy war voll angekleidet, und ihre Hände trieben schwungvoll die

Räder an. Dann stoppte sie, den Blick aufmerksam auf die Apothekentür gerichtet. Als Sandy plötzlich den Kopf herumriss und in die andere Richtung schaute, zog Michelle sich blitzschnell zurück. Eine Minute später, als sie wieder einen Blick um die Ecke wagte, war Sandy verschwunden. Kurz darauf verließ auch Barry die Stationsapotheke, gefolgt von dem anderen Mann, der hinter sich abschloss. Glücklicherweise gingen sie in die Michelle entgegengesetzte Richtung davon.

Kaum waren die Schritte der beiden Männer verhallt, trat Michelle aus den Schatten und näherte sich vorsichtig der Apotheke. Sie war erstaunt, dass Barry und der andere Mann den Raum mit leeren Händen verlassen hatten. Was ging hier vor?

Dann richtete Michelle ihre Aufmerksamkeit auf den anderen Gang, der zu Sandys Zimmer führte. Langsam und mit kleinen, leisen Schritten bewegte sie sich den Flur hinunter und drückte sich dabei an die Wand. Schließlich erreichte sie Sandys Zimmer. Michelle spähte durch das kleine Fenster in der Tür und sah Sandys schemenhafte Gestalt auf dem Bett liegen. Doch so schnell konnte Sandy unmöglich eingeschlafen sein; offenbar tat sie nur so, als würde sie schlafen. Aber warum hatte sie die Stationsapotheke beobachtet? Gehörte das zu Barrys Plan – was immer dieser Mistkerl im Schilde führte? Michelle wollte es nicht glauben, konnte die Möglichkeit aber auch nicht ausschließen.

Sie schlich in ihr eigenes Zimmer zurück und legte sich aufs Bett, fand aber keinen Schlaf, sondern wälzte sich unruhig hin und her, während ihr die verschiedensten Erklärungen für ihre Beobachtungen durch den Kopf gingen. Doch jede dieser Theorien war unwahrscheinlicher als die vorherige.

Nachdem sie schließlich doch noch ein paar Stunden Schlaf gefunden hatte, ging Michelle müde zum Frühstück hinunter, nahm dann an einer weiteren Gruppensitzung teil, die Horatio für sie arrangiert hatte, und begab sich anschließend geradewegs zu Sandys Zimmer. Doch Sandy war nicht allein. Ein Arzt, zwei Krankenschwestern und ein Wachmann

standen um ihr Bett. Sandy schlug um sich und stöhnte.

»Was ist mit ihr?«, fragte Michelle erschrocken.

Eine der Krankenschwestern drehte sich zu ihr um. »Gehen Sie sofort wieder in Ihr Zimmer zurück«, sagte sie streng.

»Erst will ich wissen, was mit Sandy ist«, erwiderte Michelle.

Der Wachmann trat drohend auf sie zu. »Verschwinden Sie«, sagte er. »Sofort.«

Michelle drehte sich um und ging – aber nur bis zu einer dunklen Nische in der Nähe.

Ein paar Minuten später wurde ihre Hartnäckigkeit belohnt, als die Gruppe Sandys Zimmer verließ und an ihrem Versteck vorbeikam. Sandy lag angeschnallt auf einer Rollbahre und hatte eine Infusion im Arm. Sie rührte sich nicht, lag offenbar im Medikamentenschlaf.

Michelles Secret-Service-Ausbildung schlug Alarm, und sie ließ den Blick von Sandys Arm zu den Händen wandern. Was sie dort sah, verwirrte sie zutiefst. Sandy hatte stets großen Wert auf ein gepflegtes Äußeres gelegt.

Michelle wartete, bis die Gruppe außer Sicht war, huschte dann in Sandys Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Sie fühlte sich ein wenig schuldig, weil sie Sandys Krankheit dazu nutzte, ihr Zimmer zu durchsuchen, aber es ging nicht anders. Außerdem dauerte es nicht lange, denn Sandy hatte nur wenige persönliche Dinge mitgebracht. Was Michelle jedoch verwunderte, war etwas, das sie *nicht* sah: Es gab keine Fotos von Freunden oder Verwandten. Andererseits hatte auch Michelle keine solchen persönlichen Dinge mitgebracht. Doch nachdem Sandy so liebevoll von ihrem verstorbenen Mann erzählt hatte, hätte man eigentlich damit rechnen können, wenigstens ein Foto von ihm zu finden. Aber vielleicht wollte Sandy angesichts der schrecklichen Umstände

seines Todes nicht ständig daran erinnert werden.

Michelle schaute sich weiter im Zimmer um, bis ihr Blick auf dem Blumenstrauß haften blieb. Sie schaute sich den Nachttisch genauer an, auf dem der Strauß stand, und fuhr mit dem Finger durch die dünne Staubschicht. Dann richtete sie den Blick auf den Boden, wo sie ebenfalls feine Staubpartikel entdeckte. Genau das hatte Michelle auch an Sandys Händen so verwirrt: Sie waren schmutzig gewesen, als hätte Sandy ...

Michelle huschte durchs Zimmer und drückte sich neben der Tür an die Wand, als sie draußen jemanden hörte. Sie hielt den Atem an, als die Tür sich langsam öffnete.

Als der Unbekannte ins Zimmer kam und zum Bett ging, schlüpfte Michelle auf den Gang hinaus. Ein hastiger Blick über die Schulter zeigte ihr, dass es Barry war, der sich auf Sandys Bett zubewegte.

Michelle rannte den Flur hinunter zur Schwesternstation. »Ich habe gerade jemanden in Sandys Zimmer schleichen sehen!«, sagte sie atemlos zur Dienst habenden Schwester. »Ich glaube nicht, dass er dort sein sollte, denn Sandy ist krank.« Die Schwester stand sofort auf und eilte den Gang hinunter.

Michelle floh in ihr eigenes Zimmer und wäre beinahe mit Cheryl zusammengestoßen, die gerade mit einem Strohhalm im Mund zur Tür herauskam. Michelle versuchte, diese Chance zu nutzen, denn sie wollte jetzt nicht allein sein, falls Barry es ihr heimzahlen wollte, weil sie ihn verpiffen hatte.

»Hallo, Cheryl. Hast du Lust auf ein Schwätzchen?«

Cheryl hörte auf zu nuckeln und schaute Michelle an, als sähen sie sich zum ersten Mal.

Michelle sagte rasch: »Ich meine ... wir teilen uns immerhin ein

Zimmer, da sollten wir uns näher kennen lernen. Außerdem sagt man uns allen ja immer wieder, dass wir versuchen sollen, Beziehungen aufzubauen, als eine Art Therapie ... ein bisschen Seelenerkundung von Frau zu Frau.«

Michelles Worte waren so offensichtlich an den Haaren herbeigezogen, dass Cheryl einfach an ihr vorbeiging und lautstark an ihrem Strohalm saugte. Michelle schlüpfte ins Zimmer und drückte sich gegen die Tür.

Zwanzig Minuten vergingen, und Barry kam nicht. Michelle fürchtete sich nicht körperlich vor dem Mann. Sie hatte ihn schon als typischen Schläger eingestuft, der sofort die Flucht ergreifen würde, wenn ihn ein härterer Schlag traf, als er ausgeteilt hatte. Aber er konnte Michelle noch auf andere Art wehtun – indem er Vorwürfe gegen sie erhob. Oder er schob ihr irgendwelche gestohlenen Medikamente unter. Was würde dann passieren? Würde man sie dann gegen ihren Willen hier festhalten? Musste sie dann ins Gefängnis? Michelle ließ das Kinn auf die Brust sinken, als eine Woge aus Furcht und Schmerz sie durchflutete.

Sean, hol mich von hier weg!

Und dann fiel ihr das Offensichtliche wieder ein: Sie war freiwillig hier. Sie hatte sich selbst angewiesen; also konnte sie sich auch selbst wieder entlassen. Sie konnte sofort gehen. Sie konnte in die Wohnung, die Sean für sie beide besorgt hatte, sich dort einen Tag entspannen und dann zu ihm nach Virginia fahren. Vermutlich würde er ihre Hilfe ohnehin längst brauchen. Irgendwann brauchte Sean sie jedes Mal bei einem Fall.

Michelle stürmte zur Tür hinaus und hätte fast die Krankenschwester über den Haufen gerannt, die dort stand.

Michelle blinzelte und trat einen Schritt zurück. »Ja?«

»Sandy will Sie sehen«, sagte die Schwester.

»Wie geht es ihr?«

»Ihr Zustand hat sich stabilisiert. Sie will mit Ihnen reden.«

»Was stimmt nicht mit ihr?«

»Ich fürchte, darüber darf ich nichts sagen.«

Natürlich darfst du das nicht.

Michelle ballte vor Zorn die Fäuste, als sie der Frau den Flur hinunter folgte. Dann schritt sie schneller aus. Sie wollte Sandy sehen. Sie wollte Sandy unbedingt sehen.

23.

Horatio Barnes fuhr mit dem Mietwagen vom Flughafen in Nashville ins ländliche Tennessee und suchte nach der kleinen Stadt, in der Michelle im Alter von sechs Jahren gelebt hatte. Er gelangte ans Ziel, nachdem er mehrmals falsch abgebogen war und zurückfahren musste, und erreichte schließlich das kleine, heruntergekommene Stadtzentrum. Dort fragte er im Eisenwarenladen nach der Richtung und fuhr dann nach Südwesten wieder aus der Stadt. Er schwitzte, denn die Klimaanlage hatte ihren Geist aufgegeben.

Das Viertel, in dem Michelle ihre Kindheit verbracht hatte, hatte eindeutig bessere Tage gesehen. Die Häuser waren alt und baufällig, die Höfe verwahrlost und schmutzig. Horatio ging die Hausnummern auf den Briefkästen durch, bis er gefunden hatte, was er suchte: Das Haus der Maxwells lag ein Stück zurückgesetzt, weg von der Straße, und hatte einen großen Hof, auf dem eine sterbende Eiche stand. An einem Ast hing ein Autoreifen an einem verrotteten Seil. In der Einfahrt stand ein Ford Pick-up aus den Sechzigerjahren, aufgebockt auf Ziegelsteinen. Horatio sah die Stümpfe einer Hecke, die einst die Vorderseite des Hauses umschlossen hatte.

Die Farbe an der Holzverschalung blätterte ab, und das Mückengitter an der Eingangstür war abgefallen und lag rostend auf den Stufen. Horatio vermochte nicht zu sagen, ob hier jemand wohnte oder ob das Haus – offenbar ein altes Bauernhaus – leerstand. Vermutlich hatten die ursprünglichen Eigentümer das Land verkauft, und das Viertel war um ihr altes Heim herum aus dem Boden gewachsen.

Horatio fragte sich, wie es wohl für ein junges Mädchen gewesen sein musste, hier allein mit ihren Eltern aufzuwachsen, deren Söhne bereits junge Männer waren. Und er fragte sich erneut, ob Michelle ein »Unfall« oder ein Wunschkind gewesen war. Hätte das einen Einfluss darauf gehabt, wie ihre Eltern sie behandelt hatten? Aus Erfahrung wusste Horatio, dass so etwas in beide Richtungen laufen konnte.

In welche Richtung war es für Michelle gegangen?

Horatio fuhr an den Straßenrand, stieg aus, schaute sich um und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß aus dem Gesicht. Offenbar hatte man hier keine Bürgermiliz oder dergleichen, denn niemand schenkte ihm auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Wahrscheinlich gab es hier aber auch nichts, was es wert gewesen wäre, gestohlen zu werden.

Horatio ging die Kieseinfahrt hinauf. Beinahe rechnete er damit, dass ein alter Hund um die Ecke gehumpelt kam, die Zähne gefletscht und begierig darauf, einem Fremden ins Bein zu beißen. Doch erschien weder ein Tier noch ein Mensch, um ihn zu begrüßen oder anzugreifen.

Horatio trat auf die Veranda und spähte durch die morsche Tür ins Innere. Das Haus schien verlassen zu sein; falls nicht, hatten die Bewohner einen neuen Maßstab für Minimalismus gesetzt.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte eine entschlossene Stimme.

Horatio drehte sich um und sah eine Frau an der Einfahrt stehen. Sie war jung, klein und rundlich, trug ein ausgebleichenes Sommerkleid und hatte ein fettes Baby an der linken Hüfte. Ihr Haar war dunkel und lockig und klebte in der feuchten Luft an ihrem Kopf.

Horatio ging auf sie zu. »Ich hoffe es«, sagte er. »Ich möchte gern etwas über die Leute herausfinden, die früher hier gewohnt haben.«

Die Frau schaute ihm über die Schulter. »Meinen Sie die Penner, Junkies und Huren?«

Horatio folgte ihrem Blick. »Oh, dann wird es heute dafür benutzt?«

»Ich bete, dass der Herr die Sünder niederstreckt.«

»Ich nehme an, die Sünder kommen nicht tagsüber, sondern nur in der Nacht.«

»Kein Gesetz befiehlt uns, dass wir uns des Nachts in unseren Betten verstecken müssen, und so sehen wir das Böse, und es *ist* das Böse.«

»Das tut mir leid für Sie. Aber ich habe nicht über ... hm ... über das Böse geredet. Ich meine eine Familie mit Namen Maxwell. Sie haben vor gut dreißig Jahren hier gewohnt.«

»Davon weiß ich nichts. Wir sind erst seit fünf Jahren hier.«

»Gibt es hier denn jemanden, der mir weiterhelfen könnte?«

Die Frau deutete mit ihrem dicken Finger auf das alte Bauernhaus.

»Wegen den Teufeln da will niemand lange hierbleiben.« Ihr Baby bekam Schluckauf, und Speichel lief ihm aus dem Mund. Die Frau zog einen Fetzen aus der Tasche und wischte den Speichel ab.

Horatio gab ihr seine Visitenkarte. »Falls Ihnen doch noch jemand einfallen sollte, können Sie mich unter dieser Nummer erreichen.«

Die Frau musterte die Karte. »Sie sind ein Arzt oder so was?«

»So was in der Art.«

»Aus Wash-ing-ton?« So wie sie das Wort betonte, klang es zutiefst verächtlich. »Das hier ist Tennessee.«

»Meine Praxis ist sehr groß.«

»Warum interessieren Sie diese Maxwells?«

»Das ist vertraulich. Aber ich kann Ihnen sagen, dass ich versuche, einer Patientin zu helfen.«

»Was ist Ihnen die Sache wert?«

»Ich dachte, Sie kennen die Leute nicht.«

»Ich kenne aber jemanden, der vielleicht mehr weiß – meine Oma. Sie hat uns ihr Haus gegeben, als sie selbst in ein Pflegeheim gezogen ist. Sie hat ... oh, mindestens vierzig Jahr hier gelebt. Opa ist im Hinterhof begraben.«

»Wie nett.«

»Das Gras wächst an der Stelle richtig saftig; das kann ich Ihnen sagen.«

»Da bin ich sicher. Dann lebt Ihre Großmutter also in einem Pflegeheim. Hier in der Nähe?«

»Es ist ein staatliches Heim, gut eine Stunde von hier. Was anderes konnte sie sich nicht leisten. Deshalb hat sie uns auch ihr Haus überschrieben, damit sie staatliche Beihilfe bekommt. Sie wissen schon ... Die Behörden sollten nicht erfahren, dass sie Eigentum hat.«

»Eigentum, um damit für ihre Pflege zu bezahlen?«

»Genau. Die Regierung haut uns doch ständig übers Ohr. Wir müssen für unseren gerechten Anteil kämpfen. Warten Sie noch ein paar Jahre, dann haben die verdammten Mexikaner hier das Sagen.« Sie schaute zum Himmel hinauf. »Herr, strecke mich nieder, ehe es so weit ist!«

»Sie sollten vorsichtig sein mit dem, was Sie sich wünschen. Ob Ihre Großmutter wohl mit mir sprechen wird?«

»Vielleicht. Sie hat gute und schlechte Tage. Ich versuche, sie so oft wie möglich zu sehen, aber mit dem Baby und noch zwei Kindern in der Schule ... Und der Sprit wird ja auch immer teurer.« Sie musterte ihn.

»Hmmm ... wie viel ist Ihnen das denn wert?«

»Hängt davon ab, was Ihre Großmutter mir erzählt.« Horatio ließ sich einen Moment Zeit, um sich die Frau genauer anzuschauen. »Sagen wir mal ... wenn die Information gut ist, zahle ich ihr hundert Dollar.«

»Sie wollen *ihr* das Geld bezahlen? Sie braucht kein Geld. Sie müssen *mich* bezahlen.«

Horatio lächelte. »Okay, ich werde Sie bezahlen. Können Sie einen Besuch für mich arrangieren?«

»Da wir jetzt im Geschäft sind, werde ich Sie begleiten. Schließlich möchte ich ja nicht, dass Sie unsere Abmachung wieder vergessen und aus der Stadt verschwinden, ohne gelöhnt zu haben.«

»Wann können wir gehen?«

»Mein Mann kommt um sechs nach Hause. Dann können wir fahren und wären kurz nach dem Abendessen dort. Alte Leute mögen es nicht, wenn man sie beim Essen stört.«

»Okay. Wie heißt Ihre Großmutter, und wie heißt das Pflegeheim?«

»Halten Sie mich für dumm? Sie können mir in Ihrem Wagen hinterherfahren. Ich werde Sie zu ihrem Zimmer bringen.«

»Sie haben gesagt, sie hätte gute und schlechte Tage. Was genau heißt das?«

»Das heißt, dass sie nicht mehr alle Tassen im Schrank hat. Sie hat dieses Dämonendingsda.«

Ob dieser Bemerkung legte Horatio den Kopf zur Seite. Allmählich machte er sich Sorgen um den Verstand der jungen Frau. Dann erriet er, was sie meinte. »Meinen Sie Demenz?«

»Ja, so heißt es wohl. Sie werden sich auf Ihr Glück verlassen müssen.«

»Okay. Danke für Ihre Hilfe, Mrs. ... äh ...«

»Linda Sue Buchanan. Meine Freunde nennen mich Lindy, aber Sie sind nicht mein Freund, also bleiben wir erst mal bei Linda Sue.«

»Nennen Sie mich Horatio.«

»Das ist ja mal ein verrückter Namen.«

»Ich bin ja auch ein verrückter Kerl. Wir sehen uns um sechs. Und nebenbei, Linda Sue, der kleine Freudenknubbel hat Ihnen gerade auf den Schuh gekotzt.«

Horatio ließ die fluchende junge Frau stehen.

24.

Sandy sah schon sehr viel besser aus. Die Krankenschwester ließ sie allein, und Michelle trat neben das Bett, in dem die ältere Frau saß, und nahm deren Hand.

»Was ist mit Ihnen passiert?«

Sandy winkte ab. »Also, erst mal ... lass uns endlich du zueinander sagen, ja?«

Michelle lächelte. »Gern.«

»Und nun zu deiner Frage«, sagte Sandy. »So was passiert mir von Zeit zu Zeit. Kein Grund, sich Sorgen zu machen. Manchmal brennen mir von einem Augenblick auf den anderen sämtliche Sicherungen durch. Dann krieg ich ein bisschen Freudensaft, und alles ist wieder paletti.«

»Und du bist sicher, dass du wieder in Ordnung bist?

»Vollkommen.«

»Ich dachte schon, du hättest einen Schlaganfall gehabt.«

»Jetzt weißt du wenigstens, warum ich nirgends einen Job bekomme. Dabei habe ich immer geglaubt, ich wäre eine verdammt gute Pilotin geworden, oder was meinst du?« Sie tat so, als hielte sie einen Steuerknüppel in der Hand. »Ladys und Gentlemen, hier spricht Ihr Kapitän. Wir befinden uns im Anflug auf die Hölle, und Ihr Pilot, also ich, steht kurz davor, total durchzudrehen! Also, schnallt euch bitte an, ihr kleinen Bastarde, während ich versuche, dieses Baby zu landen.« Sie lachte leise und ließ Michelles Hand los.

»Tut mir leid, Sandy. Wirklich.«

»Ach, das ist nun mal so. Ich hab mich daran gewöhnt.«

Michelle zögerte. »Nachdem sie dich weggebracht haben, bin ich in dein Zimmer gegangen. Ich weiß nicht, warum ... wahrscheinlich war ich einfach zu verwirrt. Dann habe ich jemanden kommen hören. Ich hab mich hinter die Tür geduckt, und Barry kam herein.«

Bei diesen Worten setzte Sandy sich ein wenig gerader auf. »Hat er dich gesehen?«

»Nein, ich hab mich rausgeschlichen. Aber ich habe ihn bei der Oberschwester gemeldet, obwohl dieser Schuss nach hinten losgehen kann. Vielleicht heckt der Kerl schon Rachepläne aus.«

Sandy lehnte sich wieder zurück. »Was könnte er in meinem Zimmer gesucht haben?«

Michelle zuckte mit den Schultern. »Vermutlich wollte er nur nachsehen, was los war. Oder er wollte sich alles schnappen, was nicht niet- und nagelfest war.«

Sandy schnaubte. »Na, dann soll er sich mal zu meiner Bank durchgraben, denn da liegt mein guter Schmuck. Ich bringe nie irgendwelche Wertsachen an einen Ort wie diesen. Dann sind die Sachen schneller weg, als man gucken kann.«

»Da ist was dran.«

Sandy versuchte, sich wieder ein wenig aufzusetzen, und Michelle kam ihr rasch zu Hilfe. Sie schlug die Decke beiseite, entblößte Sandys Beine, packte die Frau an der Hüfte und zog sie ein wenig höher ans Kissen; dann deckte sie die Beine wieder zu.

»Du bist stark«, bemerkte Sandy.

»Du bist aber auch ziemlich muskulös.«

»Am Oberkörper, ja. Aber meine Beine sind wie Spaghetti und ungefähr genauso dick.« Sandy seufzte. »Du hättest meine Beine früher sehen sollen. Wie die von Ann-Margret.«

Michelle lächelte. »Davon bin ich überzeugt.« Sandys Beine waren tatsächlich verkümmert, weshalb Michelle auch die Decke zurückgeschlagen hatte. Sie wollte sich vergewissern, dass Sandy wirklich behindert war. Ihr Instinkt sagte ihr, dass mit Sandy irgendetwas nicht stimmte.

»Du siehst aus, als würdest du angestrengt über etwas nachdenken«, bemerkte Sandy.

»Sind wir nicht hier, um genau das zu tun? Angestrengt nachzudenken?«

Eine Stunde später nahm Michelle an einer weiteren Gruppensitzung teil, für die Horatio Barnes sie angemeldet hatte.

»Wann wird Mr. Harley Davidson wieder zurück erwartet?«, fragte Michelle eine der Krankenschwestern.

»Wer?«

»Horatio Barnes.«

»Oh, das hat er nicht gesagt. Aber ein qualifizierter Kollege hat die Vertretung für ihn übernommen.«

»Wie schön für ihn.«

Als Michelle von der Sitzung zurückging, wäre sie beinahe gegen Barry geprallt, als sie um eine Ecke bog. Sie versuchte ihn zu ignorieren und wollte weitergehen, als er sagte: »Wie geht es Ihrer Freundin Sandy?«

Michelle wusste, dass sie den Köder nicht schlucken sollte, doch irgendetwas in ihrem Innern wehrte sich, klein beizugeben. Sie drehte

sich um und sagte mit fröhlicher Stimme: »Oh, danke, es geht ihr großartig. Und Sie? Haben Sie in Sandys Zimmer irgendwas gefunden, was sich zu stehlen gelohnt hat?«

»Dann waren Sie es, die mich bei der Schwester verpiffen hat.«

»Hat es so lange gedauert, bis Sie das herausgefunden haben? Was für ein Loser. Was für ein Trottel.«

Er grinste. »Wie wär's, wenn Sie mal wieder in die Realität zurückkehren würden? Ich kann von hier weg, wann immer ich will, während Sie 'ne Irre sind, die man weggesperrt hat.«

»Stimmt. Ich bin verrückt. Ich bin eine Irre, die Ihnen den Hals brechen kann. Jederzeit. Wann immer sie will.«

Barry schnaubte verächtlich. »Jetzt hör mal, Mädchen. Ich bin im härtesten Viertel von Trenton aufgewachsen. Du weißt ja nicht mal, was hart bedeutet, und ... *oh, Scheiße!*«

Nur einen Zoll neben Barrys Kopf hatte Michelle mit dem rechten Fuß ein Loch in die Gipswand getreten. Während sie langsam ihr Bein zurückzog, schaute sie auf Barry hinunter, der sich zusammengekauert hatte und schützend die Hände über den Kopf legte.

»Solltest du Sandy oder mir noch einmal zu nahekommen, du Drecksack, trete ich nicht mehr nur die Wand ein.« Michelle wandte sich zum Gehen, warf dann aber noch einmal einen Blick auf das Loch, das sie in der Wand hinterlassen hatte. »Du solltest das besser wegmachen, Barry. Hygienevorschriften und so.«

»Ich werde Meldung machen, dass du mich angegriffen hast!«

»Tu das. Und ich werde eine Petition aufsetzen und von jeder Frau unterschreiben lassen, die du begafft hast. Ich bin sicher, die würden deinen Arsch nur zu gerne im Knast sehen.«

»Wer würde denen schon glauben? Die sind alle verrückt.«

»Oh, du wärst überrascht, Barry. Zahlen glaubt man immer. Außerdem habe ich irgendwie das Gefühl, dass deine Weste nicht blütenweiß ist, wenn man nur gründlich sucht. Und glaub mir, Wichser, ich weiß, wonach man suchen muss.«

Barry fluchte, drehte sich um und stapfte davon.

Als Michelle zu ihrem Zimmer zurückging, wusste sie, dass es nur eine Möglichkeit gab, mit Barry fertig zu werden, und sie beschloss, von nun an mit aller Kraft daran zu arbeiten. Und sie hatte auch schon eine Ahnung, wo sie anfangen sollte.

25.

Die einheimischen Cops hatten ihre Arbeit genauso gemacht wie das FBI in Gestalt des sauertöpfischen Michael Ventris. Er würdigte Sean kaum eines Blickes, nachdem der ihm erzählt hatte, wie er auf Rivests Leiche gestoßen war.

»Und Sie sind wieder hierher zurückgekommen. Warum?«, fragte Ventris in säuerlichem Tonfall.

»Wir hatten uns verabredet, den Fall noch einmal durchzugehen. Rivest hat nicht auf mein Klopfen reagiert. Also bin ich reingegangen.« Sean ließ bewusst aus, dass man auf ihn geschossen hatte. Sein Instinkt riet ihm, diese Sache für sich zu behalten, solange er nicht wusste, was vor sich ging.

Ventris sagte: »Ich habe schon gehört, dass die Leute hier einen Privatdetektiv angeheuert haben, der ein bisschen herumschnüffeln soll. Dann sind Sie das also, ja?« Der FBI-Agent sah nicht im Mindesten beeindruckt aus.

»Ja, ich.«

»Ich will Ihnen einen kleinen Rat geben: Wenn Sie mir das erste Mal in die Quere kommen, wird es auch das letzte Mal gewesen sein. Verstanden?«

»Verstanden.« Sean wagte nicht zu fragen, warum das FBI überhaupt den Tod einer Privatperson untersuchte. Hier lag die Sache anders als im Fall Monk Turing. Monk war auf CIA-Gelände gefunden worden.

Len Rivests sterbliche Hülle wurde in die improvisierte Leichenhalle gebracht, in der auch Monk Turing lag, während der Sheriff sich kopfschüttelnd die leere Badewanne anschaute. Sean stand neben ihm und tat es ihm gleich, doch die Gedanken, die ihm durch den Kopf

gingen, waren vermutlich – nahm er zumindest an – ein wenig komplizierter als die des Sheriffs.

Rivest war zwischen Mitternacht, als Sean ihn verlassen hatte, und halb sieben in der Frühe gestorben, als Sean ihn gefunden hatte, also in einer Zeitspanne von etwa sechseinhalb Stunden. Und er glaubte gesehen zu haben, wie Champ Pollion gegen zwei Uhr morgens in seinen Bungalow gegangen war. Er *glaubte*. Sicher war er sich nicht.

»Sheriff Merkle Hayes«, sagte der Mann und riss Sean damit aus seinen Gedanken. Bevor Sean etwas erwidern konnte, fügte der Mann hinzu: »Sie sind Sean King, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ex-Secret Service?«

»Das ist richtig.«

Hayes war Anfang fünfzig, hatte kurz geschnittenes graues Haar, einen kleinen Bierbauch, dicke Beine, breite, kantige Schultern und einen leicht gekrümmten Rücken, sodass er ein wenig kleiner wirkte, als er in Wirklichkeit war. »Haben Sie eine Idee, was passiert sein könnte?«

»Ich war letzte Nacht mit Len zusammen. Er hatte ein paar Drinks genommen, vielleicht ein paar zu viel. So um Mitternacht bin ich gegangen. Er war unten auf der Couch eingeschlafen.«

»Worüber haben Sie geredet?«

Sean war auf diese Frage vorbereitet; tatsächlich hatte es ihn überrascht, dass Ventriss ihn nicht schon danach gefragt hatte. »Über dies und das. Über Monk Turings Tod, aber auch über Babbage Town im Allgemeinen.«

»Glauben Sie, dass er betrunken genug war, um die Treppe raufzugehen,

sich in die Badewanne zu legen und versehentlich zu ertrinken?«

»Ich könnte jedenfalls nicht mit Sicherheit sagen, dass er *nicht* betrunken genug dafür gewesen ist.«

Hayes nickte bloß.

»Die Tür war nicht verschlossen, als ich hierhergekommen bin«, sagte Sean. »Aber letzte Nacht habe ich sie verriegelt.«

»Also hat er sie entweder wieder aufgeschlossen, oder ...«

»Genau.«

»Wir haben uns bereits ein wenig umgehört. Bis jetzt hat niemand etwas gesehen. Natürlich hat das FBI das Kommando übernommen.«

»Warum hat das FBI sich überhaupt eingemischt? Rivest war kein Bundesangestellter, und das hier ist kein Bundesgelände. Soweit ich es beurteilen kann, ist Rivests Tod auch keine staatsübergreifende Angelegenheit.«

»Was halten Sie davon, wenn wir ein bisschen spazieren gehen?«

Rivests Haus war mit den gelb-schwarzen Standardbändern abgesperrt, als ob an einem Mord je etwas »Standard« sein könnte. Der Rettungswagen mit Rivests sterblichen Überresten war gerade die Straße hinunter verschwunden. Sean ließ den Blick über die kleine Menge schweifen, die sich vor dem Haus versammelt hatte. Er sah sowohl Alicia Chadwick als auch Champ Pollion, die leise miteinander sprachen.

Als Alicia zu ihm schaute – vielleicht in der Hoffnung, er würde zu ihr kommen –, wandte Sean sich rasch ab. Er war noch nicht bereit, sich ihr oder Champ zu stellen.

Hayes führte Sean zu seinem zivilen Streifenwagen und bedeutete ihm, auf der Beifahrerseite einzusteigen. Als sie beide im Wagen saßen, sagte Hayes: »Was ich Ihnen jetzt vorschlagen werde, mag Ihnen ein wenig unorthodox erscheinen, aber ich riskier's. Wie wäre es, wenn wir beide uns bei diesem Fall zusammentun?«

Sean hob die Augenbrauen. »Zusammentun? Sie sind Sheriff, ich Privatdetektiv.«

»Ich meine nicht offiziell. Aber mir scheint, dass wir beide das gleiche Ziel vor Augen haben: Rivests Mörder zu finden.«

»Trifft das nicht auch auf Turing zu?«

»Nun, es wäre nicht das erste Mal, dass man einen Mord wie Selbstmord aussehen lässt.«

»Rivest schien das Gleiche gedacht zu haben.«

»Ach, hat er? Das ist interessant. Was hat er sonst noch darüber gesagt?«

»Das war so ziemlich alles. Aber er schien zu *wollen*, dass es Mord und kein Selbstmord war, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Es spricht vieles gegen die Mordtheorie – seine Waffe, seine Fingerabdrücke –, und es hat den Anschein, als wäre er freiwillig nach Camp Peary gegangen.«

»Nach dem zu urteilen, was ich gehört habe, scheint Turing mir keineswegs selbstmordgefährdet gewesen zu sein.«

»Vielen Selbstmördern merkt man ihre Absichten nicht an«, erwiderte Hayes. »Ich habe Ihre Dienstakte angefordert und über die Fälle gelesen, mit denen Sie in Wrightsburg zu tun hatten. Und? Was sagen Sie? Wenn ich gegen das FBI antreten will, brauche ich Hilfe.«

»Wie wäre es, wenn ich mich bei Ihnen melde, sobald ich mit meinen Vorgesetzten gesprochen habe?«

»Wie wäre es, wenn Sie einfach Ja sagen?«

»Ich sage Ihnen was: Ich arbeite ohnehin an dem Fall ... an den *Fällen*, wie es jetzt aussieht. Sollte ich etwas finden, oder sollte mir etwas einfallen, werde ich um Hilfe schreien.« Er musterte Hayes' Gesicht.

»Aber das gilt für beide Seiten. Sollten Sie etwas ausgraben, melden Sie sich bei mir.«

Hayes dachte darüber nach und streckte schließlich die Hand aus. »Okay. Abgemacht.«

»Eigentlich könnten Sie sofort etwas für mich tun.«

»Und das wäre?«

»Lassen Sie mich Monk Turings Leiche sehen.«

26.

Die provisorische Leichenhalle war in einem kleinen, leerstehenden Büro in der Ortsmitte des Städtchens White Feather eingerichtet worden. Sie wurde von einem Pathologen geleitet, den man aus Williamsburg hierhergeschickt hatte.

Monk war kein gut aussehender Mann gewesen, und daran hatte sich auch im Tod nichts geändert. Er war klein und stämmig und hatte einen Wanst. Der Pathologe hatte den Körper mittels eines y-förmigen Einschnitts geöffnet, der vom Hals bis zum Unterleib reichte. Sean versuchte vergeblich, eine Ähnlichkeit zwischen Monk und seiner Tochter zu entdecken. Offenbar kam Viggie mehr nach ihrer Mutter.

Pflichtbewusst ging der Pathologe den offiziellen Obduktionsbericht mit Sean durch: Monk Turing, 37 Jahre, 1,72 groß, 84 Kilo, und so weiter. Der Mann war unzweifelhaft an der Schusswunde in der rechten Schläfe gestorben.

»Monk war Rechtshänder«, bemerkte Sean. »Das passt zur Selbstmordtheorie.«

»So weit bin ich noch gar nicht gekommen«, sagte der Pathologe misstrauisch. »Woher wissen Sie das?«

»Die rechte Hand ist ein wenig größer und hat mehr Schwielen. Außerdem habe ich einen Baseballhandschuh in seinem Haus gefunden, und der war nicht für einen Linkshänder.«

Hayes nickte zustimmend, während der Pathologe in seine Aufzeichnungen schaute.

Sean sah sich Monks Hände noch einmal an. »Sieht aus, als wäre da etwas an den Handflächen.«

»Rötliche Farbsplitter oder Ähnliches«, sagte der Pathologe. Mit Hilfe eines Hightech-Vergrößerungsglases zeigte er ihnen die winzigen Spuren und legte die Hand des Toten dann wieder hin.

»Das sieht eher wie Rostflecken aus. Vielleicht hat er sich die zugezogen, als er über den Zaun von Camp Peary geklettert ist«, sagte Hayes.

Sean schaute den Pathologen an. »Haben Sie seine Kleidung?«

Der Pathologe nickte und ließ die Sachen zu ihnen bringen: eine Cordhose, ein blau gestreiftes Baumwollhemd, eine dunkle Kapuzenjacke, Unterwäsche, Socken und schmutzige Schuhe.

Hayes reichte Sean eine kleine, wasserdichte Tasche. »Die hat man neben der Leiche gefunden. Inzwischen hat sich bestätigt, dass sie Monk gehört hat.« In der Tasche befanden sich eine Decke sowie eine Taschenlampe.

»Vermutlich hat er die Decke benutzt, um über den Stacheldraht oben am Zaun zu kommen«, vermutete Sean, als er Risse im Stoff entdeckte. »Trotzdem wäre das gefährlich gewesen. Finden sich keine Kratzer oder Prellungen vom Zaun an der Leiche?«

Der Pathologe schüttelte den Kopf.

»Erstaunlicherweise haben wir auch keine Handschuhe gefunden, die er benutzt hätte, um über den Zaun zu kommen«, fügte Hayes hinzu.

»Ja, aber hätte er Handschuhe getragen, hätten wir nicht seine Fingerabdrücke auf der Waffe. Es sieht immer mehr danach aus, als hätte er sich tatsächlich selbst erschossen«, sagte Sean.

Der Pathologe hob den Blick. »Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob es Selbstmord war. Auch die Forensik hat ihre Grenzen.«

Sean bemerkte: »In Ihrem Bericht steht, dass der Schuss *fast* aufgesetzt gewesen sei. Außerdem gibt es keine Verletzungen, die auf einen Kampf hindeuten oder darauf, dass der Mann gefesselt wurde. Aber wie soll jemand mit einer Waffe so nahe an ihn herangekommen sein, ohne dass er sich gewehrt hat? Das erscheint mir unwahrscheinlich.«

»Er könnte unter Drogen gesetzt worden sein«, meinte Hayes.

»Was meine nächste Frage gewesen wäre«, sagte Sean. »Haben Sie etwas in der Richtung gefunden, Doc?«

»Ich habe die Laborergebnisse noch nicht.«

»Dann können wir Selbstmord also noch nicht ausschließen«, sagte Sean. »Und falls er sich wirklich selbst getötet hat – warum in Camp Peary? Gibt es irgendeine Verbindung zwischen ihm und der CIA? Hat er je dort gearbeitet? Oder *wollte* er vielleicht dort arbeiten und wurde abgelehnt?«

Hayes schüttelte den Kopf. »Das haben wir noch nicht überprüft.« Er wandte sich dem Gerichtsmediziner zu. »Haben Sie schon einen ungefähren Todeszeitpunkt für Len Rivest ermitteln können?«

»Der Mann lag schon einige Zeit im Wasser. Vielleicht fünf, sechs Stunden. Und er hatte Zellflüssigkeit im Mundraum. Das deutet darauf hin, dass er ertrunken ist. Bei der Obduktion werde ich dann sehen, ob Wasser in der Lunge ist.«

Hayes schaute auf die Uhr. »Fünf bis sechs Stunden. Wenn wir in Betracht ziehen, wann er entdeckt worden ist, müsste er zwischen ein und zwei Uhr morgens gestorben sein.«

»Das war nicht lange, nachdem ich sein Haus verlassen habe«, sagte Sean und fügte in Gedanken hinzu: Und es stimmt mit der Zeit überein, als ich Champ Pollion nach Hause kommen sah. »Er hat ziemlich viel getrunken«, fuhr Sean fort. »Cocktails und Rotwein.«

Der Pathologe schrieb es sich auf. »Danke.«

»Könnte er betrunken genug gewesen sein, um das Bewusstsein zu verlieren und zu ertrinken? Hätte das Wasser in Mund und Nase ihn nicht geweckt?«, fragte Hayes.

Der Gerichtsmediziner schüttelte den Kopf. »Falls er durch übermäßigen Alkoholkonsum das Bewusstsein verloren hat, könnte er durchaus ertrunken sein.«

»Als ich gegangen bin, war Rivest fast schon eingeschlafen«, sagte Sean. »Ich frage mich, warum er baden wollte, wo er doch ziemlich hinüber und todmüde war.«

Der Pathologe sagte: »Vielleicht hat er sich übergeben und wollte sich sauber machen.«

Sean schüttelte den Kopf. »Wenn man sich vollgekotzt hat, wartet man nicht, bis die Badewanne voll ist. Dann stellt man sich unter die Dusche.« Kaum hatte er das gesagt, erstarrte er.

»Da ist was dran«, sagte Hayes, der Seans Miene nicht sah.

Als sie wieder im Wagen saßen, fragte Hayes: »Und wohin jetzt?«

Sean versuchte gar nicht erst, seine Aufregung zu verbergen. »Ich möchte mir das Badezimmer noch einmal ansehen. Mir ist da gerade etwas eingefallen.«

»Und was?«

»Ich weiß jetzt, dass Len Rivest ermordet wurde.«

27.

Sean ging zum Badezimmer im Haus Len Rivests und blieb in der Tür stehen.

Er sagte: »Als ich gestern Abend hier war, bin ich gegen elf, Viertel nach elf auf die Toilette gegangen. Das ist das einzige Bad hier.«

»Und?«, fragte Hayes erwartungsvoll.

»Hat einer Ihrer Leute oder das FBI irgendetwas aus dem Badezimmer entfernt?«

»Nein, nur die Leiche. Warum?«

»Schauen Sie sich um. Was fehlt?«

Hayes ließ den Blick über die Einrichtung des kleinen Bades schweifen.
»Ich gebe auf. Was?«

»Hier sind weder Handtücher noch Waschlappen.« Sean deutete auf den Boden. »Und keine Badematte. Als ich gestern hier drin war, war das alles noch da. Und da ist noch etwas.« Er ging zur Kommode und schaute dahinter. »Hier war ein langstieliger Pümpel, eine von diesen Saugglocken, die ebenfalls verschwunden ist.«

»Wollen Sie damit sagen ...«, begann Hayes.

Sean kniete sich auf den Boden und strich mit der Hand über die Fliesen und dann die Badewanne hinauf. »Feucht, aber nicht nass.« Er stand auf. »Ich will damit sagen, dass man die Handtücher benutzt haben könnte, um das von Rivest verspritzte Wasser aufzuwischen.«

»Und der Pümpel?«

Sean tat, als packe er irgendetwas mit der Hand, und stellte sich neben die Wanne. »Vermutlich wollte der Täter Rivest nicht mit den Händen unter Wasser drücken, um ganz sicherzugehen, dass er keine Spuren hinterlässt, insbesondere Hautpartikel unter Rivests Fingernägeln, die eine DNA-Analyse ermöglicht hätten. Da er Rivest einen langstieligen Pümpel auf die Brust gedrückt hat, konnte er ihn mit den Händen nicht erreichen.«

»Stimmt.«

»Andererseits wird hier wohl alles nass gewesen sein, weil Rivest um sein Leben kämpfte. Weshalb sonst hätte der Täter die Handtücher, die Badematte und den Pümpel mitnehmen sollen? Er wollte, dass die Polizei von einem Unfalltod ausgeht. Rivest hatte sich vielleicht gerade erst in die Wanne gelegt, als der Mörder zugeschlagen hat. Wäre Rivest nicht betrunken gewesen, würde er vielleicht noch leben.«

»Wenn er noch betrunken war und der Killer den Pümpel benutzt hat, können wir demnach auch nicht ausschließen, dass der Täter eine Frau gewesen ist.«

Sean schaute ihn scharf an. »Das stimmt. Rufen Sie den Pathologen an, und sagen Sie ihm, er soll nach kreisförmigen Druckstellen auf Rivests Brust oder Bauch suchen. Ein Pümpel könnte einen solchen Abdruck hinterlassen haben. Und sagen Sie ihm auch, dass er nach Holzsplittern vom Schaft des Pümpels unter Rivests Fingernägeln suchen soll.«

Hayes rief übers Handy an, während Sean weiter nach Spuren suchte.

Nachdem der Sheriff den Anruf beendet hatte, lächelte er Sean an. »Ich habe eine Nachricht hinterlassen. Ich muss sagen, meine Entscheidung, mich mit Ihnen zusammenzutun, scheint ausgesprochen klug gewesen zu sein.«

»Freuen Sie sich nicht zu früh. Zu wissen, dass ein Mann ermordet worden ist, und herauszufinden, wer es getan hat, sind zwei Paar Schuh.

Jetzt müssen wir erst einmal den Laden richtig durchkämmen und uns umhören, ob jemand vergangene Nacht etwas gesehen hat. Hier wimmelt es nur so von Sicherheitspersonal. Irgendjemand *muss* etwas gesehen haben – besonders, wenn meine Theorie stimmt und die betreffende Person einen Stapel Handtücher sowie einen Pümpel bei sich gehabt hat.«

»Schon so gut wie erledigt. Sonst noch etwas?«

Sean überlegte und sagte dann: »Ich war heute Morgen am Fluss, ungefähr gegen halb sieben. Ich wollte mir das Bootshaus und die Gegend anschauen. Irgendjemand hat mit dem Gewehr auf mich geschossen. Deshalb war ich bei Len Rivest. Um ihm davon zu erzählen.«

Hayes starrte ihn offenen Mundes an. »Wo kamen die Schüsse her?«

»Vom anderen Flussufer.«

»Von Camp Peary?«

Sean nickte.

»Und Monk Turing ist tot dort aufgefunden worden ...«, fügte Hayes langsam hinzu.

Sean wusste, was der Sheriff dachte: Falls Monk Turing und Len Rivest von den Leuten am anderen Flussufer getötet worden waren, lautete die Frage: Warum? Sean musste zugeben, dass diese Frage ausgesprochen faszinierend war. Aber war er bereit, sein Leben für die Antwort zu riskieren?

»Außerdem könnte es sein«, sagte er, »dass ich Champ Pollion um zwei Uhr heute Morgen in sein Haus habe zurückkehren sehen.«

»Aber Sie können es nicht mit Sicherheit sagen?«, fragte der Sheriff.

Sean schüttelte den Kopf. »Ich könnte es nicht beschwören. Es war zu dunkel. Trotzdem müssen wir das überprüfen, wenn wir uns die Alibis geben lassen. Eines noch: Ich habe gehört, dass Monk vor acht oder neun Monaten ins Ausland gereist ist. Wir müssen herausfinden, wo er damals gewesen ist.«

»Das FBI hat seinen Pass und die anderen persönlichen Unterlagen.«

»Sie sind der Sheriff hier. Bitten Sie um Kopien.«

»Glauben Sie, es könnte wichtig sein?«

»Im Augenblick ist alles wichtig.«

28.

Barry ging mit einem Pappkarton voller Poststücke den Flur hinunter. Michelle folgte ihm beinahe lautlos in zehn Schritt Entfernung. Als Barry die Tür aufschloss und hinaus zum Briefkasten ging, huschte Michelle ins leere Foyer und duckte sich hinter eine große Topfpflanze.

Als Barry wieder hereinkam, besah er sich die Absender der eingegangenen Briefe, während hinter ihm die Tür langsam zuschwang. Michelle setzte alles auf eine Karte und huschte nach draußen. Barry war nur vier, fünf Schritt von ihr entfernt, bemerkte aber nichts – ein Beweis, wie leise sie sich bewegen konnte. Nachdem Barry um eine Ecke verschwunden war, stellte Michelle den Fuß in die Tür, sodass sie sich nicht mehr schließen konnte, zog den Schuh aus, verkeilte die Tür damit und eilte davon.

Es dauerte nur ein paar Sekunden, da hatte sie das Paket, das sie suchte, neben dem Briefkasten entdeckt. Sie holte Stift und Papier heraus und notierte sich die Adresse. Außerdem warf sie einen Blick auf den Absender. Es überraschte sie nicht allzu sehr, dass es nicht Barry war.

»Lola Martin«, las sie den Absender laut. Dann huschte sie wieder ins Gebäude, nahm ihren Schuh und eilte in ihre Station zurück. Im Schwesternzimmer hielt sich niemand auf, und Michelle nutzte die Gelegenheit, einen Blick auf die Krankenblätter zu werfen. Lola Martin, stellte sie fest, war Patientin im »Kuckucksnest«, dessen psychotische Bewohner nicht gerade bekannt dafür waren, Päckchen zu verschicken.

Von einem Münzfernsprecher rief Michelle einen Freund bei der Polizei von Fairfax an. Fünf Minuten später hatte sie ihre Mission erfüllt und kehrte in ihr Zimmer zurück – sehr zufrieden mit sich selbst.

29.

Sean saß Alicia Chadwick in deren Büro in Baracke Nr. 1 gegenüber. Sie hatte vor Rivest Haus auf ihn gewartet und ihm erklärt, mit ihm reden zu müssen.

»Also«, sagte sie nun, »wie ist Len Rivest gestorben? Und erzählen Sie mir nicht, dass es Selbstmord gewesen ist.«

Sean bemerkte, dass ihre Augen gerötet waren. »Ich weiß nicht, wie Rivest gestorben ist. Die polizeiliche Untersuchung läuft noch.«

»Ich kann nicht glauben, dass Sie mir mit so einem armse-ligen Spruch kommen«, sagte Alicia.

»Ich war selbst einmal Cop. Deshalb weiß ich, wie sehr es eine Ermittlung beeinflussen kann, sollte etwas durchsickern. Die Polizei hält die Umstände seines Todes jedenfalls für ziemlich suspekt.«

»Dann könnte es also Mord gewesen sein?«

Sean zuckte die Achseln. »Oder ein Unfall. Oder er ist eines natürlichen Todes gestorben.«

»Danke, dass Sie mir eine so große Hilfe sind«, spottete Alicia.

Sean beugte sich zu ihr vor. »*Falls* es Mord war, sind für mich alle verdächtig. Dann könnten auch Sie die Mörderin sein.«

»Ich habe niemanden getötet.«

»Ich habe noch nie einen Mörder getroffen, der etwas anderes behauptet hätte.«

»Glauben Sie, dass der Mord mit dem Tod von Monk in Verbindung

steht?«

»Offenbar haben Sie mich gerade nicht verstanden. Soll ich es wiederholen?«

Jetzt beugte Alicia sich vor. »Monk Turings letzter Wille und sein Testament wurden gestern Abend in seinem Haus gefunden. Man hat mir gerade gesagt, dass Monk mich in seinem Testament zum Vormund seiner Tochter bestellt hat, und ich beabsichtige, ihm diesen Wunsch nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen. Wenn das Mädchen in Gefahr schwebt, will ich es wissen.«

»Monk hat Sie zum Vormund bestellt?« Sean war erstaunt. »Ich dachte, Sie beide hätten sich nicht allzu nahegestanden.«

»Monk wusste, dass Viggie mir am Herzen liegt«, sagte Alicia. »Ihr Wohlergehen hat bei mir oberste Priorität.«

»Nun, nach dem Mord an Len Rivest scheint mir Babbage Town nicht mehr der sicherste Ort der Welt zu sein.«

Alicia legte die Hand auf die Augen. »Der arme Len«, sagte sie. »Ich kann nicht glauben, dass er tot ist.«

Sean lehnte sich wieder zurück. »Sein Tod scheint Sie wirklich mitzunehmen. Gibt es einen besonderen Grund dafür?«

Alicia zog ein Tuch aus einer Box auf dem Tisch und schnäuzte sich die Nase. »Len und ich waren Freunde.«

»Freunde. Gute Freunde oder mehr?«

»Das geht Sie nichts an.«

»Falls Sie eine Beziehung mit Len Rivest hatten, ist es Aufgabe der Polizei, dem nachzugehen.«

»Okay, wir haben uns getroffen.«

»Waren es harmlose Dates? Oder mehr?«

»Das geht Sie einen Dreck an!«

»Sie sind offensichtlich sehr klug, aber ebenso offensichtlich begreifen Sie nicht, dass ich Sie lediglich darauf vorbereiten will, was Polizei und FBI Sie fragen werden. Glauben Sie wirklich, dass Agent Ventris Sie mit Samthandschuhen anfassen wird? Ein Toter und eine intime Beziehung – damit stehen Sie unter Verdacht.«

»Ich habe ihn nicht getötet. Verdammt noch mal, ich habe ihn gemocht. Er war ein netter Kerl. Vielleicht hätten wir sogar eine gemeinsame Zukunft gehabt. Und jetzt?« Alicia wandte sich von Sean ab, als ihr die Tränen über die Wangen rannen.

»Schon gut, Alicia, schon gut«, sagte Sean beruhigend. »Ich kann mir vorstellen, wie schwer das für Sie ist.« Er hielt kurz inne. »Können Sie mir denn sagen, ob Len irgendwann einmal erwähnt hat, dass jemand eine Gefahr für ihn darstellt? Dass er Feinde hat? Dass er etwas gewusst hat, was ihn in Gefahr hätte bringen können? Irgendetwas in Zusammenhang mit Babbage Town oder Camp Peary?«

Alicia atmete mehrmals tief durch und wischte sich mit dem Ärmel über die Augen, bevor sie antwortete: »Camp Peary? Was hat das mit Lens Tod zu tun?«

»Möglicherweise sehr viel, falls Lens Tod mit dem Tod Monk Turings in Verbindung steht.«

»Aber haben Sie nicht gesagt, dass es so aussehe, als habe Monk Selbstmord begangen?«

»Das wissen wir nicht mit Sicherheit. Aber beantworten Sie bitte meine Frage: Hat Len Ihnen gegenüber etwas in der Richtung erwähnt?«

»Er hat nie gesagt, dass jemand ihm etwas antun wolle.«

Sean beugte sich wieder vor. »Also gut. Wie sieht es hier mit Spionen aus? Hat er je darüber gesprochen?«

Alicia schüttelte den Kopf. »Nie. Warum?«

»Er hat mal eine Bemerkung in der Richtung gemacht. Fällt Ihnen sonst noch etwas ein, Alicia?«

»Nun, er hat gesagt, dass die Leute hier keine Ahnung hätten, auf was sie sich eingelassen haben ... Dass es die Welt verändern würde, woran wir hier arbeiten. Und zwar zum Guten.« Sie versuchte ein Lächeln. »Er hat auch gesagt, die Meisten von uns hätten keine Ahnung, wie die Welt wirklich funktioniert. Vielleicht hatte er recht.«

»Zu mir hat er einmal sinngemäß gesagt: ›Was in Babbage Town entwickelt wird, ist wertvoll genug, dass Länder darum Krieg führen würden.‹ Das können nicht bloß ein paar Zahlen sein.«

»Ich habe Angst, Sean. Len Rivest war ein äußerst fähiger Mann. Dass jemand ihn ermorden konnte ... in seinem eigenen Haus, trotz der vielen Sicherheitsleute ...«

Alicia verstummte, schauderte und senkte den Kopf. Sie sah so elend aus, dass Sean aufstand und ihr einen Arm um die Schultern legte. »Es wird wieder alles in Ordnung kommen, Alicia.«

»Seien Sie nicht so gönnerhaft! Ich habe Angst um Viggie. Auch sie könnte in Gefahr schweben.«

»Warum?«, fragte Sean.

»Sagen Sie es mir. Sie sind der Experte in solchen Dingen.« Als Sean nichts erwiderte, fuhr Alicia leise fort: »Ich habe versucht, die Grundlagen zu schaffen, um es dem Mädchen zu sagen, aber es war nicht

leicht.«

»Wenn sie Ihnen wirklich am Herzen liegt, dann schaffen Sie sie raus aus Babbage Town.«

»Das kann ich nicht. Viggie ist glücklich hier. Wenn ich sie fortbringe ... an einen Ort, an dem sie noch nie gewesen ist ... es könnte sie zerstören.«

»Na großartig«, sagte Sean. »Eine Alternative ist so toll wie die andere.«

»Es gibt noch eine Möglichkeit«, sagte Alicia und packte Seans Hand.
»Wir bleiben, und Sie helfen mir, Viggie zu beschützen.«

»Ich habe schon einen Job.« Eigentlich sind es jetzt sogar zwei, verbesserte er sich in Gedanken.

»Sie ist ein Kind. Sie braucht Hilfe. Wollen Sie einfach nur dasitzen und einem jungen Mädchen, das gerade erst seinen Vater verloren hat, die Hilfe verweigern?«

Sean wollte etwas darauf erwidern, hielt sich dann jedoch zurück. Schließlich seufzte er. »Also gut, ich könnte wohl auch noch ein Auge auf das Mädchen werfen.«

Wieder rannen Tränen über Alicias Gesicht. »Danke.«

»Tja, und da ich nun der inoffizielle Bodyguard der jungen Dame bin, würde ich sie gerne einmal kennen lernen.«

Alicia riss sich zusammen und stand auf. »Sie hat gerade ein paar Zahlen für mich aufgeschlüsselt.«

»Sie hat was?«

»Viggie besitzt außergewöhnliche mathematische Fähigkeiten. Nicht

dass sie meine Arbeit überflüssig machen würde, aber vielleicht verbirgt sich in ihrem Verstand irgendetwas, das mir den Schlüssel zu der Abkürzung geben könnte, die ich suche.«

»Dann kann dieses verletzliche kleine Mädchen die Welt, wie wir sie kennen, zum Stillstand bringen?«

Alicia lächelte. »Heißt es nicht, ›Selig sind die geistig Armen, denn ihnen gehört das Himmelreich‹?«

30.

Sean hatte damit gerechnet, ein schüchternes, stilles Mädchen vorzufinden, doch Viggie Turing war voller Energie, und ihre großen blauen Augen schienen jede Bewegung um sie herum förmlich aufzusaugen. Sie trug ein leuchtend rotes Hemd, eine Caprihose und lief barfuß umher. Nachdem Alicia ihn vorgestellt hatte, nahm Viggie sofort Seans Hand und führte ihn zum Klavier.

»Setz dich.«

Er setzte sich.

»Spielst du?«, fragte Viggie und blickte ihn auf unangenehm eindringliche Art an.

»Bassgitarre. Die hat nur vier Saiten und ist nicht allzu kompliziert. Das ist ein Vorteil, wenn man wie ich jeden Tag eine Million Gehirnzellen verliert.«

Viggie machte sich nicht die Mühe, auf seinen kleinen Scherz zu reagieren. Stattdessen setzte sie sich und spielte eine Melodie, die Sean noch nie gehört hatte.

»Hört sich toll an«, sagte er. »Von wem ist das?«

»Vigenère Turing«, antwortete Viggie. »Eine Eigenkomposition.«

Sean schaute das Mädchen beeindruckt an.

»Gefällt es dir?«, fragte sie schlicht.

Er nickte. »Du bist eine sehr begabte Musikerin.«

Sie lächelte schüchtern – ein elfjähriges Mädchen, das zu gefallen

suchte. Es machte Sean ein wenig Angst, denn es konnte dazu führen, dass Viggie Menschen vertraute, denen sie nicht vertrauen sollte. *Hier gibt es Spione*, hatte Rivest gesagt. Viggie spielte ein weiteres Stück, stand auf, ging zu einem Stuhl am Küchentisch und blickte zum Fenster hinaus. Ihre großen, tanzenden Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen.

Sean erhob sich ebenfalls. »Viggie?«

Das Mädchen reagierte nicht.

Sean schaute zu Alicia, die ihm winkte, sich zu ihr auf die Couch zu setzen.

Leise sagte sie: »Sie zieht sich immer wieder in ihre eigene Welt zurück. Wenn wir warten, kommt sie schon wieder zurück.«

»Ist sie psychologisch untersucht worden? Bekommt sie Medikamente?«

»Falls sie mal untersucht worden ist, weiß ich zumindest nichts davon; aber Medikamente bekommt sie nicht. Da ich jetzt ihr Vormund bin, werde ich mich aber sofort darum kümmern.«

»Was wissen Sie über Viggies Mutter?«

»Monk hat mir erzählt, dass sie schon seit Jahren geschieden sind. Er hatte das alleinige Sorgerecht für Viggie.«

»Das hat Rivest auch gesagt. Aber wenn Viggies Mutter hier auftaucht, wird ein Gericht ihr aller Wahrscheinlichkeit nach das Sorgerecht zusprechen – das wissen Sie doch, Alicia? Es sei denn, die Frau sitzt im Gefängnis, oder es ist ihr sonst wie unmöglich, für ihre Tochter zu sorgen.«

»Aber Monk hat mich zum Vormund bestimmt.«

»Das spielt keine Rolle, wenn es noch ein anderes Elternteil gibt.«

»Darüber werde ich mir den Kopf zerbrechen, wenn es so weit ist.«

»18.313 und 22.307«, sagte Viggie unvermittelt.

Sie drehten sich zu dem Mädchen um, das sie beide anstarrte.

»Das sind die Primfaktoren von 408.508.091«, erklärte das Mädchen.

»Stimmt das?«

Alicia nickte. »Das stimmt. Wenn man 18.313 mit 22.307 multipliziert, erhält man 408.508.091.«

Viggie klatschte in die Hände und kicherte.

»Aber ich habe dir die Zahl erst vor knapp einer Stunde gegeben. Wie hast du das so schnell herausgefunden?«, fragte Alicia.

»Ich habe sie im Kopf gesehen.«

Aufgeregt hakte Alicia nach. »Standen sie in einer Reihe? Hast du wieder im Kopf gerechnet?«

»Nein. Sie sind einfach so aufgetaucht. Rechnen musste ich nicht.«

»Zumindest hast du keine Mathematik benutzt, die wir Normalsterblichen kennen«, sagte Alicia nachdenklich. »Viggie, ich glaube, Mr. Sean wollte dich etwas fragen.«

Viggie schaute ihn erwartungsvoll an.

»Ich wollte dich nur wissen lassen«, sagte Sean, »dass ich dich von nun an häufiger besuchen werde. Bist du damit einverstanden?«

Viggie sah Alicia an, die nickte.

»Das geht wohl in Ordnung«, sagte Viggie. »Aber ich sollte erst mal Monk fragen.«

»Du nennst deinen Vater beim Vornamen?«

»Er nennt mich doch auch beim Vornamen. Macht man das nicht so?«

»Hm, ja, ich glaub schon. Ich kennen deinen Daddy zwar nicht, aber es hört sich an, als wäre er ziemlich cool.«

»Das ist er. Auf dem College hat er in einer Rockband gespielt.« Viggie schaute wieder zum Fenster hinaus. Sean fürchtete schon, dass sie wieder in ihrer eigenen Welt versinken würde, doch sie sagte: »Ich wünschte, er würde bald wieder nach Hause kommen. Ich habe ihm sehr viel zu erzählen.«

»Was denn zum Beispiel?«, fragte Sean.

Viggie antwortete nicht. Stattdessen setzte sie sich wieder ans Klavier und spielte immer lauter und lauter.

Als sie kurz innehielt, fragte Sean: »Viggie, wann hast du deinen Vater zum letzten Mal gesehen?«

Die Frage veranlasste das Mädchen nur dazu, noch lauter zu spielen.

»Viggie!«, sagte Sean, doch Alicia zog ihn schon zur Tür, als Viggie mit den Fäusten auf die Tastatur schlug und aus dem Zimmer stürmte. Dann hörten sie eine Tür schlagen. Einen Augenblick später betrat die Frau den Raum, die Sean am Abend zuvor auf der Couch hatte schlafen sehen.

Alicia sagte: »Ich bin in ein paar Minuten wieder zurück, um nach ihr zu sehen, Mrs. Graham.« Nach diesen Worten führte sie Sean aus dem Haus.

»Jetzt verstehe ich Ihr Problem mit dem Mädchen«, sagte Sean und

kratzte sich den Kopf.

»Ich glaube, tief in ihrem Innern weiß Viggie, dass mit ihrem Vater etwas nicht stimmt. Sobald jemand dieses Thema anspricht, verschließt sie sich.«

Sean sah Viggie, die sie vom Fenster ihres Schlafzimmers aus beobachtete; dann war das Mädchen plötzlich verschwunden.

Sean wandte sich Alicia zu. »Diese Zahlen, die sie Ihnen genannt hat ... Hätte sie die nicht auch mit einem Taschenrechner herausfinden können?«

»Ja, aber dafür hätte sie einen ganzen Tag gebraucht. 18.313 ist die 2000ste Primzahl, und das bedeutet, dass sie alle Zahlen davor hätte durchgehen müssen, um herauszufinden, ob man 408.508.091 ohne Rest durch eben diese Zahl teilen kann. Sie hat die Zahlen in ihrem Kopf gesehen.«

»Okay. Und jetzt sagen Sie mir bitte, warum das so bedeutsam ist.«

»Sean ...«

»Verdammt, Alicia, hier sterben Menschen! Ich habe mich bereit erklärt, Viggie zu beschützen, weil Sie glauben, dass das Mädchen in Gefahr ist. Da ist es ja wohl das Mindeste, wenn ich erfahre, warum Sie dieser Meinung sind.«

»Also schön«, sagte Alicia. »Es geht um Verschlüsselungen.«

»Verschlüsselungen?«

»Ja. Die moderne Welt wird bestimmt von elektronisch übermittelten Informationen. Wie man diese Informationen sicher von A nach B bekommt, ist der Schlüssel der Zivilisation, egal worum es geht: Einkauf mit der Kreditkarte, Benutzung von Bankautomaten, sicherer Versand

von E-Mails, Onlineüberweisungen und vieles andere mehr. Heutige Verschlüsselungsmethoden drehen sich hauptsächlich um Zahlen und deren Länge. Das stärkste System basiert auf asymmetrischer Verschlüsselung. Nur so sind elektronische Übertragungen sicher, sei es von Regierungsseite, Wirtschaft oder Privatleuten.«

»Ja, ich habe schon davon gehört. Das nennt man RSA, nicht wahr?«

»Richtig. Nun, für gewöhnlich ist der Schlüssel eine sehr große Primzahl von mehreren hundert Ziffern Länge. Sie ist so groß, dass hundert Millionen PCs mehrere tausend Jahre lang parallel arbeiten müssten, um die beiden Faktoren herauszufinden. Während den Publickey jeder kennt – oder zumindest ihr Computer –, so kann man das, was tatsächlich versandt wird, nur lesen, wenn man diesen öffentlichen Schlüssel mit Hilfe der beiden *Teilschlüssel* knackt. Diese Schlüssel sind die beiden Primfaktoren ihres Publickeys, und nur ihre Computersoftware kennt sie. Um ein einfaches Beispiel zu nennen: Die Zahl 50 ist der Publickey und 10 und 5 die Teilschlüssel. Wenn Sie diese beiden Zahlen kennen, können Sie die Übertragung lesen.«

»Und diese Art Zahlen hat Ihnen gerade auch Viggie genannt?«

»Ja. Da Computer ständig schneller und immer mehr parallel geschaltet werden, gehen auch diese Zahlen in die Höhe. Trotzdem müssen Sie nur ein paar Ziffern an den Publickey anhängen, und die Schwierigkeit, ihn zu hacken, steigt um das Tausendfache.«

»Und Ihre Forschung könnte Sand in dieses Getriebe streuen.«

»Die Kryptogemeinde verlässt sich darauf, dass es keine Abkürzung für diese Art des Faktorierens gibt. Seit zweitausend Jahren sucht man danach, hat aber keine solche Methode gefunden. Und doch ist Viggie in der Lage, von Zeit zu Zeit genau das zu tun. Kann sie das auch mit größeren Zahlen? Falls ja, wäre keine elektronische Übertragung mehr sicher, und die Welt, wie wir sie kennen, würde sich dramatisch verändern.«

»Müssten wir dann wieder zurück zu Schreibmaschinen, Rechenschiebern und Telegrammen?«

»Es würde Wirtschaft und Regierung lahmlegen. Der Verbraucher hätte keine Ahnung mehr, wie er klarkommen soll. Generäle könnten nicht mehr mit ihren Armeen kommunizieren, und die Katastrophe wäre vorprogrammiert. Ich glaube, den meisten Leuten ist gar nicht klar, dass bis Ende der Siebzigerjahre Kuriere mit Codebüchern und Passwörtern hin und her geschickt werden mussten; erst danach hat man das RSA-Kryptosystem erfunden. Aber mit Sicherheit will niemand mehr zu diesen Zeiten zurück.«

Sean sagte: »Es ist unglaublich, wie sehr unsere Zivilisation davon abhängt, dass man riesige Zahlen nicht schnell genug faktorisieren kann.«

»Wir haben das Bett gemacht, jetzt müssen wir auch darin schlafen.«

»Und die Öffentlichkeit ist sich dieser Dinge nicht im Mindesten bewusst«, sagte Sean.

»Es würde den Leuten eine Heidenangst einjagen.«

»Und Sie glauben, dass es eine Abkürzung gibt?«

»Viggy lässt mich das zumindest vermuten«, antwortete Alicia. »Aber im Augenblick gilt meine größte Sorge nicht irgendwelchen Zahlen, sondern Viggy. Ich darf nicht zulassen, dass ihr etwas geschieht.«

»Glauben Sie, jemand könnte wissen, dass Viggy möglicherweise den Schlüssel hat, um die Welt zum Stillstand zu bringen?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es einfach nicht. Jedenfalls wusste Viggies Vater um ihre Fähigkeiten, und er ist tot.«

Wieder legte Sean ihr tröstend die Hand auf die Schulter. »Ihr wird

schon nichts passieren. Polizei und FBI sind hier, und es wimmelt von Wachleuten.«

»So war es auch schon, bevor Len ermordet wurde«, erwiderte Alicia.

»Aber jetzt bin *ich* an dem Fall dran.«

»Und wie genau wollen Sie Viggie beschützen?«

»Wie viele Schlafzimmer haben Sie in Ihrem Bungalow?«

»Vier. Warum?«

»Eines für Viggie, eines für Sie und eines für mich. Dann bleibt sogar noch eins übrig.«

»Sie wollen bei mir *einziehen*?«

»Wenn ich im Haupthaus bleibe, kann ich unmöglich rechtzeitig bei Viggie sein, sollte etwas passieren.«

»Ich werde Champs Zustimmung einholen und mit Viggie sprechen müssen. Morgen habe ich gegen sechs Uhr Feierabend. Wie wäre es dann?«

»Eine Alternative wäre, wenn wir zu Viggie ziehen würden.«

»Nein. Da gibt es zu viel, das sie an Monk erinnert. Ich halte es für besser, Viggie kommt zu mir.«

»Wie wollen Sie das dem Mädchen erklären?«

»Mir wird schon was einfallen.«

Alicia ging davon.

Sean schaute ihr hinterher, als plötzlich sein Handy klingelte. Er blickte auf die Nummer und stöhnte auf. Es war Joan Dillinger. Wie sollte er ihr erklären, dass er nicht nur einen, sondern gleich zwei neue Aufträge angenommen hatte? Die Antwort war klar. Er würde den Anruf einfach nicht entgegennehmen.

Sean ging in sein Zimmer zurück und fragte sich, wie er es immer wieder schaffte, sich tiefer und tiefer in einen Fall hineinziehen zu lassen.

31.

Als Horatio Barnes an diesem Abend zu Linda Sue Buchanans Haus kam, schien deren Mann Daryl nicht allzu glücklich darüber zu sein, was Linda Sue vorhatte. Daryl war ein großer, schlampiger Kerl, dessen schmutziges T-Shirt sich über Brust und Bauch spannte. In der einen fleischigen Pranke hielt er das Baby, in der anderen eine Dose Bier.

Daryl schimpfte: »Du kennst diesen Kerl ja nicht mal, Lindy. Er könnte irgendein Sexualvergewaltiger sein.«

»Eine Vergewaltigung ist *immer* ein Sexualdelikt«, warf Horatio in freundlichem Tonfall ein. »Ich habe schon einige solcher Leute im Gefängnis gesehen, und ich muss sagen ...«

»Da!«, rief Daryl. »Hörst du! Was hab ich dir gesagt? Der Kerl war im Knast!«

»Nein, ich habe die Insassen mehrerer Staatsgefängnisse therapeutisch betreut. Aber im Unterschied zu meinen Patienten durfte ich nach Feierabend immer nach Hause.«

Linda Sue schaute in ihre Börse und holte ihre Schlüssel heraus. »Wir fahren mit zwei Wagen, Daryl. Außerdem hab ich mein Pfefferspray und das hier.« Sie hielt einen Revolver in die Höhe.

Als er die Feuerwaffe sah, wirkte Daryl erleichtert. »Verpass ihm eine, wenn er was versucht.«

»Was denkst du denn?«, sagte Linda Sue und sah nach, ob die Waffe geladen war.

»He, Moment mal, Leute!«, sagte Horatio erschrocken. »Hier wird nicht geschossen. Haben Sie überhaupt einen Waffenschein?«

Daryl schnaubte verächtlich. »Wir sind hier ist Tennessee, Mann. Im guten alten Tennessee braucht man keinen Waffenschein oder so 'n Scheiß. Hier wird geballert, und dann erst werden die Fragen gestellt.«

»Das würde ich an Ihrer Stelle lieber noch mal nachschlagen«, sagte Horatio. »Außerdem bin ich hier, um mit Linda Sues Großmutter zu reden. Ich habe ihr gesagt, dass ich auch selbst fahren könnte, wenn sie mir sagt, wohin ich muss.«

Daryl riss den Kopf herum und starrte seine Frau an. »Stimmt das? Warum gehst du dann mit?«

»Ich gehe, damit ich bezahlt werde, du dämlicher Sack!«, spie Linda Sue hervor.

»Ich sag Ihnen was. Ich gebe Ihnen jetzt hundert Dollar, und Sie können hier bei Ihrem lieben Mann bleiben«, schlug Horatio vor, während Daryl ihn verwirrt musterte.

»Von wegen!«, stieß Linda Sue hervor. »Wenn ich mich recht erinnere, waren hundert Dollar ausgemacht. Und wenn Omas Informationen gut sind, gibt's noch mehr, viel mehr vielleicht.«

»Meine Erinnerung sagt mir da aber was anderes ...«, murmelte Horatio.

»Wollen Sie Oma jetzt sehen oder nicht?«

»Hundert Mäuse? Verdammt!«, rief Daryl, als sein Hirn die Summe endlich verarbeitet hatte.

»Okay, Sie haben gewonnen. Lassen Sie uns fahren«, sagte Horatio.

»Ich habe mir schon gedacht, dass Sie es genauso sehen wie ich«, sagte Linda Sue mit einem verschlagenen Grinsen.

Daryl rief ihnen von der Veranda hinterher: »Hey, Lindy, wenn du den

Knilch umlegen musst, dann sieh zu, dass du vorher die Knete hast!«

»Wenn sie mich erschießt, kann sie sich mein *ganzes* Geld nehmen, weil ich dann keins mehr brauche«, sagte Horatio hilfsbereit.

»He, Mann, das stimmt!«, pflichtete Daryl ihm fröhlich bei. »Baby, hast du das gehört?«

Horatio hob warnend die Hand. »Dann würde Ihre Frau allerdings wegen Raubüberfalls und Mordes den Rest ihres Lebens im Gefängnis verbringen. Im guten alten Tennessee könnte man sich damit sogar die Todesstrafe einhandeln, und das träfe wohl auch auf potenzielle Mittäter zu. Ich hoffe, Sie verstehen, was ich meine.«

Daryl starrte ihn dumpf an. Sein Geist war offenbar nicht in der Lage, eine Antwort darauf zu formulieren.

Horatio drehte sich zu Linda Sue um. »Passen Sie auf, dass Sie mich nicht zufällig erschießen.«

»Keine Bange«, sagte Linda Sue. »Ich hab den Ballermann gesichert.«

»Das ist eine stramme Leistung, wenn man bedenkt, dass Revolver gar keine Sicherung haben.«

»Oh«, sagte Linda Sue.

»Ja, oh.«

32.

Das Pflegeheim war eine Autostunde entfernt. Als Horatio das Gebäude betrat, schlug ihm der Gestank von Urin und Fäkalien entgegen. Er war früher schon in solchen staatlichen Heimen gewesen, um Leute wegen Depressionen zu behandeln, und es war immer das Gleiche. Zum Teufel, wer würde *nicht* depressiv, wenn er den Herbst seines Lebens an einem Ort wie diesem verbringen müsste? Alte Leute in Rollstühlen und mit Gehhilfen standen wie Packkartons an der Wand. Von weiter den Gang hinunter drang Lachen aus einem Fernseher, während Horatio und Linda Sue zu einem Empfangsschalter gingen. Doch dieses Lachen war nicht laut genug, um das Stöhnen und Jammern der alten Leute zu übertönen, die in dieser von Gestank erfüllten Höhle aus Beton und zerstörten Hoffnungen eingepfercht waren.

Linda Sue ging festen Schrittes voraus und ignorierte das menschliche Elend um sie herum.

Zwei Minuten später waren sie im Zimmer von Linda Sues Großmutter, einem drei mal drei Meter großen Verschlag mit Fernseher, der jedoch nicht zu funktionieren schien. Die Zimmergenossin der alten Frau war nicht da, doch Linda Sues Großmutter saß in einem karierten Hausmantel auf dem Stuhl, die geschwellenen Füße in alten Slippers. Ihr graues Haar – was davon übrig war – wurde von einem Netz plattgedrückt. Ihr Gesicht war eingefallen und faltig, die Zähne, von denen die meisten abgebrochen waren, waren gelb und fleckig. Doch ihr Blick war klar und fest. Er wanderte von Linda Sue zu Horatio und wieder zu ihrer Enkelin.

»Ich habe dich schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen, Lindy«, sagte die alte Frau mit deutlichem Südstaatenakzent.

Linda Sue schien diese Bemerkung tatsächlich aus der Fassung zu bringen. »Ich war beschäftigt. Du weißt schon ... die Kinder, der Mann.«

»Welcher Mann? Der Kerl, der gerade *im* Gefängnis ist, oder der andere, der gerade *rausgekommen* ist?«

Horatio musste sich ein Lachen verkneifen. Die alte Dame litt eindeutig nicht unter Demenz.

»Dieser Mann hier«, sagte Linda Sue und deutete auf Horatio. »Er will was über irgendwelche Leute wissen, die in unserem Viertel gelebt haben, als du noch da gewohnt hast.«

Die Großmutter schaute Horatio an. Ihre alten Augen blickten fasziniert, was Horatio nicht entging. Vermutlich hieß sie alles willkommen, was sie von ihrem trostlosen Umfeld ablenkte.

»Ich bin Horatio Barnes«, sagte er und schüttelte der alten Frau die Hand. »Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Danke, dass Sie Zeit für mich haben.«

»Hazel Rose«, erwiderte die alte Dame. »Zeit ist das Einzige, wovon man hier genug hat. Nun, über wen wollen Sie etwas wissen?«

Horatio erzählte ihr von den Maxwells.

Hazel nickte. »Ich erinnere mich an sie. Frank Maxwell sah verdammt gut aus in seiner Uniform, und ihre Jungs ... alles große, hübsche Kerle.«

»Und die Tochter? Erinnern Sie sich auch noch an sie?«

»Ja. Warum sagen Sie mir nicht, warum Sie das alles wissen wollen?«

»Sie würden es langweilig finden.«

»Ich bezweifle, dass es diesen Ort hier an Langeweile übertreffen könnte. Fahren Sie also bitte fort, und tun Sie einer alten Frau den Gefallen.«

»Die Familie hat mich engagiert, um etwas herauszufinden ... etwas, das geschehen sein muss, als Michelle ungefähr sechs Jahre alt war, also vor siebenundzwanzig oder achtundzwanzig Jahren.«

»Was soll damals denn geschehen sein?«

»Ich weiß es nicht, aber es muss bei Michelle zu einer dramatischen Persönlichkeitsveränderung geführt haben.«

Linda Sue schnaubte: »Eine Sechsjährige hat keine Persönlichkeit.«

»Im Gegenteil«, widersprach ihr Horatio. »Mit sechs Jahren bildet sich die endgültige Persönlichkeit eines Kindes heraus.«

Linda Sue schnaubte erneut und begann, an ihrer Börse herumzufummeln, während Horatio seine Aufmerksamkeit wieder auf Hazel richtete. »Ist Ihnen damals irgendetwas aufgefallen? Ich weiß, dass es lange her ist, aber es wäre mir eine große Hilfe, wenn Sie sich erinnern könnten.«

Hazel schürzte die Lippen und schien kurz nachzudenken.

Schließlich brach Linda Sue das Schweigen. »Ich geh mal eine rauchen.« Sie stand auf und wedelte mit dem Finger vor Horatio herum. »Und es gibt nur einen Weg hier rein und wieder raus. *Denken* Sie also nicht mal dran, einfach abzuhauen.« Dann warf sie ihrer Oma etwas zu, was sie vermutlich für ein aufrichtiges Lächeln hielt, und verschwand.

»Wie viel wollen Sie ihr zahlen?«, fragte Hazel, kaum dass ihre Enkelin außer Hörweite war.

Horatio lächelte, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben die alte Frau. »Hundert Dollar, die ich allerdings lieber Ihnen geben würde.«

Hazel winkte ab. »Ich brauche hier kein Geld. Geben Sie es Lindy. Bei diesen Pennern und Versagern, mit denen sie sich immer wieder einlässt,

kann sie es gut gebrauchen. Vier Babys von vier verschiedenen Samenspendern – entschuldigen Sie meine Ausdrucksweise –, und vermutlich wird sie noch vier weitere bekommen.« Sie schwieg kurz, und Horatio beschloss, ihr diese Zeit zu lassen.

»Wie geht es Michelle?«, fragte Hazel dann.

»Es ging ihr schon mal besser«, antwortete Horatio rundheraus.

»Ich habe ihre Karriere verfolgt«, gab Hazel zu. »Ich habe über sie in der Zeitung gelesen und so.«

»Tatsächlich? Warum?«

»Schauen Sie doch nur, was das Mädchen aus sich gemacht hat: Olympiateilnehmerin, Secret Service ... Michelle kann stolz auf sich sein. Ich habe immer gewusst, dass sie es schafft.«

»Wie das?«

»Wie Sie vorhin sagten – man kann bereits in jungen Jahren erkennen, was aus einem Kind wird. Dieses Mädchen war entschlossen und unbeirrt. Klein, aber oho! Das habe ich mir immer gedacht, wenn ich sie gesehen habe. Sie ließ einfach nicht zu, dass ihr irgendwer oder irgendwas in den Weg kam.«

»Aus Ihnen wäre eine gute Psychologin geworden.«

»Ich wollte Ärztin werden. Auf dem College war ich die Drittbeste meiner Klasse.«

»Was ist passiert?«

»Mein älterer Bruder wollte auch Arzt werden, und damals sind Jungen stets den Mädchen vorgezogen worden. Also bin ich daheim geblieben, habe meine Eltern gepflegt, als sie alt wurden, und habe schließlich

geheiratet und Kinder bekommen. Schade nur, dass mein Mann einen Tag nach seiner Pensionierung an einem Herzanfall gestorben ist. Tja, und jetzt bin ich hier. Kein sonderlich aufregendes Leben, aber es ist alles, was ich habe.«

»Eine Familie großzuziehen ist ein wichtiger Job.«

»Ich sage ja nicht, dass ich irgendetwas davon bereuen würde; aber jeder Mensch hat seine Träume, und einige Leute – wie Michelle – kämpfen hart, um sie zu erreichen.«

»Ist Ihnen eine Veränderung an Michelle aufgefallen?«

»Ja. Ich kann allerdings nicht mehr mit Sicherheit sagen, ob sie zu der Zeit sechs Jahre alt war. Es ist einfach zu lange her. Aber ganz plötzlich wollte das Kind mir nicht mehr in die Augen schauen – dabei waren wir befreundet. Wir haben immer Teepartys mit den Nachbarskindern veranstaltet. Aber irgendwann ist sie einfach nicht mehr gekommen. Sie war schreckhaft geworden und hat viel geweint. Ich habe versucht, mit ihrer Mutter zu reden, aber Sally Maxwell wollte nichts davon hören. Kurze Zeit später sind sie dann weggezogen.«

»Haben Sie eine Erklärung, was diese Veränderungen bei Michelle ausgelöst haben könnte?«

»Im Laufe der Jahre habe ich viel darüber nachgedacht, mir ist aber nichts eingefallen.«

»Michelles Familie hat mir erzählt, dass sie immer schlampiger geworden ist, und daran hat sich bis heute nichts geändert.«

»Ich bin nicht viel in ihrem Haus gewesen. Sally hatte alle Hände voll zu tun, weil Frank so viel gearbeitet hat.«

»Ich dachte, hier in der Gegend hätten die Polizisten eher normale Arbeitszeiten.«

»Michelle war eine Nachzüglerin. Frank versuchte damals, zur Großstadtpolizei zu kommen. Tagsüber hat er gearbeitet, und abends hat er an Fortbildungen in Kriminologie teilgenommen.«

»Klingt ziemlich ehrgeizig. Können Sie mir sonst noch etwas erzählen?«

»Nun, es gibt da eine Sache, die mich immer schon verwirrt hat. Aber vermutlich hat es nichts mit dem zu tun, wonach Sie suchen.«

»Oh, ich bin dankbar für jede Information.«

»Nun, die Maxwells hatten eine wunderschöne Rosenhecke, die ihren ganzen Vorgarten umschloss. Frank hatte sie als Geburtstagsgeschenk für Sally gepflanzt. Sie war wirklich schön. Und erst der Duft! Ich bin oft dorthin gegangen, um an den Blumen zu riechen.«

»Jetzt ist die Hecke nicht mehr da.«

»Ich weiß. Eines Abends bin ich ins Bett gegangen, und als ich am nächsten Morgen aufgewacht bin, hatte jemand sie abgesägt.«

»Hat man je herausgefunden, wer das getan hat?«

Hazel schüttelte den Kopf. »Frank nahm an, dass es ein paar Jugendliche waren, die er wegen Alkohol am Steuer verknackt hatte, aber ich bin mir da nicht so sicher. Was wissen Teenager schon von Blumen? Sie hätten Frank eher die Reifen zerstochen oder Steine durchs Fenster geworfen.«

»Erinnern Sie sich noch daran, wann das war?«

Die alte Frau starrte an die Decke und schürzte wieder die Lippen. »Das müsste jetzt fast dreißig Jahre her sein.«

»Oder vielleicht siebenundzwanzig oder achtundzwanzig?«

»Könnte sein, ja.«

Tief in Gedanken lehnte Horatio sich zurück. Schließlich stand er auf und zückte seine Brieftasche. Hazel hob sofort die Hand.

»Geben Sie Lindy das Geld. Tun Sie das nicht, wird Sie Ihnen das Leben zur Hölle machen.«

Doch Horatio holte kein Geld aus seiner Brieftasche, sondern eine Visitenkarte. Er schrieb etwas auf die Rückseite und gab die Karte dann der alten Frau. »Das sind Name und Telefonnummer einer Frau aus dieser Gegend. Diese Frau wird Sie in ein wesentlich besseres Heim bringen als das hier. Geben Sie mir einen Tag, um alles zu arrangieren, und rufen Sie dann an.«

»Ich habe kein Geld für ein besseres Heim.«

»Es geht nicht darum, wie viel Geld Sie haben, Hazel, sondern darum, wen Sie kennen. In dem Heim, von dem ich rede, gibt es Kurse und Veranstaltungen zu den verschiedensten Themen, einschließlich Medizin, falls Sie noch immer Interesse daran haben.«

Die alte Frau nahm die Karte. »Ich danke Ihnen«, sagte sie.

Als Horatio sich zum Gehen wandte, fügte sie hinzu: »Wenn Sie Michelle sehen, bestellen Sie ihr bitte schöne Grüße von mir. Und sagen Sie ihr, dass ich stolz auf sie bin.«

»Wird gemacht.«

Horatio ging den Gang hinunter zu Lindy, die mit einem bulligen Pfleger flirtete, bezahlte die mürrische Frau und floh aus diesem staatlichen Höllenloch.

Als er wieder in seinen Wagen stieg, fragte er sich, ob es möglich war, dass eine verschwundene Rosenhecke fast drei Jahrzehnte später Michelle Maxwells Leben zerstörte.

33.

Am nächsten Morgen trainierte Michelle im Fitnessraum, stritt sich mit einer Krankenschwester wegen Horatio Barnes, der sich unerlaubt von der Truppe entfernt habe, und ging in ihr Zimmer zurück, wo sie Cheryl den Strohalm aus dem Mund riss, nachdem die Frau sechsmal in Folge laut geschlürft hatte.

Dann hörte sie schnelle Schritte in ihre Richtung kommen, und sie wusste, dass nun der Augenblick der Entscheidung gekommen war. Sie packte die laut protestierende Cheryl und stieß sie ins Badezimmer. »Komm ja nicht raus, ehe du nicht jemanden auf den Boden aufschlagen hörst!«, schrie sie der Frau hinterher. Diese Bemerkung brachte die kreischende Cheryl tatsächlich zum Schweigen.

Michelle warf die Badezimmertür zu, drehte sich um und straffte die Schultern.

Die Zimmertür wurde aufgetreten – und da stand Barry, ein Metallrohr in der Hand.

»Du dreckige Schlampe!«, rief er wutentbrannt.

»Drogendealer!«, schrie Michelle in spöttischem Zorn zurück und lachte. »Lass mich raten. Heute Morgen haben sie deinen Partner hopsgenommen, und jetzt sind sie hinter dir her.«

»Verdammtes Miststück!«, brüllte er.

Michelle winkte ihm. »Komm und hol mich, Barrybaby. Ich weiß, dass du es willst. Und nachdem du mir in den Hintern getreten hast, kannst du deinen Spaß mit mir haben.«

Brüllend sprang er vor, riss das Rohr zum tödlichen Schlag nach oben ...

... und flog genauso schnell wieder zur Tür, als Michelles Fuß ihn ins Gesicht traf. Sie wartete gar nicht erst, bis er sich erholt hatte, sondern drosch ihm die Faust in die Magengrube; dann wirbelte sie herum und versetzte ihm einen Tritt gegen den Kiefer, der ihn rückwärts über Cheryls Bett warf. Stöhnend rappelte Barry sich auf, benommen von der Wucht ihrer Schläge und Tritte. Er warf das Rohr nach Michelle und verfehlte ihren Kopf nur um drei, vier Zentimeter, als sie sich duckte. Dann schnappte er sich einen Stuhl und schleuderte auch den, doch Michelle war zu flink. Barry sprang über das Bett auf sie zu, war aber viel zu langsam und fing sich einen wuchtigen Tritt in die Nieren ein, der ihn all seiner Kraft zu berauben schien.

Stöhnend sank Barry auf die Knie. Sicherheitshalber hämmerte Michelle ihm den Ellbogen auf den Hinterkopf. Der Rammstoß schleuderte Barry flach auf den Boden.

»Ich warte, Barry. Wenn du das hier zu Ende bringen willst, solltest du dich beeilen. Die Cops werden bald hier sein.«

»Verdammte Schlampe ...«, stöhnte Barry schwach.

»Du wiederholst dich. Fällt dir nichts Neues ein?«

Barry versuchte aufzustehen, und Michelle bereitete sich schon auf den Knockoutschlag vor, als zwei Cops mit gezogenen Waffen in der Tür erschienen.

Michelle deutete auf Barry. »Das ist der Kerl, den Sie suchen. Ich bin Michelle Maxwell, die Detective Richards gestern den Tipp gegeben hat.«

Einer der Cops schaute sich in dem verwüsteten Zimmer um und fragte: »Alles in Ordnung, Ma'am?«

Barry stöhnte vom Boden: »Ihr Blödmänner ... *Ich* bin derjenige, der verletzt ist. Ich brauche einen Arzt. Sie hat *mich* angegriffen ...«

»Das ist mein Zimmer. Er kam mit dem Bleirohr herein. Es ist voll mit seinen Fingerabdrücken«, sagte Michelle. »Er hat versucht, sich an mir zu rächen, weil ich seinen kleinen Drogenhandel mit dem Apotheker habe platzen lassen. Ich nehme an, die beiden haben die Listen im Computer gefälscht, damit es nicht auffliegt, und unser Barry hat das Zeug dann an die Straßenhändler verscherbelt, indem er Päckchen unter den Namen von Patienten aus der geschlossenen Abteilung verschickt hat.« Sie schaute auf den besiegten Mann hinunter. »Wie Sie sehen, hat sein Plan nicht so richtig funktioniert.«

Die Cops zerrten Barry unsanft auf die Beine, trotz seiner Proteste wegen seiner Verletzungen. Dann legten sie ihm Handschellen an und lasen ihm seine Rechte vor.

»Wir werden Ihre Aussage brauchen, Ma'am«, sagte einer der Cops.

»Ich freue mich schon darauf.«

Die Männer steckten ihre Waffen weg und wollten Barry gerade aus dem Zimmer zerren, als mit einem Mal alle erstarrten. Sandy stand mit ihrem Rollstuhl in der Tür, doch alle Blicke richteten sich nicht auf die Frau, sondern auf die Pistole, die sie in der Hand hielt.

34.

Die Hand eines Cops zuckte zur Waffe an seiner Seite, doch Sandy rief: »Lass das!« Sie packte ihre Pistole mit beiden Händen. »Lass das«, wiederholte sie. »Ich will dir nicht wehtun, nur ihm da«, fügte sie hinzu und richtete die Waffe auf Barry.

Sandy fixierte ihn mit starrem Blick. »Du erkennst mich nicht, nicht wahr? Wie auch? Du warst an dem Tag ja nicht gekommen, um mich zu töten, sondern den Trauzeugen. Aber du hast dein Ziel verfehlt und stattdessen den Bräutigam getötet – meinen Mann.«

Barry sog scharf die Luft ein. Sandys Lächeln wurde noch breiter. »Ah, jetzt dämmt es dir langsam.« Sie schüttelte den Kopf. »Was für ein miserabler Schütze du warst. Du hast meinen Mann getötet, mich zum Krüppel gemacht und dein Ziel verfehlt. Deine Bosse waren bestimmt ganz schön sauer auf dich.«

Michelle trat vor. Sofort richtete Sandy die Pistole auf sie.

»Michelle«, sagte sie, »spiel hier nicht die Heldin. Ich will dir wirklich nicht wehtun ... es sei denn, du versuchst mich davon abzuhalten, diesem Stück Scheiße zu geben, was es verdient.«

»Lass es bleiben, Sandy. Der Kerl ist wegen Drogenhandels festgenommen. Er wird für lange Zeit weggesperrt.«

»Nein, wird er nicht.«

»Wir haben Beweise, Sandy. Er ist überführt.«

»Er ist in einem Zeugenschutzprogramm. Sie werden es vertuschen, wie sie es bis jetzt immer vertuscht haben.«

Michelle drehte sich zu Barry um, dann wieder zu Sandy.

»Zeugenschutz?«

»Er hat seine Bosse beim Mob verpiffen. Und er wurde nicht dafür bestraft, dass er meinen Mann umgebracht hat. Er hat dafür nicht eine Minute im Knast gesessen. Die Cops haben immer in die andere Richtung geschaut, weil er geholfen hat, eine bedeutende Mafia-Familie zu zerschlagen. Und sie werden auch jetzt wieder in die andere Richtung schauen. Stimmt's, Barry? Oder soll ich dich lieber bei deinem richtigen Namen nennen – Anthony Bender?«

Barry lächelte und sagte: »Ich weiß nicht, wovon du redest, und wenn du versuchen solltest, mich zu erschießen, erwischt es dich auch.«

»Glaubst du, das würde mich kümmern? Du hast mir das Einzige genommen, was mir je etwas bedeutet hat!«

»Da bin ich aber furchtbar traurig, kleine Miss Krüppel.«

»Halt's Maul!«, schrie Sandy, und ihr Finger spannte sich um den Abzug. Die Blicke der Cops waren fest auf Sandys Waffe gerichtet. Michelle fühlte es, drehte sich um und sagte stumm etwas zu ihnen, indem sie nur die Lippen bewegte. Dann trat sie zwischen Barry und Sandy.

»Sandy, gib mir die Waffe. Diesmal geht er ins Gefängnis. Dafür werde ich sorgen.«

»Sicher.« Barry lachte.

Michelle wirbelte herum. »Halt's Maul, du Idiot!« Sie drehte sich wieder zu Sandy um. »Er wird ins Gefängnis gehen. Ich schwöre es. Und jetzt gib mir die Waffe.«

»Geh aus dem Weg, Michelle. Ich habe Jahre damit verbracht, diesen Bastard aufzuspüren, und jetzt werde ich die Sache zu Ende bringen.«

»Er hat dir deinen Mann und deine Beine genommen. Lass ihn dir nicht auch noch den Rest deines Lebens nehmen.«

»Was für ein Leben denn? Nennst du das etwa Leben?«

»Du kannst anderen Menschen helfen, Sandy. Das ist unendlich viel wert.«

»Ich kann mir ja noch nicht einmal selbst helfen. Wie soll ich das bei jemand anderem tun?«

»Du hast *mir* geholfen.« Michelle trat einen weiteren Schritt vor. »Du hast mir geholfen«, wiederholte sie, diesmal leiser. »Du bist keine Verbrecherin. Du bist kein Killer. Du bist ein guter Mensch. Lass ihn dir das nicht nehmen.«

Die Pistole zitterte ein wenig in Sandys Hand, doch dann fasste sie sich wieder, und ihre Stimme wurde ruhiger.

»Tut mir leid, Michelle. Du hast recht. Ich kann diesen Abschaum nicht töten, auch wenn er es verdient.«

»Ja, Sandy. Jetzt gib mir die Waffe.«

»Leb wohl, Michelle.«

»Was?«

Sandy hielt sich die Pistole an die Schläfe und drückte ab. Das Klicken hallte im Zimmer wider. Sandy drückte den Abzug noch einmal und noch einmal, doch keine Kugel kam aus dem Lauf, um ihrem Leben ein Ende zu bereiten. Benommen starrte sie auf Michelle, als diese auf sie zukam und ihr die Waffe aus der Hand nahm.

»Ich habe die Kugeln längst rausgenommen.«

Sandy schaute verwirrt zu ihr hinauf. »Wie ...? Woher hast du das gewusst?«

»Dreck auf deinen Fingern und Dreck auf dem Boden. Normalerweise wühlt niemand in einem Topf mit Blumenerde herum. Ich wusste, dass etwas da drin war.«

»Warum haben Sie die Waffe dann nicht einfach mitgenommen?«, knurrte einer der Cops. »Hätten Sie keine Gelegenheit gehabt, uns im Vorfeld Bescheid zu geben, dass das Magazin leer ist, hätten wir die Frau womöglich erschossen.«

Michelle nahm Sandys zitternde Hände in die ihren. »Ich dachte, sie müsse das vielleicht durchziehen, um besser mit ihrem Leben zurechtzukommen. Ich dachte, sie bräuchte das, um zu erkennen, wer sie ist und wer nicht ... oder was nicht.« Michelle lächelte Sandy zärtlich an. »Manchmal ist das die beste Therapie.«

»Und du wusstest auch über Barry Bescheid?«, fragte Sandy.

»Dass er derjenige war, der deinen Mann erschossen hat, wusste ich nicht. Aber ich habe gesehen, wie du ihn beobachtet hast, und ich konnte fühlen, dass du irgendein Interesse an ihm hast. Das mit dem Zeugenschutzprogramm habe ich allerdings nicht gewusst.«

»He, du«, sagte Barry, plötzlich wieder selbstbewusst. »Ruf meinen Betreuer im Büro des Bundesmarshals an. Sein Name ist Bob Truman. Er sitzt in D. C.«

Michelle strahlte. »Bobby Truman?«

Barry schaute sie mit leeren Augen an. »Du kennst ihn?«

»Aber sicher. Ich habe zusammen mit seiner Tochter bei den Olympischen Spielen die Silbermedaille gewonnen. Wenn ich ihm erzähle, was passiert ist, kannst du froh sein, wenn du vor deinem

achtzigsten Geburtstag noch einmal Sonnenlicht siehst. Heute muss mein Glückstag sein.«

Sie brachten Barry weg. Er schrie und trat um sich. Als die Cops erklärten, sie wollten Sandy anzeigen, redete Michelle es ihnen aus. »Wollen Sie wirklich wegen so einer Kleinigkeit den ganzen Papierkram machen? Außerdem wären Sie dann bei jeder Ehefrau in Amerika unten durch«, fügte sie hinzu und schaute demonstrativ auf den Ehering am Finger des einen Cops.

»Und die Waffe war *nicht* geladen«, sagte der Cop nervös zu seinem Partner.

Sein Kollege knurrte: »Ach, scheiß drauf. Ich brauche den ganzen Mist nicht. Aber die Waffe nehmen wir mit.«

Michelle fuhr Sandy in ihr Zimmer zurück und redete eine Weile mit ihr. Als sie in ihr eigenes Zimmer zurückkehrte, hörte sie ein leises Wimmern. Sie öffnete die Badezimmertür. Cheryl taumelte ihr entgegen.

»Ach du Schande. Tut mir leid, Cheryl. Ich hab dich ganz vergessen.« Michelle führte die zitternde Frau zu ihrem Bett und setzte sich neben sie. Dann entdeckte sie den Strohalm auf dem Boden, hob ihn auf und reichte ihn ihr. Zu ihrer Überraschung begann Cheryl nicht sofort, daran zu saugen. Stattdessen klammerte sie sich fest an Michelles Schultern. Michelle spürte die spitzen Knochen der Frau. Sie seufzte; dann lächelte sie und drückte Cheryl an sich. »Heute Abend findet eine Sitzung zum Thema Essstörungen statt. Was hältst du davon, wenn wir nach dem Abendessen zusammen hingehen?«

Mit zittriger Stimme flüsterte Cheryl: »Du hast keine Essstörung.«

»Soll das ein Scherz sein? Cheryl, ich hab das Salisbury-Steak gegessen, mit Nachschlag. Und es hat mir sogar geschmeckt. Wenn das keine Essstörung ist, dann weiß ich es nicht.«

35.

Am nächsten Abend packte Sean gerade seine Sachen, als jemand an seine Schlafzimmertür klopfte.

»Herein.«

Champ Pollion schob seinen Kopf durch die Tür.

»Hat Alicia mit Ihnen gesprochen?«, fragte Sean.

»Wegen des Umzugs? Ja. Ich habe keine Probleme damit, wenn Sie den Schutzengel für Viggie spielen wollen. Sie sollten nur darauf achten, nicht ebenfalls als Leiche zu enden«, fügte er hinzu.

»Selbsterhaltung stand schon immer weit oben auf meiner Prioritätenliste.« Sean machte seine Tasche zu und stellte sie auf den Boden. »Wissen Sie, wir haben nie darüber gesprochen, was Sie eigentlich in Babbage Town tun.«

Champ kam ins Zimmer. »Ich habe mich eigentlich darauf verlassen, dass Len Ihnen die Einzelheiten erklärt.«

»Da Len mir diese Ehre nicht mehr erweisen kann ... Würden Sie eine Tour mit mir machen? Wie wäre es jetzt gleich mit einem Spaziergang zu Baracke zwei?«

»Dann wissen Sie also von Baracke zwei?«

»Und ich bin wirklich neugierig, was dieses Spielzeug betrifft, das Edison und Bell vergessen lassen wird.«

»Ich bin bekannt dafür, manchmal ein bisschen zu übertreiben.«

»Warum lassen Sie mich nicht selbst mal nachsehen?«

»Hören Sie, ich will ja nicht den Eindruck machen, als wollte ich Ihnen nicht helfen ...«, begann Champ.

»Dann handeln Sie auch danach«, unterbrach ihn Sean.

»Gewisse Dinge muss man nun mal vertraulich behandeln«, erklärte Champ in hochmütigem Tonfall.

»Lassen Sie mich Ihnen die Situation erklären, Champ. Erst einmal arbeite ich mit Sheriff Hayes an dem Fall zusammen, und er kann Sie zwingen, es mir zu zeigen, wenn Sie es so weit kommen lassen wollen. Zweitens haben wir zwei Leichen, die mit Babbage Town in Verbindung stehen. Ich bezweifle, dass Sie auch noch eine dritte sehen wollen, besonders, wenn Sie selbst diese Leiche sein könnten.«

»Ich? Sie glauben, dass *ich* in Gefahr schwebe?«

»Ich weiß, dass *ich* in Gefahr bin, also gilt das mit Sicherheit auch für Sie.«

»Kann das nicht warten? Ich bin sehr beschäftigt.«

»Das hat Len Rivest mir auch gesagt, und schauen Sie, was es ihm gebracht hat.«

Champ versteifte und entspannte sich dann wieder. »Ich weiß nicht. Das alles ist mir sehr unangenehm.«

»Meiner Erfahrung nach haben Leute, die sich einem verweigern, meist irgendwas zu verbergen.«

Champ errötete. »Ich habe nichts zu verbergen.«

»Gut. Dann macht es Ihnen sicher nichts aus, mir zu sagen, wo Sie in der Nacht, in der Len Rivest starb, zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens waren.«

»Ist er um die Zeit getötet worden?«

»Beantworten Sie bitte die Frage.«

»Ich muss gar nichts beantworten«, entgegnete er trotzig.

»Das stimmt. Rufen Sie Ihren Anwalt an. Halten Sie den Mund. Lassen Sie das FBI jedes Detail Ihres Lebens bis zur Vorschule ausgraben. Doch anders als ich ist das FBI sehr, sehr gründlich.«

Champ schien kurz darüber nachzudenken. »Ich konnte nicht schlafen, da bin ich zur Baracke gegangen, um mir ein paar Testergebnisse anzusehen.«

»Hat Sie jemand gesehen?«

»Natürlich. Es ist immer irgendwer dort. Wir arbeiten rund um die Uhr, sieben Tage die Woche.«

»Dann waren Sie also die ganze Zeit dort? Von zwölf bis zwei? Und danach? Gibt es dafür auch Zeugen?« Komm schon, Champ. Lüg mich an. Na los.

Schweiß schimmerte auf Champs Stirn. »Ja ... soweit ich mich erinnern kann. Legen Sie mich aber jetzt nicht auf die Minute fest.«

»Das kann ich auch nicht, aber andere Leute können und werden es tun. Jetzt lassen Sie uns mal Ihre Baracke ansehen.«

Auf dem Weg fragte Sean: »Haben Sie eine Putzkolonne, oder wird das auch von Ihren Leuten erledigt?«

»Die Putzfrauen kommen täglich in mehreren Schichten. Es sind immer gleichzeitig ungefähr zwei Dutzend da.« Er deutete nach vorne, wo eine Frau in weißem Kittel einen Wäschewagen vor sich her schob. »Die Wäscherei ist in Baracke drei untergebracht, neben der Zentrale des

Sicherheitsdienstes. Sämtliches Reinigungspersonal ist überprüft worden und trägt Uniformen sowie nicht übertragbare Sicherheitsausweise. Reicht das?«

»Nein, das reicht nicht. Was für Reinigungsmittel benutzen Sie?«

Champ hielt mitten im Schritt inne und starrte Sean an. »Bitte?«

»War nur ein Scherz, Champ.«

36.

Baracke Nr. 2 war weit größer als Alicias Reich. Um durch die geschlossene Eingangstür zu kommen, musste Champ seinen Ausweis durch einen Kartenleser ziehen und seinen Fingerabdruck nehmen lassen. Das Innere der Baracke bestand aus einem riesigen Arbeitsraum in der Mitte, umrahmt von mehreren kleineren Räumen. Sean sah hochentwickelte Maschinen und die Spezialisten, die daran arbeiteten. An einer Wand hing ein Banner, auf dem zu lesen stand: » $P=NP$ «.

Sean deutete darauf: »Was heißt das?«

Champ zögerte und sagte dann: »Das ist eine Gleichung, die besagt, dass NP, die nichtdeterministische Polynomialzeit, der Polynomialzeit P entspricht. Im Vergleich mit der Lösung dazu wirkt $e=mc^2$ wie eine Spielzeugbauanleitung.«

»Wie das?«

»Die Polynomialzeit repräsentiert Probleme, die leicht zu lösen sind ... relativ leicht zumindest. NP-Probleme allerdings sind die schwierigsten Probleme im Universum.«

»Wie die Entwicklung eines Krebsheilmittels?«

»Nein, so kann man das nicht ganz sehen ... obwohl niemand weiß, welche Applikationen sich aus der Lösung ergeben könnten. Tatsächlich haben wir hier eine Abteilung, die sich mit nichts anderem beschäftigt als mit der Frage, wie neu geschaffene Proteine sich in die richtige Form falten, um ihre jeweilige Funktion im Körper zu erfüllen. Es gibt Trillionen verschiedener Möglichkeiten, wie sie sich falten könnten, und doch falten die meisten Proteine sich genau richtig.«

Sean fiel auf, dass der Mann viel gesprächiger war, wenn es um sein Fachgebiet ging, und so beschloss er, diesen Vorteil zu nutzen. »Aber

wenn diese Proteine es sowieso richtig hinbekommen, warum ist es dann so wichtig zu verstehen, *wie* sie es tun?«

»Weil sie es eben nicht *immer* richtig hinbekommen. Und wenn das der Fall ist, können die Folgen katastrophal sein. Alzheimer und BSE sind Beispiele dafür, was geschieht, wenn Proteine aus der Faltsequenz ausscheren. Aber wovon ich hier wirklich rede, ist etwas anderes: Es geht um die absolut beste Methode, ein Auto zu bauen oder den Flugverkehr zu regeln – nicht um *eine* möglicherweise beste Methode, sondern um *die beste* Methode, die jeden erdenklichen Faktor in Betracht zieht. Wie kann man Energie mit höchstmöglicher Effektivität von A nach B transportieren? Wie kann ein Handelsvertreter seine Route optimal abarbeiten? Wenn der Mann auch nur fünfzehn Städte auf seiner Liste hat, hat der arme Kerl mehr als 650 Milliarden Möglichkeiten der Routenplanung, die er in Betracht ziehen muss.« Champ hielt kurz inne; dann fuhr er fort:

»Haben Sie gewusst, dass keine Software der Welt Ihnen garantiert, bugfrei zu sein? Wenn es uns jedoch gelingen sollte, die NP-Probleme zu lösen, wäre jede Software perfekt. Und das Beste ist: So, wie das Universum funktioniert, ist es wahrscheinlich, dass man nur *ein* NP-Problem lösen muss – alle anderen hat man dann gleich mitgelöst. Das wäre die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit. Nicht mal ein Dutzend Nobelpreise würden solch einer Leistung gerecht.«

»Und warum sind heutige Computer nicht dazu fähig?«

»Computer sind deterministisch, während NP-Probleme – wie der Name sagt – *nichtdeterministisch* Natur sind. Um sie zu lösen, braucht man also auch nichtdeterministische Technologie.«

»Und daran arbeiten Sie hier?«

»Daran und an einer Möglichkeit, riesige Zahlen schnell zu faktorisieren.«

»Das hat Alicia mir schon erklärt. Sie versucht, eine Abkürzung zu finden, und wenn sie die hat, ist nichts mehr sicher, und die Welt, wie wir sie kennen, kommt zum Stillstand. Aber ist es einen Nobelpreis wert, die Welt zum Stillstand zu bringen?«

Champ zuckte mit den Schultern. »Das ist eine Frage für Politiker, nicht für bescheidene Wissenschaftler, wie wir es sind. Alicias Forschung ist bestenfalls ein vager Versuch.« Champ schwang den Arm herum. »Hier liegt die Antwort. Wir müssen sie nur noch finden.« Er zögerte einen Moment und sagte dann: »Schauen Sie sich das an.«

Eifrig führte er Sean zu einem ovalen Tisch mit Glasplatte. Unter dem Glas befand sich eine kleine, seltsam aussehende Maschine.

»Was ist das?«, fragte Sean.

»Eine Turingmaschine«, antwortete Champ in ehrfürchtigem Tonfall.

»Turing? Wie in Monk Turing?«

»Nein, wie in *Alan* Turing. Allerdings glaube ich, dass Monk mit ihm verwandt war, was beweist, dass die Gene doch einen Einfluss auf die Entwicklung haben. Alan Turing war ein Genie, das im Zweiten Weltkrieg Millionen Menschenleben gerettet hat.«

»Wie das?«

»Turing war Mathematiker, obwohl dieses Wort dem Mann kaum gerecht wird. Er hat im berühmten Bletchley Park vor den Toren Londons gearbeitet. In Erinnerung an die Codeknacker in Bletchley haben wir unsere Gebäude ›Baracken‹ genannt und nummeriert. So haben sie es damals auch gemacht. Nun, einfach ausgedrückt hat Turing die *Bomba-Maschine* entwickelt, die einen der wichtigsten deutschen Enigma-Codes geknackt hat. Aufgrund seiner Arbeit ist der Krieg in Europa mindestens zwei Jahre früher zu Ende gegangen. Er war übrigens homosexuell. Gott sei Dank hat die Regierung das damals nicht

herausgefunden. Sie hätten ihn sofort rausgeworfen, und dann hätten die Alliierten vielleicht den Krieg verloren, diese Dummköpfe! Doch nach dem Krieg wurde Turings Homosexualität entdeckt. Seine Karriere war ruiniert, weil es damals andere, dämliche Moralvorstellungen gab, und schließlich hat er Selbstmord begangen. All sein Talent war verschwendet – und das bloß deshalb, weil er auf Männer stand.«

»Sie haben von einer ›Turingmaschine‹ gesprochen.«

»Ja. Turing hat sich eine universelle Denkmaschine ausgedacht ... ein besserer Begriff fällt mir nicht ein. Auch wenn sie sehr einfach aussieht, so kann ich Ihnen versichern, dass eine Turingmaschine mit den richtigen Befehlssätzen jedes Problem angehen kann. Alle heutigen Computer basieren auf dieser Idee. Niemand kann einen klassischen Computer erfinden, der vom Konzept her besser oder leistungsfähiger ist als eine Turingmaschine. Man kann allenfalls einen Computer bauen, der die einzelnen Schritte schneller ausführt.«

»Da ist schon wieder dieses Wort: *klassisch*.«

Champ griff zu einem langen, dünnen Glasröhrchen. »Und das ist das einzige Gerät auf der Welt, das potenziell stärker ist als eine Turingmaschine.«

»Sie haben mir dieses Ding schon bei unserer ersten Begegnung gezeigt, mir aber nicht genau erklärt, was das eigentlich ist.«

»Ich könnte es Ihnen sagen, aber Sie würden es nicht verstehen.«

»Kommen Sie schon. Ich bin nicht dumm«, erwiderte Sean gereizt.

»Das ist nicht der Punkt«, sagte Champ. »Sie würden es nicht verstehen, weil nicht einmal *ich* es richtig verstehe. Der menschliche Geist ist nicht dafür geschaffen, auf subatomarer Ebene zu funktionieren. Jeder Physiker, der Ihnen erklärt, er würde die Quantenwelt voll und ganz begreifen, ist ein Lügner.«

»Wir reden hier also über Quanten?«

»Genauer gesagt über subatomare Partikel, die über ein Rechenpotenzial weit jenseits der menschlichen Vorstellungskraft verfügen.«

»Das Ding sieht wirklich nicht nach viel aus«, bemerkte Sean mit einem Blick auf das Röhrchen.

Champ strich mit dem Finger darüber. »In der Computerwissenschaft heißt es: Auf die Kleinheit kommt es an. Im Los Alamos National Laboratory gibt es einen Supercomputer mit Namen Blue Mountain. Wie Sie ohne Zweifel wissen, hat jeder PC auf der Welt einen Chip. Dieser Chip ist das Gehirn des Computers, und er hat Millionen winziger Schalter, die in einer Sprache aus Einsen und Nullen miteinander reden. Blue Mountain hat über *sechstausend* Chips, was ihn zu einem Drei-TeraOP-Computer macht. Das bedeutet, er kann drei Trillionen Rechenoperationen in der Sekunde ausführen. Er wird benutzt, um die Folgen einer Nuklearexplosion zu simulieren, da die USA die verdamnten Dinger ja nicht mehr in echt zünden – Gott sei Dank. Aber so leistungsfähig eine Drei-TeraOP-Maschine auch sein mag – es hat *vier Monate* gedauert, bis Blue Mountain auch nur eine Millionstel Sekunde einer Atomexplosion mathematisch nachvollzogen hat.«

»Das ist nicht gerade hyperschnell«, bemerkte Sean.

»Sie arbeiten an einem neuen Supercomputer, der Blue Mountain weit in den Schatten stellen wird – eine Dreißig-TeraOP-Maschine mit dem Codenamen Q. Sie soll mehr als einen Morgen Land einnehmen. Dieser Computer wird mehr Berechnungen pro Minute vornehmen können als ein Mensch mit einem Taschenrechner in einer *Milliarde* Jahre, und es gibt bereits Pläne, noch schnellere Rechner zu bauen. Doch all diese Computer sind vom Grundprinzip her nicht besser als eine Turingmaschine. Sie brauchen nur wesentlich mehr Platz und sind teurer im Unterhalt. Das war das Beste, wozu wir in der Lage waren.« Er hielt das Röhrchen in die Höhe. »Bis jetzt.«

»Wollen Sie mir sagen, das ist ein Computer?«

»In seinem jetzigen Zustand ist es ein rudimentäres Gerät, das ein paar Rechenaufgaben lösen kann, aber das ist nicht der Punkt. Wie gesagt, spricht ein Computer eine Sprache, die aus Einsen und Nullen besteht. Bei einem klassischen Computer heißt es entweder 1 oder 0. Beides zugleich ist unmöglich. In der Quantenwelt gelten diese Beschränkungen jedoch nicht. Tatsächlich kann ein Atom 1 *und* 0 zugleich sein, und darin liegt die Schönheit des gesamten Konzepts verborgen. Ein klassischer Computer geht ein Problem größtenteils linear an. Bei einem Quantencomputer hingegen sucht jedes einzelne Atom parallel nach der richtigen Antwort. Wenn Sie also die Quadratwurzel jeder Zahl von eins bis hunderttausend wissen wollen, dann platzieren sie sämtliche Zahlen auf einer Reihe von Atomen und manipulieren die Atome mit Energie. Anschließend müssen Sie sehr, sehr schnell Ihre Beobachtungen machen, da der Prozess der Beobachtung selbst schon den Zustand verändert. Sind alle diese Bedingungen erfüllt, erhalten Sie sämtliche Antworten zur gleichen Zeit – und das in Millisekunden.«

»Ich verstehe nicht, wie das möglich sein soll.«

Ein Schatten zog über Champs Gesicht. »Natürlich nicht! Sie sind schließlich kein Genie. Aber kommen wir wieder zu etwas zurück, das Sie verstehen könnten. Ein Supercomputer wie dieses Ungetüm Q ernährt sich von Daten in 64-bit-Häppchen. Bringen wir also eine Reihe von 64 Atomen zusammen. Erinnern Sie sich daran, dass Q ein Morgen groß ist? 64 Atome hingegen sind kaum sichtbar. Ein 64-Atom-Quantencomputer kann theoretisch achtzehn Quintillionen Berechnungen *simultan* durchführen im Gegensatz zu den armseligen dreißig Trillionen pro Sekunde von Q.«

Sean schnappte nach Luft. »Achtzehn Quintillionen? Ist das wirklich eine Zahl?«

»Ich will versuchen, das für Sie in einen Kontext zu setzen. Um der Rechenleistung dieser 64 mikroskopisch kleinen Energieteilchen zu

entsprechen, müsste Q eine Fläche einnehmen, die der fünfhundertfachen Sonnenoberfläche gleichkommt, um sämtliche notwendigen Chips unterzubringen.« Er lächelte verschmitzt. »Natürlich müssten Sie dann auch noch einen Weg finden, mit dem Hitzeproblem fertig zu werden. Jetzt wissen Sie, warum Größe in der Computerwelt von so immenser Bedeutung ist – nur dass hier *klein* besser ist als groß.«

»Und Monk Turing war mit all diesen Dingen vertraut?«, fragte Sean.

»Ja. Er war ein sehr begabter Physiker.«

»Und das, was er wusste, hätte man verkaufen können?«

»Es könnte durchaus Leute geben, die bereit wären, dafür zu zahlen.«

»Hat Ihnen gegenüber je irgendjemand erwähnt, dass es Spione in Babbage Town geben könnte?«

Sean fragte es bewusst beiläufig, um die Reaktion des Mannes zu sehen.

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Dann wissen Sie also von potenziellen Spionen?«

»Nein ... ich meine ... nun, möglich ist es schon«, antwortete Champ zögernd. Er war blass geworden.

»Beruhigen Sie sich, und sagen Sie mir die Wahrheit.«

Champ sträubte sich ein wenig. »Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob es hier Spione gibt oder nicht. Und das *ist* die Wahrheit.«

»Aber falls es welche geben sollte, hinter was wären sie her?«

»Wir haben hier ungeheure Datenmengen aus jahrelanger Forschung, Trial and Error ... Daten, die ungeahnte Möglichkeiten eröffnen.

Tatsächlich nähern wir uns der Antwort auf unsere Fragen.«

»Und das ist wertvoll.«

»Unbezahlbar!«

»Wäre es die Sache auch wert, einen Krieg dafür zu riskieren?«

Champ starrte ihn an. »Bei Gott, ich hoffe nicht, aber ...«

»Monk Turing ist vor acht oder neun Monaten ins Ausland gefahren. Sie müssen seinen Urlaub genehmigt haben. Wissen Sie, wo er gewesen ist?«

»Nein, aber er hat gesagt, er müsse in einer Familienangelegenheit fort. Sie glauben doch nicht etwa, dass Monk Turing ein Spion war?«

Sean antwortete nicht darauf. Er schaute zu einer Arbeiterin, die gerade die Baracke verließ. Als die Frau durch die Tür ging, blinkte kurz eine Lichttafel daneben. Sean hatte die Tafel beim Hereinkommen gar nicht bemerkt.

»Was ist das?«

»Ein Scanner«, antwortete Champ. »Er zeichnet automatisch auf, wer wann geht.«

»Ja, stimmt. Len Rivest hat mir von dem Computerlog erzählt. Auf diese Weise hat man auch Monk Turings Bewegungen nachvollziehen können. Also brauchen wir nur den Computer zu fragen, wann *Sie* gestern Nacht gekommen und wieder gegangen sind.«

Champ wollte gerade etwas darauf erwidern, als plötzlich die Tür aufflog, Sheriff Hayes rauschte mit einem gequält dreinblickenden Sicherheitsmann herein.

»Ich habe Sie überall gesucht«, sagte Hayes außer Atem zu Sean. »Wir sind zu einem Meeting bestellt«, fuhr er fort. »Sofort. Mit Ian Whitfield. Das heißt, eigentlich hat er nur mich gebeten zu kommen, aber ich will Sie dabei haben.«

»Wer ist Ian Whitfield?«, fragte Sean.

»Er leitet Camp Peary«, antwortete Hayes. »Wir sollten uns beeilen.« Er schaute Sean scharf an. »Sie kommen doch mit, oder?«

»Ich komme.«

37.

Nachdem sie sich durch ein frühes Abendessen gequält und mit Cheryl an der Essstörungssitzung teilgenommen hatte, entließ Michelle sich selbst aus der Anstalt. Bevor sie ging, besuchte sie noch einmal Sandy.

»Ich habe bei meinem Kumpel im Marshalbüro nachgefragt. Er hat gesagt, sie seien Barrys Eskapaden jetzt endgültig leid. Sie haben ihn aus dem Zeugenschutzprogramm geworfen und die Staatsanwaltschaft gebeten, die Höchststrafe zu fordern.«

»Ich kann dir gar nicht genug danken, Michelle. Ich weiß nicht, was passiert wäre, hätte ich Kugeln in der Waffe gehabt.«

»Hey, dafür hat man doch Psychos als Freunde.«

»Aber jetzt mach dir keine Sorgen mehr um mich. Schnapp dir lieber deinen Mann.«

»Meinen Mann? Wir sind nur Freunde, Sandy.«

»Aber du willst ihn doch sehen, oder?«

»Ja. Ich vermisse ihn.«

»Gut. Dann wirst du ja bald wissen, ob du immer noch *nur* seine Freundin sein willst oder nicht.«

Als Michelle hinausging, rief Sandy ihr hinterher: »Vergiss nicht, mich zur Hochzeit einzuladen. Und wenn ich du wäre, würde ich mir einen Metalldetektor besorgen. Bei deinem Beruf weiß man nie, wer zur Trauung erscheint.«

Auf dem Weg hinaus hinterließ Michelle eine Nachricht für Horatio Barnes bei der Oberschwester. »Sagen Sie Mr. Harley Davidson, dass er

mich von seiner Liste streichen kann. Ich bin geheilt.«

»Ich bin froh, dass die Therapie so gut bei Ihnen angeschlagen hat.«

»Oh, das hat nichts mit der Therapie zu tun. Es ging nur darum, dieses Wiesel Barry festzunageln. Das ziehe ich jeder Freudenpille vor.«
Michelle schlug die Tür hinter sich zu.

Tief atmete sie die frische Abendluft ein und nahm sich ein Taxi zur neuen Wohnung. Mit dem Schlüssel, den Sean für sie hinterlegt hatte, ging sie hinein und machte sich sofort daran, in ihrem Teil der Wohnung das übliche Chaos anzurichten. Sie warf sogar ein paar von Seans Sachen durch die Gegend. Natürlich würde er sie sofort aufheben und wegräumen, sobald er zurück war – der Mann war einfach viel zu ordentlich. Aber sie würde ihn wenigstens zwingen, sich die Mühe zu machen.

Dann schwang Michelle sich in ihren Wagen und fuhr eine halbe Stunde mit offenen Fenstern herum, während eine Aerosmith-CD aus dem Autoradio dröhnte und sie das tröstliche Gefühl von Müll unter den Füßen genoss. Jetzt brauchte sie nur noch ein wenig Erholung. Sicher, die Sitzungen mit Barnes waren eine Plage gewesen, doch sie hatte auch die überlebt. Sie hatte wenig Zweifel, wer aus einem Krieg der Willenskraft als Sieger hervorgehen würde.

Und dann waren alle Gedanken an Horatio Barnes verschwunden, als Michelle sich auf die nächste Phase ihres Plans konzentrierte: zu Sean zu stoßen. Vermutlich sollte sie ihn anrufen und wissen lassen, dass sie kam, doch Michelle entschied sich fast nie dafür, das Richtige zu tun. Und obwohl sie es sich nicht eingestehen wollte – ein kleiner Teil von ihr hatte Angst, dass er ihr sagen würde, nicht zu kommen, sollte sie ihn anrufen.

Als Michelle wieder in der Wohnung war, fand sie in Seans Sachen schnell, wonach sie suchte: eine Kopie der Akte über Babbage Town zusammen mit einer Wegbeschreibung. Sean hatte gesagt, er würde

einen Privatjet dorthin nehmen – ohne Zweifel mit freundlicher Hilfe von Miss Joan, der blöden Kuh. Michelle beschloss, mit dem Wagen zu fahren. Sie schätzte, dass die Fahrt unter normalen Umständen vier Stunden dauerte, doch mit ihrem illegalen Radarfallen-Warngerät und durchgetretenem Gaspedal müsste sie die Strecke eigentlich unter drei Stunden schaffen können. Die Tatsache, dass sie nicht in Joans Auftrag handelte, störte sie nicht im Mindesten. Es ging ihr einzig und allein um den Fall. Und Michelle wusste, dass sie und Sean als Team nahezu unschlagbar waren. Nicht sie oder er allein, nur sie beide zusammen.

Michelle packte ihre Tasche und fuhr los. Nur einmal hielt sie kurz an, um sich einen Kaffee der Marke »Koffeinbombe« und drei Powerriegel zu holen. Sie war bis obenhin voll Adrenalin.

Es war herrlich, zu leben ... zu leben und frei zu sein.

Horatio fuhr direkt vom Flughafen in die Anstalt, nur um festzustellen, dass seine Starpatientin ausgeflogen war.

»Hat sie gesagt, wohin sie wollte?«, fragte er die Oberschwester.

»Nein, aber sie hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, sie sei geheilt.«

»Ach, wirklich? Diagnostiziert sie sich jetzt schon selbst?«, sagte Horatio säuerlich.

»Da ist noch etwas ...« Die Oberschwester berichtete von Barry und Sandy, dem Zeugenschutzprogramm und dem aufgefliegenen Drogenhandel.

»Und das alles hat sie getan, während ich unterwegs war? Himmel, so lange war ich doch gar nicht weg!«

»Diese Frau lässt offenbar nichts anbrennen. Ich habe gehört, dass sie Barry kräftig in den Hintern getreten hat. Wie Sie wissen, habe ich den Kerl nie gemocht.«

»Wie schön, dass man hinterher immer alles schon gewusst hat«, knurrte Horatio und ging davon.

»Auch Ihnen eine gute Nacht, Mr. Harley Davidson«, murmelte die Oberschwester.

Horatio dachte nach. Er musste herausfinden, was Michelle als Nächstes tun würde. Aber das war eigentlich nicht schwer zu erraten. Bestimmt würde sie zu Sean fahren. Vielleicht war sie sogar schon auf dem Weg dorthin. Rechtlich gesehen konnte Horatio nichts tun, um sie aufzuhalten; aber er wusste, dass Michelle nicht geheilt war. Es könnte durchaus zu einem neuerlichen Vorfall wie damals in der Bar kommen, nur dass es diesmal tödlich enden könnte.

Horatio dachte noch darüber nach, ob er Sean warnen sollte, als plötzlich das Telefon klingelte.

»Wenn man vom Teufel spricht ... Ich wollte dich gerade anrufen«, sagte Horatio.

Sean lachte. »Ich würde jetzt ja gerne einen Spruch von wegen ›große Geister‹ vom Stapel lassen, aber ich bin hier von Superhirnen umgeben, also sollte ich das wohl besser lassen. Ich bin übrigens gerade unterwegs, um mich mit dem Chef von Camp Peary zu treffen, aber egal ... Ich wollte dich etwas fragen.«

»Camp Peary? Die CIA-Farm?«

»Genau die. Hör mal, ich muss dich um einen Gefallen bitten.« Sean erzählte ihm von Viggie. »Ich weiß, dass es ein Problem für dich ist, hier runterzukommen, vor allem mit Michelle und deinen anderen Patienten, um die du dich kümmern musst.«

»Eigentlich ist es überhaupt kein Problem«, erwiderte Horatio. »Meine Lieblingspatientin hat sich nämlich gerade unerlaubt von der Truppe entfernt.« Er berichtete Sean mit knappen Worten von Michelles

Abenteuer in der Anstalt und davon, dass sie sich selbst entlassen hatte.

»Verdammt, der Ärger klebt der Frau ja förmlich an den Fersen«, sagte Sean, doch in seiner Stimme schwang ein Hauch von Stolz mit.

»Ich vermute, dass sie schon auf dem Weg zu dir ist.«

»Zu mir? Ich habe ihr zwar ein bisschen über den Fall erzählt, aber ich habe ihr nicht gesagt, wo ich bin.«

»Hast du irgendwas in eurer Wohnung gelassen?«

Sean stöhnte. »Verdammt, ja! Ich hab eine Kopie der Akte dagelassen, weil ich kein Büro habe.«

»Deine organisatorischen Bemühungen sind durchaus lobenswert, allerdings bedeutet es, dass Michelle spätestens morgen früh bei dir sein wird, wenn nicht früher.«

»Joan wird einen Anfall bekommen. Die beiden kommen nicht gerade gut miteinander aus.«

»Erstaunlich. Ich werde morgen runterfahren. Gibt es eine Unterkunft in der Nähe?«

»Ich werde zusehen, dass ich dir eine Kojе in Babbage Town besorgen kann. Was soll ich tun, wenn Michelle auftaucht?«

»Benimm dich ganz normal. Sie wird dir mit Sicherheit auch normal vorkommen.«

»Hast du irgendwelche Fortschritte gemacht, was ihren Fall betrifft?«

»Ich habe eine interessante Reise nach Tennessee unternommen. Ich werde dir davon erzählen, wenn ich in Babbage Town bin. Ich muss dir übrigens danken, dass du mich zu diesem faszinierenden Fall

herangezogen hast. Und die Geschichte über diese Viggie hört sich auch interessant an.«

»Der ganze Ort hier ist interessant, Horatio, aber derzeit ist es hier ziemlich gefährlich. Deshalb wäre ich dir nicht böse, wenn du nicht kommst.«

»Ich tue jetzt einfach mal so, als hätte ich das nicht gehört.«

»Geht es Michelle denn besser?«

»Wir müssen ihr helfen, ihre Seele zu reinigen, Sean, damit die Bombe nicht irgendwann hochgeht. Und ich werde nicht eher ruhen, bis wir das geschafft haben. Bist du dabei?«

»Ich bin dabei.«

»Gut, denn dem nach zu urteilen, was ich bis jetzt von dieser Frau gesehen habe, kann kein lebender Mann es allein mit ihr aufnehmen.«

»Wem sagst du das.«

38.

Während sie durch die Anlagen des Williams and Mary College mit ihren schmucken Backsteinhäusern fuhren, schaute Sean zu Hayes hinüber. Der Sheriff saß vornübergebeugt hinter dem Lenkrad, das er so fest umklammert hielt, dass seine Knöchel weiß hervortraten.

»Wenn Sie das Lenkrad zerbrechen, Sheriff, können wir nicht mehr zurückfahren.«

Hayes lief rot an und lockerte seinen Griff. »Sagen Sie Merk zu mir. Das tut jeder. Ich verhalte mich wohl nicht gerade wie ein vorbildlicher Gesetzeshüter, was?«

»Die meisten Cops werden ja auch nicht mitten in einer Ermittlung zu einem Treffen mit dem großen bösen Wolf gerufen.«

»Was er wohl sagen wird?«

»Ich bezweifle, dass wir es hören wollen. Außerdem ist die CIA nicht gerade berühmt für ihre Kooperationsbereitschaft.«

»Der Tag wird wirklich immer besser!«, seufzte Hayes.

»Haben Sie mit Alicia gesprochen?«

Hayes nickte. »Nachdem Sie mir gesagt haben, dass sie sich mit Rivest getroffen hat, musste ich das.«

»War es etwas Ernstes zwischen den beiden?«

»Sie zumindest scheint es zu glauben.«

Sie parkten vor dem Gebäude, dessen Adresse man Hayes gegeben hatte. Es war ein dreistöckiger Backsteinbau, der für Sean wie ein Wohnhaus

aussah.

Ein Mann in Polohemd und Khakihose empfing sie in der Lobby. Sean nahm an, dass er zu Ian Whitfields Sicherheitsdienst gehörte. Der Mann war zwar nicht so groß wie Sean und besaß auch keine Muskelpakete, hatte aber kein Gramm Fett am Leib, und seine Bauchmuskeln – ein makelloser »Sixpack« – waren sogar durchs Hemd hindurch zu sehen. Sean hatte Erfahrung mit solchen Typen, und so ging er davon aus, dass der Mann in der Lage war, einen Gegner auf ein Dutzend verschiedene Arten zu töten, ohne einen Tropfen Schweiß zu vergießen.

Zuerst zeigte der Mann ihnen seinen Ausweis; dann konfiszierte er Hayes' Waffe. Als Nächstes filzte er Sean. Dies alles geschah, ohne dass auch nur ein Wort gesprochen wurde.

Sie fuhren mit dem Aufzug in den dritten Stock, wo sie auf bequemen Stühlen an einem ovalen Tisch in einem der Eckräume Platz nahmen. Mr. Sixpack verschwand kurz und kehrte mit einem anderen Mann zurück. Der Neuankömmling trug ebenfalls Polohemd und Khakihose, und er war fast so durchtrainiert wie Mr. Sixpack; allerdings hatte er kurz geschnittenes graues Haar und ging auf die sechzig zu. Der Mann war Ian Whitfield, vermutete Sean. Ihm fiel auf, dass Whitfield humpelte. Irgendetwas stimmte nicht mit seinem rechten Bein.

Ein kurzer Blick zu Mr. Sixpack, und dieser reichte Whitfield eine Aktenmappe. Es folgten ein paar Minuten Stille, während ihr Gastgeber die Akte las. Schließlich wandte Whitfield seine Aufmerksamkeit den Besuchern zu.

»In den letzten siebenundzwanzig Monaten hat es vier bestätigte Selbstmorde in der Nähe unserer Anlage gegeben«, erklärte er.

Mit dieser Eröffnung hatten weder Sean noch Hayes gerechnet.

Whitfield fuhr fort: »Aus irgendeinem Grund sind wir zur Anlaufstelle für Depressive und Selbstmörder geworden. Warum, weiß ich auch

nicht. Es könnte viele Gründe dafür geben – einschließlich Ruhmsucht oder schlicht das Verlangen, uns Ärger zu machen. Ich muss wohl nicht besonders betonen, dass ich solche Stunts leid bin.«

»Wenn jemand stirbt, kann man das wohl kaum als Stunt bezeichnen«, bemerkte Sean. Hayes wurde kreidebleich. »Und was Monk Turings Tod betrifft, sind die Umstände noch nicht ganz geklärt. Selbstmord, Mord ... Wir wissen es noch nicht.«

Whitfield tippte auf die Akte. »Alle Fakten deuten auf Selbstmord hin.« Er schaute zu Hayes. »Stimmen Sie mir da zu, Sheriff?«

Hayes stammelte: »Das ... Das könnte man so sagen, ja.«

»Es gibt keinen Beweis, dass Monk depressiv war und sich aus diesem Grund das Leben genommen hat«, erwiderte Sean.

»Sind nicht alle Genies depressiv?«, entgegnete Whitfield.

»Woher wissen Sie, dass er ein Genie war?«

»Wenn jemand in meine Nachbarschaft zieht, weiß ich gerne über ihn Bescheid.«

»Sie waren schon mal in Babbage Town, nicht wahr?«, hakte Sean nach.

Whitfield wandte sich wieder Hayes zu. »Ich glaube, ich habe meinen Standpunkt deutlich gemacht. Vier Selbstmorde – und nun der fünfte. Meine Geduld ist am Ende.«

»Ein Mann ist *gestorben*«, sagte Hayes, der angesichts des hochmütigen Tonfalls seines Gegenübers offensichtlich seinen Mut wiederfand.

»Jeder kann über einen Zaun springen und sich das Hirn wegpusten.«

»Nur weil Sie das sagen, ist es noch lange nicht die Wahrheit«, erklärte

Sean.

Whitfield hielt den Blick auf Hayes gerichtet. »Ich nehme an, Sheriff, dieser Mann arbeitet mit Ihnen zusammen.«

Sean räusperte sich. »Tut mir leid. Ich bin Sean King. Wir haben die Vorstellungsphase wohl übersprungen. Ja, ich arbeite bei diesem Fall mit Sheriff Hayes zusammen. Und Sie sind Ian Whitfield? Der Chef von Camp Peary? Sollten Sie es nämlich nicht sein, verschwenden wir hier unsere Zeit.«

»Das FBI hat die Untersuchung abgeschlossen und erklärt, es habe sich um einen Selbstmord gehandelt«, sagte Whitfield.

»Nun, es wäre nicht das erste Mal, dass das FBI voreilige Schlüsse zieht. Und natürlich haben wir da noch den Mord an Len Rivest, dem Sicherheitschef von Babbage Town.«

»Das interessiert mich nicht«, sagte Whitfield.

»Wie sich herausgestellt hat, gibt es einen Zusammenhang zwischen Rivests und Turings Tod.«

»Das wage ich stark zu bezweifeln.«

»Deshalb spielen wir ja dieses Spiel, nicht wahr?«, entgegnete Sean.
»Weil Ihre Meinung nicht wirklich zählt.«

Als Antwort zuckte Whitfields Blick zur Tür. Einen Augenblick später hatte Mr. Sixpack Seans Arm im Polizeigriff und schob ihn zum Ausgang. Hayes folgte ihnen. In der Lobby bekam der Sheriff seine Waffe zurück, und Mr. Sixpack ruckte zum Abschied noch einmal kräftig an Seans Arm.

Sean und Hayes traten hinaus in die Dunkelheit. Als sie den Streifenwagen erreichten, sagte Hayes: »Sind Sie verrückt geworden, so

mit Whitfield zu reden?«

»Wahrscheinlich.«

»Mann, Sie haben ihn absichtlich zur Weißglut gebracht! Warum?«

»Weil er ein Wichser ist, deshalb.«

»Was die vier Selbstmorde betrifft, hat er recht«, sagte Hayes.

»Das heißt aber noch lange nicht, dass auch Monk sich selbst getötet hat. Tatsächlich könnte es Monks Mörder sogar auf die Idee gebracht haben, seinen Tod wie einen Selbstmord aussehen zu lassen.«

»Stimmt«, musste Hayes einräumen.

»Danke. Ich bin stets bemüht, wenigstens einmal am Tag etwas Vernünftiges zu sagen.«

»Wieder zurück nach Babbage Town?«

»Ich will erst etwas überprüfen.«

Sean setzte sich ans Steuer, während Hayes auf dem Beifahrersitz Platz nahm.

»Ich bin nicht sicher, ob die Vorschriften es Ihnen gestatten, diesen Polizeiwagen zu fahren«, bemerkte Hayes.

»Ach, das wird schon so sein«, erwiderte Sean. Er legte den Rückwärtsgang ein, fuhr aus der Parklücke und zu einer Stelle ein gutes Stück vom Hauseingang entfernt, aber noch in Sichtweite.

»Und was tun wir hier?«, fragte Hayes.

»Das nennt man Überwachung. Ich nehme an, Sie sind damit vertraut.«

»Wen wollen Sie hier denn überwachen? Den Chef von Camp Peary?«

»Gibt es ein Gesetz dagegen?«

»Verdammt! Vermutlich ja.«

Fünfzehn Minuten später fuhr ein Wagen vor den Haupteingang des Gebäudes, und eine Frau Mitte dreißig stieg aus. Sie war groß und sonnengebräunt, mit langen Beinen, blondem Haar und einer Figur, die nicht nur einen zweiten, sondern auch einen dritten Blick rechtfertigte. Als sie sich der Eingangstür näherte, kamen Whitfield und sein Schatten heraus. Die Frau sprach kurz mit Whitfield; dann humpelte er mit Mr. Sixpack weg, stieg in eine schwarze Limousine und fuhr davon. Die Frau wirkte mit einem Mal arg verstimmt.

»Interessant«, sagte Sean. »Entweder ist das Whitfields Frau oder Geliebte.«

»Oder seine Freundin.«

»Whitfield hat einen Ehering getragen.«

Sie beobachteten, wie die Frau wieder in ihren Wagen stieg und davonfuhr. Sean legte den Gang ein und folgte ihr.

»Was tun Sie?«, verlangte Hayes zu wissen.

»Ich folge ihr.«

»Sean, dafür könnten wir eine Menge Ärger bekommen.«

»Ich hab sowieso schon Ärger.«

Hayes lehnte sich resigniert zurück. Sean lächelte. »Und?«, fragte er.

»Sind Sie immer noch froh, mit mir zusammenzuarbeiten?«

»Nein!«

»Gut. Das bedeutet, dass wir endlich zu einem Team zusammenwachsen.« Diese Bemerkung erinnerte Sean daran, dass Michelle in ein paar Stunden hier sein würde. Normalerweise hätte er sich gefreut, seine *echte* Partnerin zu sehen; doch er konnte einfach nicht vergessen, was Horatio gesagt hatte: Michelle hätte die Anstalt nicht verlassen dürfen. Sie war nicht geheilt.

Doch sie kam her. Und wer wusste schon, was geschehen würde?

39.

Michelle nutzte die Fahrt, um eine Freundin anzurufen, die nach kurzem Gastspiel beim Secret Service inzwischen für den Geheimdienst arbeitete und der Michelle bei ihrer Karriere ein wenig auf die Sprünge geholfen hatte. Sie rief die Frau zu Hause an, da sie annahm, dass deren Dienstverbindung überwacht wurde.

Nach ein wenig Smalltalk sagte Michelle: »Ich will jetzt keine großartigen Geheimnisse wissen, Judy, aber was kannst du mir über Camp Peary erzählen?«

»Du meinst die AFETA.«

»Die was?«

»Die Farm. Das militärische Ausbildungslager.«

»Komm schon, Judy, wir reden über die CIA.«

»Okay, entschuldige die ausweichende Antwort. Die Macht der Gewohnheit.« Michelles Freundin erklärte ihr, wie Camp Peary aufgebaut war, und gab ihr einen Überblick über die Geschichte der Anlage sowie über deren Zweck. »Ein Großteil der Ausbildung findet heutzutage in North Carolina statt, aber Camp Peary ist noch immer einer der Hauptflugplätze der CIA. Gleichzeitig überlegt das Pentagon, eine eigene Spionageschule aufzubauen und überall auf der Welt Nachrichtendienstzentralen zu errichten.«

»Zu viel Nachrichtendienst ist auch nicht gut«, bemerkte Michelle in spöttischem Tonfall.

Judy lachte. »Offiziell kann ich das nicht kommentieren. Im Augenblick ist ein Mann namens Ian Whitfield der Chef von Camp Peary. Gehörte mal zur Delta Force, glaube ich. Ein ordensgeschmückter

Vietnamveteran. Ein Mann, mit dem man sich besser nicht anlegen sollte. Er ist in den Achtzigern zum Geheimdienst gewechselt. Die letzten paar Jahre war er im Nahen Osten stationiert. Nun, da er wieder in den Staaten ist, tut er angeblich alles, damit Camp Peary wieder an Bedeutung gewinnt.«

»Und wie macht er das?«

»Sag mal, warum interessiert dich das eigentlich?«

»Ich habe einen Auftrag, der mit Camp Peary zu tun hat. Man hat einen Toten auf dem Gelände gefunden.«

»Ja, ich hab in der Zeitung davon gelesen. Ich dachte, es wäre Selbstmord?«

»Könnte sein. Aber erzähl mir mehr über das Camp.«

»Nun, vor zwei Jahren hat der Kongress Gelder freigegeben, um dort ein neues Gebäude zu errichten, angeblich ein Wohnheim.«

»Angeblich?«

»Das weißt du nicht von mir!«

»Ich hab nie mit dir gesprochen, Judy. Und jetzt raus mit der Sprache.«

»Sie haben bereits in den Neunzigern ein Wohnheim mit mehr als hundert Zimmern gebaut, dazu eine neue Schule. Deshalb geht hier das Gerücht, dass es sich bei dem neuen Gebäude in Wahrheit um ein Verhörzentrum handelt.«

»Ein Verhörzentrum? Aber warum die Heimlichtuerei?«

»Nun, es kommt schließlich darauf an, *wen* sie da verhören und ...«

Michelle beendete den Satz für sie: »... und *wie* die Verhöre vonstattengehen.«

»Genau.«

»Terroristen?«

»Dir ist doch klar, dass die Nationale Sicherheitsbehörde dieses Gespräch vermutlich abhört?«

»Sollen sie ruhig. Die NSA hat ja nicht mal genug Personal, um die Gespräche der *wirklich* bösen Jungs zu analysieren, von Leuten wie uns ganz zu schweigen. Dann bringen sie also Leute da runter, von denen niemand etwas weiß, und foltern sie.«

»Natürlich *nicht!* Inoffiziell ... wer weiß? Wir erzählen ja schließlich nicht jedem, dass gerade ein brandneues Folterzentrum in Tidewater, Virginia, geöffnet hat, nur wenige Autostunden von der Hauptstadt der freien Welt entfernt. Ich bin auch nicht dafür, Gefangene zu misshandeln, aber wir führen einen Krieg gegen den Terror. So einen Krieg können wir nicht auf die althergebrachte Weise führen.«

»Okay, wie bringen sie die Leute dorthin?«

»Man hat da nicht nur das Wohnheim gebaut, sondern auch eine neue Landebahn für große Jets.«

»Jets für Kontinentalflüge?«

»Ja.«

Michelle schwieg ein paar Augenblicke. »Gibt es noch immer paramilitärische Einheiten in Camp Peary?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Mach schon, Judy.«

»Lass es mich mal so ausdrücken: Komm lieber nicht auf die Idee, da ein Picknick zu machen. Es könnte dein letztes sein.«

»Du hast mir sehr geholfen, Judy. Danke.«

»Wärst du nicht gewesen, hätte ich mein erstes Jahr beim Secret Service nicht überlebt.«

»Wir Mädels müssen zusammenhalten.«

»Arbeitest du mit Sean King an diesem Fall?«

»Ja.«

»Und? Seid ihr beide inzwischen mehr als nur Geschäftspartner?«

»Warum willst du das wissen?«

»Wenn du ihn nicht willst, möchte ich es mal versuchen. Er ist ein geiler Typ.«

»Du solltest ihn mal sehen, wenn er schlecht gelaunt ist.«

»Ich würde ihn auch schlecht gelaunt nehmen.«

Michelle legte auf, aß einen Powerriegel und trank ihren Kaffee. Sie schaute auf ihre Uhr und dann auf das Navigationssystem: Sie fuhr neunzig Meilen die Stunde und hatte noch sechzig Minuten Fahrt vor sich.

Ach, wie schön ein illegales Radarwarngerät doch war.

40.

Hayes und Sean folgten der Frau auf den Parkplatz einer sehr beliebten Bar, knapp drei Querstraßen vom William und Mary College entfernt. Als die Frau die Bar betrat, berieten Sean und Hayes sich kurz. Schließlich beschlossen sie, dass Sean ihr alleine folgen sollte, während der uniformierte Hayes in seinem Streifenwagen sitzen blieb.

Als Sean aus dem Wagen stieg, hob der Sheriff die Hand. »Ich muss Sie warnen. Falls die Frau wirklich mit Whitfield verheiratet sein sollte und Sie sich ihr auch nur auf zwei Meilen nähern, kann es richtig übel werden.«

»Aber falls Monks Tod *doch* mit Camp Peary und Ian Whitfield in Verbindung steht, könnte die Frau uns vielleicht entscheidende Informationen liefern. Außerdem könnte ich auf die Art zusätzlich herausfinden, wer versucht hat, mich umzubringen.«

Die Gäste der Bar waren eine Mischung aus Collegekids und Leuten, die für ihren Lebensunterhalt arbeiten mussten. Hinter dem altmodischen Tresen, der geradewegs aus dem *Cheers-Studio* zu kommen schien, nahmen zwei junge und ein älterer Mann Bestellungen entgegen; sie arbeiteten so schnell sie konnten. Offenbar verursachte eine höhere Bildung einen größeren Durst.

Schließlich entdeckte Sean die Frau. Sie saß an einem Tisch im hinteren Teil auf einer Empore, nicht weit von den Pool-Tischen. Sie hatte bereits einen Drink und setzte sich geschickt gegen die Avancen eines jungen Burschen zur Wehr, der zum College-Footballteam zu gehören schien – seinem massigen Körper nach zu urteilen ein Abwehrspieler. Nicht dass Sean dem Jungen den Versuch hätte übel nehmen können. Der Rock der Frau war kurz und die Beine lang; ihr blondes Haar fiel ihr über die Schultern und in den wohlgeformten Ausschnitt, und dann die funkelnden blauen Augen ... Verdammt, wenn er noch am College gewesen wäre, er hätte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um die

Frau ins Bett zu bekommen.

Der junge Bursche schrieb etwas auf eine Papierserviette und gab sie der Frau. Diese schaute sich das Geschriebene an – vermutlich eine Telefonnummer –, dann schüttelte sie den Kopf und gab dem Jungen mit einer Geste zu verstehen, er solle verschwinden.

Sean nutzte die Gelegenheit und setzte sich neben sie. Ob es nun daran lag, dass er offenbar alt genug zum Trinken war oder dass sie ihre ganze Kraft bei der Abwehr des Jungen verbraucht hatte – sie lächelte Sean an.

»Ich habe Sie noch nie hier gesehen«, bemerkte sie.

»Weil ich noch nie hier war.« Sean winkte der Kellnerin. »Bringen Sie mir das Gleiche wie der Dame.«

Sie hob ihren Drink. »Sie mögen Mojitos?«

»Jetzt ja.« Er schaute auf den Ehering an ihrem Finger.

Sie bemerkte seinen Blick. »Soweit ich weiß, gibt es kein Gesetz, das einer verheirateten Frau verbietet, allein auszugehen.«

»Natürlich nicht. Tut mir leid. Ich bin Sean Carter.«

»Valerie Messaline.«

Wenn sie tatsächlich mit dem alten Ian verheiratet war, hatte sie seinen Nachnamen nicht angenommen.

Sie schüttelten sich die Hände. Valeries Händedruck war kräftig und selbstbewusst. Sean fühlte sich an einen ähnlichen Händedruck erinnert: den von Michelle.

»Was führt Sie in unser Dorf?«

»Ich bin beruflich hier«, antwortete Sean. »Wohnen Sie hier in der Nähe?«

»Nein, aber mein Mann hat nicht weit von hier ein Büro. Eigentlich wollte ich heute Abend mit ihm ausgehen«, sie schaute in ihr Glas, »aber es hat nicht sollen sein.«

Das erklärte die kleine Szene vor dem Gebäude.

»Weiß Ihr Mann denn nicht, was für ein Glückspilz er ist? Oder war diese Frage jetzt indiskret?«

»Die Frage war nicht indiskret, aber meine Antwort könnte es sein.«

Seans Drink kam, und beide nippten an ihren Getränken, während Sean den Blick durch die Bar schweifen ließ und nach möglichen Beobachtern Ausschau hielt, die ihnen mehr als nur beiläufige Aufmerksamkeit schenken.

»Was machen Sie beruflich, Sean?«

»Ich bin Problemlöser.«

»Oh, gut. Kann ich Sie engagieren?«, fragte sie im Scherz.

»Ich bin nicht billig.«

»Wären Sie's, würde ich Sie nicht hier sitzen lassen.«

»Und was machen Sie?«

»Heutzutage nicht mehr viel.«

»Kinder?«

»Nein. Hat sich nicht so ergeben.«

»Bei mir auch nicht.«

Sie schaute auf seine Hand. »Nicht verheiratet?«

»Geschieden. Bin nie wieder in den Sattel gekommen.«

»Was haben Sie getan, dass Ihre kleine Frau sich von Ihnen hat scheiden lassen?«

»Anscheinend schnarche ich, und das sehr laut.«

»Dafür gibt es eine todsichere Heilung.«

»Und was?«

»Vögeln bis der Arzt kommt.«

Sean lächelte. »Soll ich jetzt rot werden?«

»Das war nur so eine Bemerkung. Sie war nicht unbedingt an Sie gerichtet, obwohl Sie ein sehr attraktiver Mann sind. Aber Sie brauchen mich nicht, um Ihnen das zu sagen, oder?« Ihr Tonfall war offen, beinahe aggressiv. Die Frau flirtete nicht. Hier ging eindeutig etwas anderes vor sich.

Sean schaute auf die Uhr. Michelle würde bald auftauchen, und er wollte Valerie beim ersten Mal nicht allzu sehr unter Druck setzen.

»Tut mir leid, wenn ich Sie langweile«, sagte sie.

»Oh, ganz im Gegenteil. Aber ich muss zu einem Termin.«

»Nun, dann sollten Sie besser gehen, und vielleicht kann ich dann endlich meinen Drink in Ruhe trinken.«

»Valerie, ich habe gesehen, wie sich vorhin der junge Kerl an Sie

rangemacht hat. Ich bin nicht so.«

»Berühmte letzte Worte.«

Sean griff in seine Tasche, holte ein Stück Papier heraus und schrieb etwas darauf. Dann reichte er es ihr. »Ich muss jetzt gehen; aber hier ist meine Nummer.«

»Warum sollte ich Ihre Nummer wollen?«

»Sagen wir einfach, sie dient dazu, dass neue Freunde ein paar Informationen austauschen können.« Er schaute sie erwartungsvoll an.
»Sie müssen mir Ihre Nummer nicht geben, wenn Sie nicht wollen.«

»Gut, denn das will ich wirklich nicht.«

Sean leerte seinen Mojito und stand auf. »Es war mir eine Freude, Sie kennen zu lernen, Valerie.«

Sie erwiderte nichts, doch Sean spürte ihren brennenden Blick im Rücken, als er zur Tür ging.

Im Streifenwagen berichtete er Hayes von der Begegnung.

»Leiden Sie unter Todessehnsucht?«, rief Hayes. »Whitfield schien Sie ja schon umbringen zu wollen, weil Sie ihm eine einzige Frage über Camp Peary gestellt haben. Können Sie sich vorstellen, was er mit Ihnen anstellt, wenn er herausfindet, dass Sie sich an seine Frau rangemacht haben?«

»Ich hab nur einen Drink mit ihr genommen. Erst war sie freundlich, doch dann ist irgendwas geschehen, und sie hat sich um hundertachtzig Grad gedreht. Das war einer der Gründe, warum ich den Rückzug angetreten habe.«

»Vielleicht ist sie es gewöhnt, dass fremde Kerle versuchen, über sie an

ihren Mann heranzukommen. Und genau *das* haben Sie ja auch getan.«

Schweigend fuhren sie nach Babbage Town zurück. Als Sean ausstieg, sagte er: »Ein paar meiner Mitstreiter kommen hierher, Sheriff. Würden Sie die Abmachung, die Sie mit mir haben, auch auf diese Leute ausdehnen?«

»Sie meinen, ob ich mit denen zusammenarbeiten will?«

Sean nickte.

»Ich weiß nicht. Sind diese Leute gut in ihrem Job?«

»Genauso gut wie ich, wenn nicht besser.«

»Nun, was Sie betrifft, werde ich vielleicht bald zuschauen dürfen, wie Sie von einem eifersüchtigen Ehemann erschlagen werden.«

Kaum war Hayes verschwunden, sah Sean die Scheinwerfer eines SUV, die rasch näher kamen.

Michelle war eingetroffen.

41.

Sean täuschte Erstaunen vor, als er Michelle sah, bat aber nicht um eine längere Erklärung, sondern richtete seine Aufmerksamkeit stattdessen darauf, sie ins Camp hineinzubekommen. Dabei kam es zu einer hitzigen Debatte mit dem Torposten von Babbage Town, und schließlich musste Sean Champ Pollion anrufen, der auch sofort erschien, um den Streit zu schlichten.

Als Champ Michelle zum ersten Mal sah, verwandelte er sich augenblicklich in einen Welpen, der um Aufmerksamkeit bettelte.

»Ja ... ja, natürlich können Sie bleiben«, stammelte er und streckte Michelle die Hand entgegen.

»Wie wär's, wenn wir in die Kantine gehen und dort den Fall besprechen, Michelle?«, schlug Sean vor.

»Einverstanden«, erwiderte sie, den Blick auf Champ gerichtet. »Ich muss mich bei Ihnen erst einmal bedanken, Mr. Pollion.«

»Bitte, nennen Sie mich Champ.«

»Ich bin sicher, Sie machen Ihrem Namen Ehre«, sagte Michelle.

Als Sean mit ihr davonfuhr, schaute er noch einmal zu Champ zurück und sah den sehnsüchtigen Blick, den er Michelle hinterherwarf.

Träum weiter, Kumpel.

Die Kantine war um diese Uhrzeit fast leer, aber da überall in Babbage Town Vierundzwanzig-Stunden-Schichten gefahren wurden, waren auch die Köche im Dienst, und nach fünfzehn Minuten hatten Sean und Michelle Kaffee und etwas zu essen.

Sean brachte Michelle auf den neuesten Stand. Unter anderem erzählte er ihr von dem Mordanschlag auf ihn, von seiner Theorie über den Mord an Rivest und von seinem kurzen Gespräch mit Valerie Messaline. Im Gegenzug berichtete Michelle ihm, was sie von ihrer Freundin beim Geheimdienst erfahren hatte.

Sean horchte auf, als Michelle ihm von der Landebahn berichtete, die neu angelegt worden war. »In meiner ersten Nacht hier habe ich um zwei Uhr morgens ein Flugzeug landen hören. Eine große Maschine. Ich habe mich schon gewundert, dass keine Landelichter zu sehen waren.« Dann schloss er die Frage an: »Hat deine Freundin sich auch über Whitfield geäußert?«

»Sie hat mir gesagt, dass er kein Mann ist, mit dem man sich anlegen sollte.«

»Den Eindruck habe ich auch gewonnen«, sagte Sean.

»Du arbeitest also mit Sheriff Hayes zusammen?«

Sean rührte Zucker in seinen Kaffee. »Ja. Es schien mir eine gute Möglichkeit zu sein, auf dem Laufenden zu bleiben.«

»Und die kleine Joanie ist damit einverstanden?«

»Die kleine *Joanie* weiß nichts davon, denn ich habe ihre Anrufe nicht entgegengenommen.«

»Ich wusste doch, dass ich dich liebe.«

»Lob mich nicht zu früh. Irgendwann werde ich es ihr sagen müssen.«

»Und dieser Hayes? Ist er in Ordnung?«

»Solider Bursche, allerdings leicht erregbar. Er denkt, dass ich nicht mal in die Nähe von Whitfields Frau gehen sollte.«

»Da kann ich ihm nur zustimmen.«

»Falls Monk von den Leuten in Camp Peary getötet wurde, ist diese Frau vielleicht die einzige Chance, das herauszufinden. Sie ist nicht dumm, und im Augenblick ist sie nicht gut auf ihren Göttergatten zu sprechen.«

»Okay, gehen wir einfach mal davon aus, dass Whitfield Monk Turing hat töten lassen. Warum?«

»Vielleicht hat Monk etwas gesehen, das er nicht sehen durfte. Oder es hat mit diesen geheimnisvollen Flügen zu tun. Da drüben geht irgendwas Seltsames vor, da bin ich sicher. Jemand hat auf mich geschossen, und man kann über die CIA sagen, was man will, aber die versuchen nicht grundlos, amerikanische Staatsbürger zu töten.«

»Vielleicht hat er gesehen, wie jemand gefoltert worden ist oder sogar getötet wurde«, sagte Michelle.

»Jedermann scheint davon auszugehen, dass Turing über den Zaun geklettert und dann sofort gestorben ist. Aber was, wenn er viel weiter gekommen ist? Wenn er gerade versucht hat, aus Camp Peary *rauszukommen*, als die Kugel ihn erwischt hat?«

»Hast du nicht gesagt, dass alles auf Selbstmord hindeutet?«

»Komm schon. Glaubst du etwa, die CIA könne einen Mord nicht wie einen Selbstmord aussehen lassen?«

»Aber warum hätte Monk Turing dort überhaupt herumschleichen sollen?«

»Whitfield zufolge, um Selbstmord zu begehen und die CIA entweder dumm dastehen zu lassen oder seine fünfzehn Minuten Ruhm zu bekommen.«

»Aber das kaufst du ihm nicht ab.«

»Nein. Aber vielleicht hat Monk die Flüge reinkommen sehen, und weil er ein neugieriges Genie war, wollte er selbst einmal nachschauen.«

»Und dieses Genie ist dann nicht darauf gekommen, dass ein solches Vorhaben einem Selbstmord gleichkommt?«, erwiderte Michelle skeptisch.

»Stimmt. Außerdem gibt eine andere mögliche Erklärung. Vielleicht hat Turing *diesen* Ort hier ausspioniert und die Geheimnisse an den Meistbietenden verkauft. Rivest war ziemlich sicher, dass es hier Spione gibt. Und Turing hatte vor einiger Zeit das Land verlassen – vielleicht, um seine Informationen zu verschern.«

»Das erklärt aber nicht, warum man ihn schließlich tot auf CIA-Gelände gefunden hat. Vielleicht hat Turing ja nicht *hier* spioniert.«

»Was meinst du damit?«

»Was tun sie eigentlich wirklich hier in Babbage Town? Spielen sie mit Zahlen und Computern herum, oder sagen sie das nur?« Michelle senkte die Stimme. »Woher willst du wissen, dass Babbage Town nicht das Zentrum eines Spionagerings ist? Immerhin liegt es direkt gegenüber einer supergeheimen CIA-Anlage. Vielleicht ist das ganze wissenschaftliche Gelaber ja nur eine Ablenkung, um den wahren Zweck der Einrichtung zu verschleiern: dieses Land auszuspionieren.«

Sean lächelte. »Das ist eine brillante Theorie. Ich wusste doch, dass es einen Grund dafür gibt, warum ich dich so vermisst habe.«

»Deshalb nennt man das ja auch Partnerschaft.«

»Aber wenn das hier ein Spionagering ist, warum haben sie uns dann gerufen?«

»Rivest hat uns gerufen. Vielleicht war er ja nicht in die Spionage verwickelt. Und er hat gesagt, die Eigentümer dieses Ladens hier hätten

Bedenken.«

»Sobald ich den Mut aufbringe, mit Joan zu reden, werde ich sie bitten, ein paar Dinge zu überprüfen. Besonders gerne würde ich Einzelheiten über die persönlichen Hintergründe von Champ, Alicia und Monk Turing erfahren.«

»Gute Idee«, sagte Michelle. »Was sagtest du, auf welchem Gebiet die hier angeblich forschen? Quantencomputer?«

»Ja. Rivest sagte, dass diese Computer einen Krieg wert seien.«

»Dann glaubst du, dass Rivests Ermordung mit Monks Tod in Verbindung steht?«

»Falls nicht, dann zumindest mit Babbage Town. Rivest wollte mir alles darüber erzählen. Und dann wird er in der Badewanne ermordet.«

»Und das FBI hält es immer noch für einen Unfall?«

»Ventriss hat hier das Kommando, und ich weiß nicht, wie er darüber denkt. Jedenfalls hat er deutlich gemacht, dass er mich wie eine Wanze zertreten will, sollte ich ihm in die Quere kommen.«

»Es ist schon spät. Warum gehen wir nicht in unser neues Heim?«

Sean nahm seine Tasche, und gemeinsam machten sie sich auf den Weg zum Bungalow. Drinnen brannte kein Licht.

»Sie schlafen vermutlich schon.« Sean öffnete die Tür mit dem Schlüssel, den Alicia ihm gegeben hatte, und führte Michelle hinein. Dann schaltete er das Licht im Flur an. »Ich bin in einem der Schlafzimmer oben untergebracht«, sagte er. »Das Zimmer gegenüber ist noch frei. Morgen früh werde ich Alicia alles erklären.« Unauffällig musterte er Michelle. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Alles bestens. Ich muss zugeben, ein wenig Erholung hat mir gutgetan.«

»Und all die merkwürdigen Dinge in der Anstalt, von denen du erzählt hast? Ist irgendwas dabei herausgekommen?«, fragte Sean in beiläufigem Tonfall, obwohl er die Antwort schon kannte.

»Nichts, was der Erwähnung wert wäre«, log Michelle. »Und was deinen Kumpel Horatio angeht – der war eine große Enttäuschung. Nachdem er mir ein paar unbedeutende und beleidigende Fragen gestellt hat, ist er einfach davongerauscht. Seitdem habe ich den kleinen Mistkerl nicht mehr gesehen.«

»Wirklich? Das überrascht mich.« Sean verschwieg ihr bewusst, dass »der kleine Mistkerl« in ein paar Stunden hier sein würde.

»Okay, zeig mir den Weg zu meinem Bett. Ich bin hundemüde«, sagte Michelle.

Im nächsten Moment zog sie ihre Waffe und zielte in Richtung der Geräusche, die aus der Dunkelheit zu ihnen drangen.

42.

Sean packte Michelles Arm und sagte: »Viggie? Viggie, bist du das?«

Die Geräusche wurden nun deutlicher. Jemand wimmerte.

Sean ging ins nächste Zimmer und betätigte den Lichtschalter.

Viggie kauerte auf einem Stuhl an der Wand. Sie trug ihren Pyjama, und ihr Haar fiel offen über die Schultern. Sie sah älter aus als mit den Zöpfen. Ihre Augen waren rot vom Weinen, und ihr Gesichtsausdruck war der eines Menschen, der unter schrecklichen Schmerzen litt.

Michelle steckte rasch ihre Waffe weg, ging zu dem Mädchen, bückte sich und fragte mit ruhiger Stimme: »Alles in Ordnung, Süße?«

Ob es nun an der Sanftheit von Michelles Worten oder an der Sorge in ihren Augen lag – Viggie streckte die Hand aus, und Michelle nahm sie.

»Ist etwas passiert, Viggie?«, fragte Sean. »Ist Alicia hier?«

Viggie schwieg, hielt den Blick auf Michelle gerichtet.

»Bleib bei ihr. Ich sehe nach Alicia.« Sean lief die Treppe hinauf, während Michelle sich auf den Boden setzte und Viggies Hand streichelte.

»Alles wird gut. Ich bin Michelle, Michelle Maxwell, eine Freundin von Sean. Du kannst mich Michelle nennen oder auch Mick, wenn du willst.«

»Mick«, sagte Viggie sofort und wischte sich mit der freien Hand über die Augen.

»Und ist es okay, wenn ich dich Viggie nenne? Oder ist dir Miss Turing lieber?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Viggie«, flüsterte sie.

»Prima. Ich habe schon viele Michelles getroffen, aber noch keine Viggie. Du musst etwas ganz Besonderes sein.«

Viggie nickte, als stimme sie dem zu, doch ihr Griff um Michelles Finger verstärkte sich.

»Wir sind jetzt Freundinnen. Okay?«

Wieder nickte Viggie und schaute Michelle in die Augen, als suche sie dort nach Zweifeln oder, schlimmer noch, nach einer Lüge.

Als Sean zurückkam, hatte er Alicia im Schlepptau. Michelle hob den Blick und sah das verschlafene Gesicht der Frau und das künstliche Bein, das aus der halblangen Pyjamahose ragte. Sean stellte die beiden Frauen einander vor.

»Ich wusste nicht, dass sie runtergegangen ist«, sagte Alicia. Wütend schaute sie zu Sean. »Wir haben auf Sie gewartet, bis es dann zu spät war.«

»Tut mir leid, Alicia, aber eine andere Sache hat mich aufgehalten.«

»Dann sollten wir unser Arrangement vielleicht noch einmal überdenken.«

»Jetzt bin *ich* ja hier«, sagte Michelle und stand auf, hielt aber noch immer Viggies Hand in der ihren. »Ich bin Seans Partnerin. Gemeinsam werden wir alles unter einen Hut bringen.«

Alicia starrte Sean einen Moment lang an; dann nickte sie Michelle zu. »Wie ich sehe, haben Sie und Viggie sich bereits angefreundet.«

Michelle lächelte das Mädchen an. »Ich glaube, Viggie und ich werden gut miteinander auskommen.«

Viggy sprang auf und lief zum Klavier im Nachbarzimmer. Aus der Dunkelheit hörten sie das Mädchen spielen.

Michelle drehte sich zu Sean um. »He, sie ist fantastisch!«

»Das ist Viggies Art, Ihnen zu zeigen, dass sie Sie mag«, erklärte Alicia.

»Warum war sie so aufgeregt?«, fragte Sean.

Mit leiser Stimme antwortete Alicia: »Dieser verdammte FBI-Agent, dieser Ventris, ist früher am Abend hergekommen. Er hat über Monks Tod geredet, und Viggy hat ihn gehört.«

»Verdammt!«, stieß Sean hervor.

»Sie hätten Viggy vor ein paar Stunden sehen sollen. Sie war untröstlich. Ich musste ihr die Wahrheit sagen. Ich konnte und wollte sie nicht mehr belügen. Anschließend habe ich unseren Arzt gebeten, mir ein Beruhigungsmittel für Viggy zu geben, aber offenbar hat die Wirkung inzwischen nachgelassen.«

»Was hat Ventris eigentlich hier gewollt?«, fragte Sean.

»Zuerst wollte er Viggy befragen, aber das habe ich ihm sehr schnell ausgedet. Dann wollte er wissen, ob ich eine Ahnung habe, warum Monk nach Camp Peary gegangen ist und ob er vorher schon mal da gewesen war.«

Sean und Michelle schauten sich fragend an. »Mir hat man gesagt, das FBI gehe offiziell von einem Selbstmord aus«, sagte Sean.

Alicia versuchte, Viggy vom Klavier wegzuholen, doch sie weigerte sich. Erst als Michelle ihre Hand nahm, ließ sie sich die Treppe hinauf und ins Bett führen.

Nachdem sie Alicia eine gute Nacht gewünscht hatten, gingen Sean und

Michelle in ihre Zimmer. Sean kam noch einmal zu Michelle herein und setzte sich auf ihr Bett, während sie noch auspackte.

»Mach dir keine Sorgen. Es wird nicht lange dauern, bis du auch hier Unordnung hereingebracht hast«, bemerkte Sean.

»Was bist du doch für ein Komiker. Sag mir lieber, was mit Alicias Bein passiert ist.«

Sean erzählte ihr von Alicias Erfahrungen im Irak und von ihrem Job hier in Babbage Town.

»Eine erstaunliche Frau«, sagte Michelle und fügte hinzu: »Es muss furchtbar für Viggie gewesen sein, auf diese Weise vom Tod ihres Vaters zu erfahren.«

»Ja, allerdings«, stimmte Sean ihr zu. »Ich ...« Ein Summen unterbrach ihn. Sean seufzte und schaute auf sein Handy.

Michelle lächelte. »Lass mich raten. Die kleine Miss Joanie? Willst du sie schon wieder ignorieren?«

»Nein. Wenn ich ihr diesmal nicht antworte, kommt sie vermutlich geradewegs her.«

»Na, das wäre mal ein Spaß«, spottete Michelle und schob ihre Pistole unters Kopfkissen. »Vielleicht solltest du ihr dann lieber nicht antworten. Wenn sie plötzlich hier auftaucht, könnte ich sie ja ›versehentlich‹ erschießen und sagen, ich hätte sie für eine Raubkatze auf der Suche nach frischem Fleisch gehalten. Aber das wäre gelogen, denn sie *ist* eine Raubkatze, und wenn ich sie erschiese, wäre es *kein* Versehen.«

»Michelle, ich muss das jetzt mit ihr klären.«

»Mach nur. Aber dann will ich auch hören, wie du dieser Hexe Bescheid sagst.«

»Diese *Hexe* unterschreibt unsere Gehaltsschecks – zumindest meinen. Also werde ich die Sache in der tröstlichen Stille meines eigenen Zimmers regeln.«

»Feigling. Wirst du ihr sagen, dass ich auch hier bin?«

»Lass *mich* das erledigen, Michelle.«

»Warum scheuen Männer nur so sehr vor Konfrontationen zurück? Frauen haben keine Hemmungen, sich gegenseitig an die Kehle zu gehen.«

Nachdem Sean gegangen war, schlich Michelle auf den Flur hinaus und öffnete die Tür zu Viggies Zimmer. Das Mädchen saß im Dunkeln auf dem Bett. »Ich bin es. Mick«, sagte Michelle.

Mit schwacher Stimme antwortete Viggie: »Hi, Mick.«

»Möchtest du, dass ich mich ein wenig zu dir setze?«

Viggie streckte die Hand aus.

Michelle legte sich neben das verängstigte Kind in die Dunkelheit. Als die Hand des Mädchens die ihre berührte, sah Michelle bildhafte Bruchstücke einer fernen, unangenehmen Erinnerung: Ein anderes kleines, verängstigtes Mädchen saß mutterseelenallein im Dunkeln und versuchte, dem Unerklärlichen einen Sinn zu geben ... Das Bild verschwand so schnell, wie es gekommen war, und ließ Michelle genauso verwirrt und ängstlich zurück wie das kleine Mädchen neben ihr.

43.

Joan Dillinger schrie ihn volle zwei Minuten lang an, obwohl es Sean noch länger erschien. Sie spielte sogar die Gewissenskarte aus.

»Ich habe mir den Hintern für dich aufgerissen, Sean. Und so dankst du es mir?«

»Ich habe nicht auf deine Anrufe reagiert, weil ich nichts zu berichten hatte. Wo liegt das Problem?«

»Das werde ich dir sagen. Mein Boss hat einen Anruf bekommen, von keinem Geringerem als dem CIA-Direktor, und der hat ihm unmissverständlich klargemacht, dass wir uns verdammt noch mal zurückhalten sollen – und *dich* hat er als Hauptübeltäter benannt. Der CIA-Direktor, um Himmels willen!«

»Wie ich sehe, hat Ian Whitfield keine Zeit verschwendet. Ich frage mich, woher er gewusst hat, dass deine Firma an der Sache dran ist.«

»Wir reden von der CIA, Sean. Die können so etwas herausfinden. Du lieber Himmel, die Hälfte meiner Leute hat irgendwann mal in Langley gearbeitet.«

»Ich kann die Polizei nicht davon abhalten, einen Mord zu untersuchen, Joan.«

»Du arbeitest jetzt also wirklich mit der Polizei zusammen?«

»So komme ich an Orte, an die ich anders nicht gelangen könnte, und das wiederum erhöht meine Chancen, die Wahrheit herauszufinden. Und genau das soll ich ja tun, oder?«

»Sean, als ich dir diesen Job gegeben habe ...«

Sean fiel ihr ins Wort. »Ja, lass uns das jetzt mal klarstellen. *Wer* hat uns angeheuert?«

»Len Rivest.«

»Er ist bloß der Sicherheitschef hier. Hat jemand ihm die Erlaubnis erteilt, uns zu rufen?«

»Hast du mal daran gedacht, ihn zu fragen?«

»Würde ich ja machen, aber er ist tot.«

»*Was?*«

»Er ist tot. Ich bin erstaunt, dass der CIA-Direktor dir diese Kleinigkeit verschwiegen hat.«

»Das kann ich nicht glauben. Len war ein feiner Kerl. Wir kannten uns schon lange.«

»Da bin ich sicher«, sagte Sean. »Ich hatte das mit dem ›feinen Kerl‹ allerdings noch nicht so verinnerlicht.«

»Was willst du damit sagen?«, fragte Joan mit lauerndem Unterton.

»Er wurde ermordet, Joan, und meiner Erfahrung nach werden Menschen vor allem aus zwei Gründen getötet: Entweder, weil jemand sie nicht gemocht hat, oder weil jemand nicht wollte, dass sie reden.«

»Glaubst du, dass Len etwas mit Monk Turings Tod zu tun gehabt hat?«

»Wenn zwei Morde so nah beieinanderliegen, gibt es für gewöhnlich eine Verbindung.«

»Es ist noch nicht geklärt, ob Monk ermordet wurde oder nicht.«

»Technisch gesehen gilt das auch in Lens Fall. Nur bin ich mir da ziemlich sicher, dass es Mord war. Außerdem hat jemand auf mich geschossen. Ich glaube, die Schüsse kamen aus Camp Peary.«

»Guter Gott! Das alles ist passiert, und du hast mich nicht einmal angerufen?«

»Ich war beschäftigt. Um wieder auf meine ursprüngliche Frage zurückzukommen ... Wer hat uns angeheuert?«

»Ich weiß es nicht.«

»Joan, ich bin müde, und ich bin tierisch sauer auf Gott und die Welt. Treib keine Spielchen mit mir. Len Rivest hat gesagt, dass es einen Krieg wert sei, wonach hier geforscht wird.«

»Das hat er gesagt?«

»Und du hast das nicht gewusst?«

»Nein. Ich schwöre es dir, Sean. Nach dem zu urteilen, was ich über den Fall wusste, dachte ich, du würdest nach ein paar Tagen herausfinden, dass Turing sich in Camp Peary umgebracht hat, und das wär's dann. So etwas ist nämlich früher schon passiert, weißt du?«

»Ja, Ian Whitfield hat mich in diesem Punkt erleuchtet. Aber jetzt hat sich die Dynamik mit Rivests Tod geändert.«

»*Falls* die beiden Todesfälle in Verbindung stehen.«

»Mein Bauchgefühl sagt mir, dass es so ist.«

»Dann schicke ich dir Verstärkung.«

»Ich habe schon jemanden.«

Es folgte eine lange Pause; dann zischte Joan: »Willst du mir etwa sagen, dass *sie* da unten bei dir ist?«

»Wer? Mildred?«

»Michelle, verdammt! Michelle Maxwell!«, schrie Joan so laut, dass Sean den Hörer vom Ohr nehmen musste.

»Ja, das stimmt«, erwiderte er ruhig. »Sie ist gerade angekommen und meldet sich zum Dienst.«

»Sie arbeitet nicht für meine Firma!«

»Ich weiß. Sagen wir, ich beschäftige sie als Subunternehmerin.«

»Dazu bist du nicht befugt.«

»Doch, bin ich. Ich stehe bei deiner Firma als Freiberufler unter Vertrag. In Paragraph fünfzehn, Abschnitt d des Vertrages steht, dass ich zur Lösung dieses Falles auf alle Mittel zurückgreifen kann, die ich als notwendig erachte, solange ich sie aus meiner eigenen Tasche bezahle.«

»Du hast den Vertrag wirklich gelesen?«

»Ich lese immer den Vertrag, Joan. Gemeinsam werden wir dieser Sache vielleicht auf den Grund gehen können. Es kommt übrigens noch ein weiterer Freund von mir hierher, ein Psychologe namens Horatio Barnes.«

»Warum? Oder verbietet mir der Vertrag, danach zu fragen?«

»Es geht um Monk Turings junge Tochter«, antwortete Sean. »Sie hat vor einiger Zeit herausgefunden, dass ihr Vater tot ist, und ist hysterisch geworden. Und selbst an guten Tagen ist es nicht leicht, mit dem Mädchen zu kommunizieren. Aber Horatio wird vielleicht zu ihr durchdringen können.«

Joan schien sich damit abzufinden. »Glaubst du, das Mädchen weiß etwas darüber, wie ihr Vater gestorben ist?«, fragte sie. »Über die Umstände und Hintergründe?«

»Im Augenblick ist das einer der wenigen Ansatzpunkte, die wir haben.«

»In deiner Stellenbeschreibung steht nicht, dass du dein Leben riskieren sollst, Sean.«

»Ich werde es im Hinterkopf behalten.«

»Gut. Ach ja – sag *Mildred*, dass sie fantastisch aussehen würde, wenn sie großkalibrige Geschosse abfängt, die für dich bestimmt sind.«

»Ohne Zweifel kennt sie deine diesbezüglichen Gefühle bereits.«

Sean legte auf, ließ sich voll angekleidet aufs Bett fallen und schlief ein. Um seine eigene Sicherheit sorgte er sich jetzt nicht mehr. Auf der anderen Seite des Flurs hatte das A-Team sein Lager aufgeschlagen. Vermutlich war es ganz gut, dass Sean nicht sah, wie verängstigt und verwirrt dieses Team im Augenblick war. Anderenfalls hätte er wohl nicht so gut geschlafen.

44.

Als Horatio Barnes am nächsten Morgen eintraf, war Champ nicht so entgegenkommend wie bei Michelle.

»Wir sind doch kein Feriendorf!«, explodierte Champ.

»Ich glaube, dass er Viggie helfen kann«, erklärte Sean.

»Dann soll er das aus der Ferne tun, verdammt noch mal! Das hier ist eine Hochsicherheitsanlage, in der streng geheime Forschungen betrieben werden, und ich weiß noch nicht einmal, wer dieser Mann ist!«

»Ich kann mich für ihn verbürgen. Und Sie haben doch auch Michelle bleiben lassen«, entgegnete Sean. »Sie kennen sie genauso wenig. Wo ist der Unterschied?«

»Ach, verdammt noch mal«, stieß Champ hervor und stapfte davon.

Horatio wurde in einer Pension in White Feather untergebracht.

Zum Glück war Michelle noch nicht aufgestanden, und so ließ Sean sich einen Wagen und folgte seinem Freund. Nachdem Horatio eingechekkt hatte, setzten die beiden sich bei einem Kaffee im Esszimmer zusammen.

»Nette Gegend«, bemerkte Horatio. »Wären da nicht all die Leute, die hier umgebracht werden, könnte man darüber nachdenken, sich hier zur Ruhe zu setzen.«

»Erzähl mir von Tennessee«, forderte Sean ihn auf.

Nachdem Horatio seinen Bericht beendet hatte, fragte Sean: »Was hat denn eine zerstörte Rosenhecke mit Michelles Problemen zu tun?«

»Ich weiß nicht, ob es überhaupt eine Verbindung gibt.« Horatio

musterte Sean über den Rand seines Kaffeebechers hinweg. »Wie geht es deinem Mädchen?«

»Sie scheint in guter Form zu sein.«

»Das ist vielleicht nicht von Dauer. Und jetzt erzähl mir von Viggie.«

Sean kam der Bitte nach, und Horatio lehnte sich zurück.

Schließlich sagte der Psychiater: »Hm, das scheint mir nicht ganz einfach zu werden. Wie möchtest du die Sache angehen? Dieser Champ will mich offenbar nicht aufs Gelände lassen.«

»Ich kann Viggie hierherbringen. Alicia wird damit einverstanden sein. Sie sorgt sich wirklich um das Mädchen.«

»Gut. Hast du Michelle gesagt, dass ich komme?«

»Nein, aber sie wird es schnell genug herausfinden. Wenn ich ihr sage, dass es gut für Viggie ist, sollte das kein Problem darstellen. Sie scheint ziemlich schnell eine Beziehung zu dem Mädchen aufgebaut zu haben.«

»In gewisser Weise ist das sehr vielsagend«, meinte Horatio und machte ein nachdenkliches Gesicht. »Vielleicht kann ich ja zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.«

Als Sean nach Babbage Town zurückkehrte, traf er Michelle in der Kantine an. Sie sprach mit Champ. Viggie saß ebenfalls am Tisch und kaute auf etwas herum, das eingeweichte Cornflakes zu sein schienen.

Als Champ Sean sah, stand er auf. »Ich hoffe, Sie verstehen, warum Ihr Freund nicht hierbleiben konnte.«

»Was für ein Freund?«, fragte Michelle sofort.

»Horatio Barnes«, antwortete Sean rundheraus.

Als Champ die erstaunte Reaktion Michelles bemerkte, schien es ihn zu überraschen. »Wenn ... Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden«, stammelte er und eilte davon.

Als Champ gegangen war, fragte Michelle gereizt: »Warum ist Barnes hier, verdammt?«

»Wegen Viggie. Wir brauchen jemanden, der zu ihr durchdringen kann.«

»Und da musstest du ausgerechnet den Kerl anrufen, der mich eingesperrt und dann im Stich gelassen hat? Das kann ich nicht glauben, Sean.«

»Er hat dich nicht eingesperrt. Du bist freiwillig in die Anstalt gegangen. Und er hat dich nicht im Stich gelassen.«

»Wovon redest du? Er ist einfach verschwunden.«

»Er ist nach Tennessee gefahren.«

Michelles Miene verhärtete sich. Nach fast einer Minute des Schweigens fragte sie leise: »Was hat er denn in Tennessee gesucht?«

»Was glaubst du wohl?«

»Red nicht um den heißen Brei herum.«

»Okay. Er ist nach Tennessee gefahren, um den Ort zu finden, wo du im Alter von sechs Jahren gelebt hast.«

»Was? Diesen Schwachsinn glaube ich dir nicht!«

Keiner von beiden bemerkte, dass die anderen Leute im Raum sich zu ihnen umdrehten.

»Dein Bruder sagte, deine Persönlichkeit habe sich in dem Jahr abrupt

verändert.«

»Ich war ein *Kind!*«

»Komm schon, Michelle. Was ist passiert?«

»Nichts! Erinnerst *du* dich noch daran, als *du* sechs Jahre alt warst?«

Mit einem Mal erkannte Sean, dass er alles nur viel schlimmer machte. Er mischte sich in Horatios Diagnose ein und stellte Michelle sehr persönliche Fragen ... und das auch noch auf unglaublich unbeholfene Art, und obendrein vor Fremden. »Nein, das weiß ich nicht«, sagte er. »Tut mir leid.«

Sein reumütiger Tonfall schien Michelles Zorn ein wenig zu mildern. Beide schauten zu Viggie, die sie verunsichert beobachtete. Sofort setzte Michelle sich neben das Kind und legte ihm den Arm um die Schultern.

»Ist schon gut, Viggie. Das war nur eine kleine Meinungsverschiedenheit. So ist es bei uns ständig.« Und an Sean gewandt: »Stimmt's?«

Sean nickte. »Stimmt.« Er stand auf und gesellte sich zu den beiden.

Viggie trug einen Jeansoverall, und ihre Haare waren zu den typischen Zöpfen geflochten. Michelle bemerkte, dass das Mädchen sich die Fingernägel abgekaut hatte.

»Sie muss jetzt zum Unterricht«, sagte Sean. »Es gibt hier eine Schule für die Kinder der Angestellten. Sie ist im Herrenhaus.« Er senkte die Stimme. »Ich habe dafür gesorgt, dass ein Wachmann sie dorthin begleitet. Wir sind vor Schulschluss wieder da.«

»Wieder da? Wo gehen wir denn hin?«

»Du wirst schon sehen.«

45.

Sie setzten Viggie in der Schule ab. Bevor sie das Kind verließen, sprachen Michelle und Sean mit der Lehrerin, einer Frau mittleren Alters.

»Sie ist ein besonderer Fall«, sagte die Lehrerin über Viggie. »Aber an ihren guten Tagen ist sie die beste Schülerin, die ich je hatte.«

»Alicia Chadwick sagt, dass sie große Zahlen im Kopf faktorisieren könne«, sagte Sean.

»Stimmt. Können Sie sich vorstellen, Millionen, wenn nicht gar Milliarden von Ziffern vor dem geistigen Auge zu sehen?«

»Nein«, antwortete Sean. »Ich kann mir kaum die eigene Telefonnummer merken.«

Sie ließen Viggie bei ihrer Lehrerin und dem Wachmann und gingen hinaus. Im Flur trafen sie auf Alicia Chadwick.

»Viggie ist in der Schule sicher«, sagte Sean zu ihr und erzählte dann von Horatio. »Vielleicht kann er ihr ja helfen.«

»Wobei? Über den Tod ihres Vaters hinwegzukommen?« Alicia warf Sean einen scharfen Blick zu. »Oder bei etwas anderem?«

»Alicia, falls Viggie irgendetwas über Monks Tod weiß, müssen wir es herausfinden. Und je schneller wir das tun, desto unwichtiger wird Viggie für den potenziellen Mörder.«

»Also gut«, sagte Alicia. »Machen wir es so.«

Als Sean und Michelle über das Gelände vor dem Herrenhaus gingen, erklärte er das System der »Baracken« und gab ihr eine

Zusammenfassung seines Gesprächs mit Champ über den Quantencomputer. Schließlich standen sie vor Turings nun leerem Haus. »Unser mies gelaunter FBI-Agent Michael Ventris hat alles mitgenommen«, sagte Sean. »Aber ich lasse Joan überprüfen, wohin Monk gereist sein könnte.«

»Du hast gesagt, Alicia habe dir erzählt, er sei im Ausland gewesen.«

»Ja. Sie wusste nur nicht wo.«

Als Nächstes führte Sean sie zu Len Rivests Haus.

»Hast du Champs Alibi für die Nacht überprüft, in der Rivest ermordet wurde?«, fragte Michelle.

»Den Computerlogs zufolge hat er um halb zwölf in Baracke zwei eingeecheckt und ist um drei Uhr morgens wieder gegangen. Der Mann, den ich um zwei Uhr gesehen habe, war also auf keinen Fall Champ.«

»Und da es so aussieht, als wäre Rivest bereits fünf Stunden tot gewesen, als du ihn gefunden hast, schließt das Champ als Täter aus.«

»Verdächtige kommen und gehen«, seufzte Sean.

Als Nächstes gingen sie zum Bootshaus. Mit dem Auge einer Expertin schaute Michelle sich die Wasserfahrzeuge an. »Nichts Ungewöhnliches, größtenteils Freizeitgondeln«, verkündete sie. Sie deutete auf einen acht Meter langen Formula Bowrider auf einer Halterung in einem der Schuppen. »Irgendjemand hier im Ort kommt offenbar aus New York.«

Sean schaute sich den Namen auf dem Bug an: »The Big Apple«. Er deutete über den Fluss hinweg. »Wie lange dauert es, auf die andere Seite zu rudern? Nicht für jemanden wie dich, sondern für einen Normalsterblichen.«

Michelle dachte kurz nach. »Ich kenne zwar die Strömung nicht, aber ich

würde sagen, gut eine Dreiviertelstunde. Von Land sieht das andere Ufer immer näher aus. Wenn man sich durchs Wasser kämpft, ist es aber ein ganzes Stück weiter weg.«

»Dann reden wir also von mehr als zwei Stunden hin und zurück, wenn man davon ausgeht, dass man auf dem Rückweg langsamer rudert.«

»Stimmt.«

Sean führte Michelle durch den Wald zu der Stelle, von wo aus man Camp Peary sehen konnte. Michelle holte ein Fernglas aus ihrem Rucksack und stellte es scharf. Die Sonne spiegelte sich auf dem Zaun, der das CIA-Gelände umschloss.

»Um dich von da drüben zu treffen, muss es ein verdammt guter Schütze sein«, bemerkte Michelle und schätzte Entfernung und Flugbahn ab.

»Ja. Freuen wir uns, dass er nicht so gut war, sonst würde ich hier nicht mehr stehen.«

Michelle deutete nach links zu der Lücke zwischen den Bäumen. »Die Landebahn?«

»Ja.«

Sie schaute zu den großen Kränen weiter den Fluss hinunter. »Navy?« Sean nickte. »Wo haben sie die Leiche gefunden?«

»Soweit wir es herausfinden konnten, ungefähr da.« Sean deutete zu einer bewaldeten Stelle gut fünfhundert Meter von der Landebahn entfernt.

»Wenn Monk freiwillig da rübergefahren ist«, sagte Michelle, »und das nicht nur, um sich zu töten, dann hat er sich entweder mit jemandem getroffen, oder er wollte das Lager ausspionieren, als man ihn erwisch hat.«

»Stimmt. Aber wenn er wirklich spionieren wollte, hätte die CIA formell das Recht gehabt, ihn zu erschießen. Warum sollten sie es dann als Selbstmord darstellen wollen?«

»Vielleicht war es ja wirklich Selbstmord«, gab Michelle zu bedenken.

»Und was ist mit Rivest? Das war definitiv *kein* Selbstmord.«

»Aber ohne offensichtliche Verbindung zu Monks Tod«, sagte Michelle.

Sean war sich da nicht so sicher. »Vielleicht.«

Als sie zurückgingen, sagte Sean plötzlich: »Ich weiß, ich hätte dir sagen sollen, dass Horatio kommt. Tut mir leid. Ich habe nur zu helfen versucht.«

»Vergiss es«, erwiderte Michelle. Doch sie sagte es in einem Tonfall, der Sean verriet, dass sie es nie vergessen würde.

46.

Kaum waren sie in Michelles Wagen gestiegen, ließ Sean das Fenster herunter und atmete tief durch. »Ich kann mich erinnern, dass du deinen Wagen mal extra für mich saubergemacht hast, damit ich auch ohne Sauerstoffmaske atmen konnte.«

»Damals habe ich dich auch noch gemocht«, sagte Michelle und legte den Gang ein. »Okay, wohin jetzt?«

Sie fuhren den Fluss hinunter. Ungefähr jede halbe Meile kamen sie an einem verfallenen Herrenhaus oder einer Plantage vorbei; von den meisten Gebäuden standen nur noch die gemauerten Kamine.

»Das dritte kleine Schweinchen hatte recht: Nur Gemauertes hat Bestand«, bemerkte Michelle.

Schließlich hielten sie vor einem Grundstück und stiegen aus. Sean ging die überwucherte Einfahrt hinauf, Michelle folgte ihm. Auf einer der steinernen Eingangssäulen stand in verwitterter Bronze der Name »Farleygate«.

Sean sagte: »In Babbage Town habe ich ein Buch über die Lokalgeschichte gelesen. Farleygate hat dem Sohn eines berühmten Erfinders gehört.«

»Und was ist passiert?«, fragte Michelle.

»Wie so mancher reiche Erbe hat er das Geld verprasst. Die meisten alten Herrenhäuser hier in der Gegend sind verfallen – Brandonfield, Tuckergate und wie sie alle heißen.«

»Oder man hat sie in Geheimlabore verwandelt, wo Menschen sterben«, fügte Michelle hinzu.

Ein kühler Wind wehte über den Rasen vor dem Haus, der bald von Unkraut verschlungen sein würde.

»Ich wette, es war mal sehr schön hier«, sagte Michelle, schlang die Arme um die Brust und schaute zum Dach hinauf. Anders als bei den meisten verlassenem Herrenhäusern in der Gegend standen Farleygates Wände noch. Nur die große, doppelte Eingangstür war verrottet, die meisten Fenster geborsten und das Schindeldach voller Löcher.

»Vermutlich war es ein schöner Ort, um hier aufzuwachsen«, sagte Michelle mit wehmütigem Beiklang.

Sean schaute sie überrascht an. »Du hast selbst nie ein eigenes Heim besessen. Ich wusste gar nicht, dass dir so viel daran liegt.«

»Ich bin auch nie verheiratet gewesen. Deshalb kann ich mich aber trotzdem umschaun.«

Geräusche drangen aus dem Haus.

»Das hört sich an wie Stimmen«, sagte Michelle. Sie zog ihre Waffe und ging auf das Haus zu; Sean folgte ihr dichtauf. Drinnen holte Michelle eine Taschenlampe aus dem Rucksack und leuchtete umher.

Der Gang, in dem sie sich befanden, war lang, die Bodenbretter verrottet, und von den Wänden bröckelte der Putz. Die Luft war feucht und moderig, und Sean musste husten. Die Geräusche setzten erneut ein; es klang wie Flüstern. Dann ertönte ein leiser Schrei, scheinbar unmittelbar neben ihnen. Beide erschrakten, und Michelle lenkte das Licht und die Mündung der Waffe in die entsprechende Richtung. Sie starrten auf eine leere Wand, und doch hörten sie noch immer etwas, das wie ein Summen klang.

Michelle schaute Sean fragend an. »Ein Hornissennest?« Verwirrt zog er die Augenbrauen zusammen, trat dann auf die Wand zu und klopfte. Das Geräusch verstummte augenblicklich.

Sean drehte sich wieder zu Michelle um und schüttelte den Kopf. »Ein Menschnest.« Seine Finger tasteten die Wand ab, bis sie gefunden hatten, was sie suchten: einen kleinen Metallring. Sean zog daran, und die Wand öffnete sich.

Irgendetwas traf ihn an den Beinen und knallte ihm dann gegen die Brust. Er fiel nach hinten und landete auf dem verlängerten Rücken. Schnelle Schritte bewegten sich den Gang hinunter.

Als Sean sich aufrappelte, hörte er andere Geräusche: Schreie und Lachen.

Er schaute über die Schulter. Die Schreie stammten von einem kleinen, ungefähr achtjährigen Jungen. Michelle hatte ihn sich gepackt. Das Lachen wiederum kam von Michelle, und es war eindeutig auf Sean gerichtet.

Nachdem Sean sich den Staub von den Kleidern geklopft hatte, sagte Michelle in gespielt strengem Tonfall zu dem Jungen: »Okay ... Name, Rang und Dienstnummer, Mister.«

Der Junge schaute sie ängstlich an, und Michelle bemerkte, dass sie noch immer die Waffe gezückt hatte. »Oh! Tut mir leid.« Sie steckte die Pistole weg und sagte: »Okay, Kleiner. Was machst du hier?«

»An einem Ort wie diesem kannst du dich leicht verletzen, Sohn«, sagte Sean.

»Wir kommen oft hierher«, erwiderte der Junge trotzig, »und wir tun uns niemals weh.«

Sean spähte in den Geheimgang. »Wie habt ihr dieses Versteck gefunden?«

»Das war mein Bruder Teddy. Der is' immer mit seiner Bande hergekommen, als er so alt war wie ich. Jetzt ist das hier meins. Es gibt

solche geheimen Plätze in fast allen alten Häusern.«

Sean versteifte sich und schaute zu Michelle. Dann zückte er seine Brieftasche und gab dem Jungen einen Zehndollarschein. »Danke, Sohn.«

Als der Junge davongerannt war, gingen sie nach draußen und setzten sich auf eine alte Steinbank.

»Sollen wir auch in Babbage Town nach so einem Geheimraum suchen?«, fragte Michelle.

»Ja.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Weil wir dann etwas zu tun haben. Und falls es wirklich einen Spion in Babbage Town gibt ...« Sean ließ den Satz unvollendet.

»Du glaubst wirklich, dass ein Spion so einen Geheimraum benutzen würde? Schleicht er sich vielleicht nachts heraus, um seinem verräterischen Geschäft nachzugehen? Jetzt mach aber halblang.«

»Was weißt du über Camp Peary?«

»Abgesehen von dem, was ich dir bereits erzählt habe, nicht viel«, erwiderte Michelle.

»Wenn man online nach dem Ort sucht, findet man so gut wie nichts. Man stößt immer nur auf die gleiche Hand voll Artikel.«

»Und das überrascht dich?«, fragte Michelle.

»Der Bursche, der mich vom Flugzeug abgeholt hat, sagte mir, das Land hier habe im Zweiten Weltkrieg der Navy gehört. Dort sind die Seabees ausgebildet worden, die Bautruppen der Marine. Dann ist die Navy

abgezogen, kam in den Fünfzigern aber wieder und hat alle rausgeworfen.«

»Alle wer?«

»Da drüben gab es mal zwei Städte, Magruder und noch eine, deren Namen ich mir nicht merken kann. Die Häuser und alles andere stehen offenbar noch.«

»Was hat das mit unserer Untersuchung zu tun?«

»Nichts. Ich vertreibe mir nur die Zeit, bis mir etwas Wichtiges einfällt«, gab Sean zu.

»Da wir gerade von wichtig reden ... Wie gut hat Rivest Monk Turing gekannt?«, fragte Michelle.

»Rivest zufolge nicht sehr gut. Doch als wir an dem Abend ein paar Gläser getrunken haben, ist er ein wenig offener geworden und hat etwas Interessantes gesagt.«

»Und was?«

»Er sagte, dass er und Monk mal gemeinsam im York River angeln waren. Sie sind in einem kleinen Boot hinausgefahren, haben Bier getrunken und ihre Köder ausgeworfen, ohne wirklich etwas fangen zu wollen.«

»Und?«

»Und Monk hat zu Camp Peary hinübergeschaut und sinngemäß gesagt: ›Es ist wirklich eine Ironie, dass sie die größten Sammler von Geheimnissen auf der ganzen Welt sind.««

»Was hat er damit gemeint?«, hakte Michelle nach.

»Als Rivest ihn danach gefragt hat, hat Monk geschwiegen.«

»Ich sehe nicht, wie uns das weiterhelfen soll.«

»Ich habe Monk Turing nie kennen gelernt, aber ich glaube nicht, dass er so etwas ohne guten Grund gesagt hätte. Komm.«

»Wohin?«

»Erinnerst du dich, dass ich dir gesagt habe, es gäbe nur ein paar Artikel über Camp Peary im Internet?«

»Ja. Und?«

»Nun, zwei von ihnen stammen von einem Kerl mit Namen South Freeman, der hier in der Nähe in einer kleinen Stadt mit Namen Arch lebt. Er ist der Herausgeber des hiesigen Lokalblättchens und zugleich der hiesige Heimathistoriker. Falls es jemanden gibt, der uns Informationen über Camp Peary liefern kann, dann er.«

Michelle schlug sich auf den Schenkel und stand auf. »South Freeman? Monk Turing? Champ Pollion? Was, zum Teufel, hat es mit diesen verrückten Namen auf sich?«

Arch war eine Stadt mit nur ein paar Straßen, einer einzigen Ampel, ein paar Tante-Emma-Läden und einer stillgelegten Bahnstrecke, die quer über die Hauptstraße verlief. Die *Magruder Gazette* war in einem alten, einstöckigen Backsteinhaus untergebracht. Auf einem weiteren verrosteten Schild stand zu lesen, dass der örtliche Geschichtsverein im selben Gebäude zu finden war.

»Wenn der Ort Arch heißt, warum heißt die Zeitung dann nicht *Arch Gazette*?«, fragte Michelle, als sie aus dem Toyota stiegen.

»Ich hab da einen Verdacht, aber das können wir den alten South auch selbst fragen«, erwiderte Sean geheimnisvoll.

Sie gingen hinein und wurden von einem großen schwarzen Mann Mitte sechzig empfangen. Der Mann war schlank, beinahe schon dürr, und hatte ein hageres Gesicht mit einem weißgrauen Bart, aus dem eine glühende Zigarette ragte.

Er schüttelte seinen Besuchern die Hände. »South Freeman«, stellte er sich vor. »Wir haben telefoniert. Sie wollen also etwas über die Geschichte dieser Gegend wissen, ja? Dann sind Sie hier verdammt richtig.«

Sean nickte, und South führte sie zu einem kleinen Raum, der ihm als Büro diente. Graue Aktenschränke aus Blech standen an der Wand; dazwischen drängten sich mehrere alte Schreibtische. Auf einem stand ein nagelneuer Computer. Wo noch freier Platz an den Wänden war, hingen Fotos der Gegend einschließlich einer Satellitenaufnahme von Camp Peary, wie Sean erkannte. Auf einem Schild darüber stand zu lesen: *Die Hölle auf Erden*.

Sean deutete auf das Bild. »Wie ich sehe, sind Sie ein großer Fan des ersten Geheimdienstes dieses Landes.«

South schaute zu dem Foto und zuckte mit den Schultern. »Die Regierung hat meinen Eltern das Heim genommen und uns alle rausgeworfen. Wie sollte ich mich da wohl fühlen?«

»Das war dann aber die Navy und nicht die CIA«, korrigierte ihn Sean.

»Navy, Army, CIA ... Ich ziehe es vor, sie gemeinhin als das Reich des Bösen zu betrachten.«

»Ich habe Ihre Artikel über Camp Peary gelesen«, sagte Sean.

»Nun, Sie hatten ja auch keine große Auswahl, nicht wahr?« South drückte seine Zigarette aus und zündete sich sofort eine neue an. Michelle wedelte sich den Rauch aus dem Gesicht.

Mit einem Blick auf Michelle fragte Sean den alten Mann: »Dann haben Sie also in Magruder gewohnt, ja? Das habe ich Ihrem Artikel entnommen.«

Freeman nickte. »Das stimmt. Es gab zwei Städte auf dem Gebiet, das heute Camp Peary heißt: Bigler's Mill und Magruder – da bin ich geboren. Jetzt stehen sie auf der Liste der Orte, die aus dem Grundbuch von Virginia verschwunden sind.«

»Darüber gibt es eine Statistik?«, fragte Sean erstaunt.

Zur Antwort deutete Freeman auf eine Liste an seinem Schwarzen Brett. »Sehen Sie selbst. Da stehen alle Countys, Städte und was weiß ich drauf, die entweder miteinander verschmolzen sind, ihre Namen geändert haben oder von der verdamnten Regierung gestohlen wurden, wie es Magruder ergangen ist.«

Sean warf einen kurzen Blick auf die Liste. »Wenn ich das in Ihren Artikeln richtig gelesen habe«, sagte er, »stehen die Häuser noch immer dort, sogar ganze Viertel.«

»Das kann ich nicht wirklich bestätigen, weil man solche wie mich da nicht herumlaufen lässt. Aber nach dem, was Leute mir erzählt haben, die dort gewesen sind, stehen tatsächlich noch viele Gebäude – auch das Haus, in dem ich geboren wurde und als kleines Kind gewohnt habe. Deshalb heißt meine Zeitung auch *Magruder Gazette*. Das ist meine Art, die Erinnerung an meine Stadt wachzuhalten.«

»Nun ja, während des Weltkriegs mussten alle Opfer bringen«, bemerkte Sean.

»Ich habe kein Problem damit, Opfer zu bringen, solange sie gleichmäßig verteilt sind.«

»Was meinen Sie damit?«, hakte Sean nach.

»Magruder war eine afroamerikanische Arbeitergemeinde – eine *schwarze* Gemeinde, wie man es damals genannt hat. Ich habe nicht gesehen, dass die Navy irgendwelche reichen Weißen aus ihren Häusern geworfen hätte. Es war immer das gleiche Spielchen: Gib dem armen schwarzen Kerl 'nen Tritt, das interessiert sowieso kein Schwein.«

»Ich verstehe das Problem, South«, sagte Sean. »Wirklich. Aber wir sind hier, um über Camp Peary und die lokale Geschichte zu reden.«

»Das haben Sie mir auch am Telefon gesagt, aber nicht, warum.«

»Wir sind Privatdetektive. Die Leute von Babbage Town haben uns beauftragt, den Tod von Monk Turing zu untersuchen.«

»Ja, der Kerl, den sie da drüben tot gefunden haben. Ich habe einen Artikel darüber geschrieben. Allerdings ist er noch nicht veröffentlicht – das Ende fehlt.« Misstrauisch beäugte er seine Gäste. »Sie arbeiten für Babbage Town? Wie wäre es mit einem Handel? Ich rede mit Ihnen über die Farm, und Sie sagen mir, was wirklich im Dorf der Genies passiert.«

»Ich fürchte, das geht nicht, South. Wir sind zur Geheimhaltung

verpflichtet.«

»Nun, vielleicht bin ich das auch.«

»Wir versuchen nur, die Wahrheit über Monk Turings Tod herauszufinden«, warf Michelle ein.

»Und dieser andere Kerl, der in Babbage Town gestorben ist? Es heißt, er sei in seiner Badewanne verunglückt. Ich sage: Ja, sicher, und Lee Harvey Oswald und James Earl Ray waren Einzeltäter. Tja, eine Hand wäscht die andere. Sie können nicht reden und ich auch nicht. Da drüben ist die Tür. Auf Wiedersehen.«

»Und wenn wir die Wahrheit über Monk Turings Tod herausfinden«, fuhr Michelle unbeirrt fort, »wird Camp Peary vielleicht nicht allzu gut dastehen. Und vielleicht gehen sie dann sogar *weg*.«

South' Gesichtsausdruck veränderte sich sofort. Jetzt schaute er eher fasziniert als trotzig drein. »Das halten Sie für möglich?«

»Alles ist möglich. Und Monk Turing *ist* da drüben tot gefunden worden.«

»Aber es heißt, er habe Selbstmord begangen – genau wie all die anderen, die man im Laufe der Jahre da drüben tot gefunden hat. Und die Internetblogger schreien: ›Regierungsverschwörung!‹ Ich frage mich, wer recht hat.«

»Vielleicht können wir das mit Ihrer Hilfe ja herausfinden«, sagte Sean.

South drückte seine Zigarette aus, nahm eine Zeitung vom Tisch und begann darin zu lesen. »Was wollen Sie wissen?«

»Was können Sie uns über Camp Peary sagen? Ich bin mehr an den heutigen Ereignissen interessiert.«

South schaute ihn über die Zeitung hinweg an. »Heutige Ereignisse?«

»Ja. Wie das, was aus der Luft kommt.«

»Dann sind Ihnen die Flugzeuge also aufgefallen, ja? Ich nehme an, von Babbage Town hat man eine schöne Aussicht darauf. Sie landen unmittelbar, nachdem sie über den Fluss geflogen sind. Habe ich recht?«

»Um zwei Uhr morgens hat man meist keine schöne Aussicht – besonders nicht, wenn die Landebahnbeleuchtung nicht brennt.«

»Ich weiß.«

»Haben Sie sie gesehen?«, fragte Michelle.

»He, die verdammte Regierung besitzt nicht alles Land hier in der Gegend. Holen Sie sich ein Weltklasse-Barbecue bei Pierce an der Straße nach Spookville, und fahren Sie über den Fluss zum Haus von einem meiner Kumpels. Dann setzen Sie sich auf seinen Anlegesteg und warten darauf, dass das Flugzeug mit dem Krempel vorbeikommt, von dem die Regierung will, dass Sie und ich nichts davon wissen. Ich will Ihnen was sagen: Ich habe schon lange vom Ersten Golfkrieg, vom Irak und von Afghanistan gewusst, bevor der erste Schuss gefallen ist, denn kurz davor ging es da drüben zu wie auf Chicago O'Hare.«

Seine Augen funkelten. »Einmal in der Woche fahre ich mit dem Wagen zum Tor von Camp Peary, schaue mir die grünen Metalldächer der Wachhäuschen an und all die verdammten Schilder, auf denen ›Kein Zutritt, Regierungseigentum‹ steht, und ich sage mir: ›He, ihr Scheißer, das ist das Land meiner Mama! Gebt es zurück!‹ Natürlich sage ich das nicht so laut, dass einer von ihnen mich hören könnte«, fügte er lachend hinzu. »Dann drehe ich im Wendehammer wieder um – der ist für Leute da, die sich verfahren haben oder einfach nur neugierig sind. Sie nennen ihn den ›Punkt der letzten Umkehr‹. Und dann fahre ich nach Hause. Anschließend fühle ich mich besser.« Kurz schwieg er. »Diese Flugzeuge kommen einmal in der Woche, immer samstags, und immer

zur gleichen Zeit. Und es sind große Jets. Ich habe einen Kumpel bei der Luftraumüberwachung, und der wiederum hat Kontakte zum Militär in Norfolk. Diese Flugzeuge landen nirgendwo sonst im Land, nur in Camp Peary. Sie müssen nicht durch den Zoll, nicht durch Kontrollpunkte des Militärs, nichts.«

»Aber es sind doch Militärflugzeuge?«, fragte Michelle.

»Mein Freund glaubt das nicht. Er meint, dass sie als Privatmaschinen registriert sind.«

»Privatmaschinen, die der CIA gehören?«, sagte Sean.

»Die CIA hat ihre eigene verdamnte Flotte. *Die* brauchen keine Rechenschaft darüber abzulegen, wofür sie unsere Steuergelder ausgeben.«

»Ich frage mich, was diese Flugzeuge geladen haben.«

South schaute Sean durchdringend an. »Vielleicht lebt und atmet die Ladung und spricht Arabisch oder Farsi.«

»Ausländische Häftlinge?«

»Ich habe keinerlei Sympathie für Terroristen, aber Rechtsstaatlichkeit hat auch ihren Wert«, erklärte South. »Und wenn die CIA nach eigenem Gutdünken entscheidet, wen sie sich schnappen und herbringen, und das alles ohne Gericht ... Ich meine, diesbezüglich haben sie nicht gerade die weißeste Weste der Welt.« Er lächelte. »Falls da also *wirklich* so etwas vor sich gehen sollte, bedeutet das den Pulitzerpreis für den Journalisten, der die Sache aufdeckt.«

»Ja, das wäre ein ziemlicher Coup für die gute alte *Magruder Gazette*«, spottete Michelle.

Sean sagte: »Vor kurzem wurde die Landebahn für größere Maschinen

verlängert, und man hat auch Geld für den Bau eines neuen Wohnheims bekommen. Was denken Sie darüber?«

South stand auf. »Lassen Sie mich Ihnen zeigen, was ich darüber denke.«

Er führte sie in einen anderen Raum. Sean ließ sich ein paar Schritte zurückfallen. Als South das Zimmer verließ, schlüpfte er schnell wieder zurück und machte mit seiner Handykamera ein paar Fotos des Satellitenbildes von Camp Peary, ehe er sich wieder zu den anderen gesellte. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch mit einer detaillierten Landkarte darauf.

»Das hier ist der Teil von Camp Peary, der früher Magruder und Bigler's Mill gewesen ist.« Freeman deutete auf verschiedene Stellen auf der Karte. »Sehen Sie, wie viele Häuser da sind? Gute, solide Häuser. Und es gibt auch gute Straßen dort, sodass man überall hin kann. Die haben da all diese soliden Häuser, und *trotzdem* müssen sie ein neues Wohnheim bauen? Was ergibt das für einen Sinn?«

»Vielleicht sind die Häuser verfallen oder inzwischen sogar abgerissen worden«, sagte Michelle.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Freeman. »Wie gesagt, habe ich mit Leuten gesprochen, die dort gearbeitet haben. Und wenn man ganze Viertel abreißt, muss man die Trümmer ja irgendwohin bringen. Davon hätte ich gehört.« Er deutete auf einen weiteren Punkt auf der Karte. »Camp Peary beherbergt auch das einzige denkmalgeschützte Gebäude im nationalen Verzeichnis der historischen Stätten, das nie für die Öffentlichkeit zugänglich sein wird: Porto Bello. Es war das Haus des letzten königlichen Gouverneurs von Virginia, John Murray, Vierter Earl of Dunmore. Selbst die CIA kann sich nicht daran vergreifen, ohne Riesenärger zu bekommen.«

»Wie konnte denn so ein Ort zu einem Teil von Camp Peary werden?«, fragte Michelle.

»Dunmore ist von Williamsburg dorthin geflohen, als Washingtons Armee ihm während des Unabhängigkeitskriegs zu nahe gekommen ist. Ursprünglich war Porto Bello nur sein Jagdsitz. Schließlich hat die feige Ratte sich dann mitten in der Nacht auf einem britischen Schiff davongemacht und ist nach England zurückgesegelt. In Norfolk gibt es eine Straße, die nach ihm benannt ist. Nicht zu seinen Ehren, sondern weil es heißt, dort habe der königliche Wichser zum letzten Mal seinen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt. Was ich aber sagen will ... Die haben so viele Gebäude, um Leute unterzubringen, wozu brauchen die ein neues Wohnheim?«

»Haben Sie irgendwelche Kontakte in Camp Peary?«

»Gäbe es die, hätte ich sie längst genutzt. Ich schnappe nur manchmal was aus der allgemeinen Gerüchteküche auf. Ich kenne niemanden, der mir die Passagierlisten dieser Flüge geben würde, wenn es das ist, was Sie meinen.« Sein Finger wanderte zu einem anderen Gebiet auf der Karte. »Da trainieren fast ständig paramilitärische Einheiten, richtig Furcht einflößende Kerle. Vermutlich üben sie Entführungen, oder von der Regierung sanktionierte Attentate. Die CIA kann besser töten als sonst jemand. Sie simulieren Missionen auf der ganzen Welt. Himmel, sie lassen sogar Ballons steigen, um das Wetter zu verändern. Sie lassen es regnen oder schneien, was immer sie gerade brauchen. Und sie haben auch riesige Windmaschinen und gigantische Heizöfen ... zumindest habe ich das gehört.«

»Um den Wüstenkampf zu simulieren. Wie im Irak«, bemerkte Michelle.

Sie verbrachten noch ein paar weitere Minuten mit South Freeman und verabschiedeten sich dann mit dem Versprechen, ihn auf dem Laufenden zu halten. Als Gegenleistung versprach Freeman, sie zu informieren, sollte er etwas Neues hören. »Wer weiß«, sagte er, ehe sie gingen. »Vielleicht bekomme ich ja sogar das Haus meiner Eltern zurück. Wäre das nicht toll?«

Als sie wieder in Michelles SUV stiegen, klingelte Seans Handy.

»King.«

Er atmete zischend ein. »Scheiße!«, fluchte er und unterbrach die Verbindung.

»Ist noch jemand gestorben?«

»Ja, und zwei Mann sind sogar noch toter als tot.«

»Wovon redest du?«

»Das war Sheriff Hayes. Die Leichenhalle ist gerade in die Luft geflogen.«

48.

Es war ein Gasleck«, sagte Sheriff Hayes, als sie auf die verkohlten Überreste der provisorischen Leichenhalle starrten.

»War es das nicht immer?«, bemerkte Michelle spöttisch.

»Und der Pathologe ist bei der Explosion ums Leben gekommen?«, fragte Sean.

Hayes nickte. »Er hat gerade an Rivests Leiche gearbeitet. Von ihm ist nicht mal genug für eine Autopsie übrig.«

»Gilt das auch für die Leichen von Monk und Rivest?«

»Ja. Nur noch ein Häuflein Asche.«

»Das kommt jetzt aber *viel* zu passend, was meinen Sie?«, sagte Sean.

»Ich dachte, ich hätte Ihnen unmissverständlich gesagt, Sie sollten mir nicht in die Quere kommen!«, dröhnte eine Stimme.

Alle drei drehten sich um und sahen FBI Special Agent Ventris auf sich zukommen. Nur einen Schritt vor Sean baute der Mann sich auf. »Sind Sie taub?«

»Er arbeitet mit mir zusammen, Agent Ventris«, meldete Hayes sich rasch zu Wort.

»Mir ist scheißegal, ob Sie mit Gott dem Allmächtigen zusammenarbeiten! Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen mir nicht in die Quere kommen!«

»Ich bin hier, weil Sheriff Hayes mich angerufen und darum gebeten hat«, sagte Sean in gleichmütigem Tonfall. »Wären Sie jetzt so

freundlich, mir zu erklären, warum das FBI bei einem lokalen Mordfall mitmischte, bei dessen Ermittlung allein die hiesige Polizei zuständig ist?«

Ventris schien drauf und dran zu sein, Sean die Faust ins Gesicht zu schlagen. Michelle trat zwischen die beiden.

»Hören Sie, Sean und ich haben auch einmal für die Bundesregierung gearbeitet, Agent Ventris. Len Rivest war unser Hauptkontakt, und jetzt ist er tot. Sean hat die Leiche entdeckt. Ist doch klar, dass wir bei dieser Sache auf dem Laufenden bleiben wollen. Aber wir werden uns in keinsten Weise in eine Untersuchung des FBI einmischen. Wir suchen nur nach der Wahrheit, so wie Sie.«

Ihre Worte schienen Ventris ein wenig zu besänftigen.

Rasch sagte Hayes: »Sean, vielleicht sollten Sie Agent Ventris von Ihrer Theorie erzählen, was die Umstände von Rivests Tod angeht.«

»Ich möchte nicht, dass es so aussieht, als würden wir uns einmischen«, sagte Sean.

»Raus damit!«, stieß Ventris hervor.

Widerwillig erzählte Sean ihm von den fehlenden Handtüchern, der Badematte und dem Pümpel sowie von seiner Theorie, wie Rivest getötet worden sein könnte. »Wir haben den Pathologen gebeten, nach entsprechenden Spuren an der Leiche zu suchen.«

Kurz schaute Ventris zu Boden. »Ja, mir ist auch aufgefallen, dass es keine Handtücher in dem Badezimmer gab«, sagte er, »und keine Badematte. Aber von dem Pümpel hab ich nichts gewusst.«

»Dann haben auch Sie den Verdacht, dass es sich um einen Mord handeln könnte?«, fragte Michelle.

»Ich habe immer den Verdacht, dass es sich um einen Mord handeln könnte«, erwiderte Ventris. »Ich lasse ein Team kommen, um alles hier zu untersuchen.«

»Und Sie sind an Rivests Tod interessiert«, sagte Sean, »weil Sie glauben, dass er mit Monks Tod zu tun hat, und Monk *ist* auf Bundesgelände gestorben, stimmt's?«

»Dann sollten wir uns vielleicht zusammentun«, schlug Michelle vor.

»Das geht nicht«, entgegnete Ventris. »Wenn Sie Informationen mit mir teilen wollen, schön, aber das ist eine Einbahnstraße. Beim FBI haben wir unsere eigenen Methoden.«

»Ich dachte, Ihre Methoden würden die Zusammenarbeit mit der Polizei vor Ort mit einschließen«, sagte Sean.

»Und das wäre dann wohl ich«, fügte Hayes hinzu.

»Aber *die* haben nichts damit zu tun«, erwiderte Ventris und funkelte Michelle und Sean an.

»Ist nicht der Sinn des Ganzen, dass wir den Täter finden?«, bemerkte Michelle.

»Nein, der Sinn ist, dass *ich* den Täter finde«, sagte Ventris.

»Ich will es einfach für Sie machen«, sagte Sean. »Machen wir einen Wettbewerb daraus. Wer ihn als Erster schnappt, heimst das Lob ein. Und nur damit Sie es wissen: Wir werden Ihnen in den Arsch treten.« Mit diesen Worten drehte er sich um und ging davon.

Ventris wandte sich an Hayes. »Sollte er mich bei meinen Ermittlungen auf irgendeine Weise behindern, Hayes, werden Sie mit ihm untergehen!«

»Ich versuche nur, meinen Job zu machen«, schoss Hayes zurück.

»Nein. Sie versuchen offensichtlich, *meinen* Job zu machen.«

Ventris bemerkte, dass Michelle ihn lächelnd anschaute.

»Was gucken Sie so?«

»Sie hätten mein Angebot zur Zusammenarbeit annehmen sollen, Ventris, denn wenn wir den Fall knacken, stehen Sie als Trottel da.« Sie drehte sich ebenfalls um und ging.

»Allein für diese Äußerung könnte ich Sie schon verhaften!«, rief Ventris ihr hinterher.

Michelle machte nicht einmal kehrt. »Nein, das können Sie nicht. Da gibt es nämlich noch diese Kleinigkeit, die man Redefreiheit nennt. Einen schönen Tag noch.«

Eine Minute später gesellte Hayes sich wieder zu Sean und Michelle vor dem SUV.

Hayes sagte: »Na toll! Jetzt haben wir CIA *und* FBI verärgert. Was nehmen wir uns als Nächstes vor? Die Drogenfahndung?«

»Nehmen wir einmal an, die Leichenhalle ist absichtlich gesprengt worden«, sagte Michelle. »Stellt sich die Frage: Warum?«

»Und die Antwort scheint offensichtlich zu sein«, bemerkte Sean. »Da war etwas an diesen Leichen, das uns den richtigen Weg gewiesen hätte.«

»Monk hatte der Gerichtsmediziner schon aufgeschnitten«, sagte Hayes. »Also kann es dessen Leiche schon mal nicht gewesen sein, über die wir uns den Kopf zerbrechen müssen.«

»Stimmt«, bestätigte Sean. »Da Rivests Leiche verbrannt ist, können wir nicht mehr feststellen, ob meine Theorie richtig ist oder falsch.«

»Wissen wir denn, ob der Pathologe das schon untersucht hatte?«, fragte Michelle.

»Falls ja, hatte er keine Gelegenheit mehr, es uns zu sagen«, erwiderte Hayes. »Ich habe ihn gebeten, mich sofort anzurufen, sollte er etwas entdecken, aber er hat sich nicht gemeldet.«

»Wir können immer noch einer Spur folgen, die Ventris nicht kennt«, sagte Sean selbstbewusst.

Michelle schaute ihn an. »Und welcher?«

»Valerie Messaline.«

Hayes stöhnte. »Verdammt! Ich habe schon befürchtet, dass Sie das sagen würden.«

49.

Horatio Barnes schüttelte Viggie die Hand, während Alicia Chadwick nervös zuschaute. Sie waren in dem kleinen Salon der Pension, in der Horatio wohnte.

Bevor Horatio etwas sagen konnte, sprang Viggie auf, setzte sich an ein kleines Klavier in der Ecke und begann zu spielen. Horatio stand auf und setzte sich zu ihr auf die Bank. »Macht es dir was aus, wenn ich mitspiele?«

Viggie schüttelte den Kopf. Horatio wartete einen Augenblick, um ihren Rhythmus zu studieren; dann stimmte er darin ein. Fünf Minuten lang spielten sie vierhändig, bis Viggie unvermittelt aufhörte. »Ich bin fertig.« Sie ließ sich wieder auf den Stuhl sinken, und Horatio setzte sich ihr gegenüber und musterte sie aufmerksam.

»Du spielst hervorragend Klavier«, sagte Horatio. »Wie ich hörte, bist du auch eine wahre Mathezauberin.«

»Zahlen machen Spaß«, sagte Viggie. »Ich mag sie, weil man immer das gleiche Ergebnis bekommt, wenn man die gleichen Zahlen zusammenrechnet. Es gibt nicht viele Dinge, bei denen das so ist.«

»Meinst du damit, das Leben ist unberechenbar? Hm, da hast du wohl recht. Dann empfindest du Zahlen als sicherer?«

Viggie nickte und ließ den Blick durchs Zimmer schweifen.

Horatio studierte sie dabei. In seinem Beruf war Körpersprache häufig genauso wichtig wie verbale Kommunikation. Er stellte ein paar einleitende Fragen über ihr Leben in Babbage Town. Dann wollte er sich vorsichtig dem Thema Monk Turing nähern, doch Viggies nächste Worte machten diese Strategie zunichte.

»Monk ist tot. Hast du das gewusst?«, fragte das Mädchen und sprach weiter, ehe er etwas erwidern konnte. »Er war mein Vater.«

»Ich weiß. Das habe ich gehört. Es tut mir leid. Du hast ihn sicher sehr geliebt.«

Viggie nickte, nahm sich einen Apfel aus der Schüssel auf dem Tisch neben ihr und biss hinein.

»Und was ist mit deiner Mutter?«

Viggie hörte auf zu kauen. »Ich habe keine Mutter.«

»Jeder hat eine Mutter. Meinst du, sie ist tot?«

Viggie zuckte mit den Schultern. »Ich hab keine Mutter. Monk hätte es mir gesagt.«

Horatio schaute zu Alicia, die hilflos den Kopf schüttelte.

»Dann Erinnerst du dich also nicht an sie?«

»An wen?«

»An deine Mutter.«

»Du hörst mir nicht zu. Ich *habe* keine Mutter.«

»Okay, was hast du gerne mit deinem Vater gemacht? Er war auch ein guter Mathematiker, stimmt's? Hast du Zahlenspiele mit ihm gespielt?«

Viggie schluckte ein Stück Apfel und nickte. »Die ganze Zeit. Er hat gesagt, ich sei klüger als er. Und er wusste auch über Quantenphysik Bescheid. Verstehst du auch was davon?«

»Mein Intelligenzquotient ist nicht so hoch, als dass ich diese Dinge

verstehen könnte.«

»Nun, ich hab's verstanden. Ich verstehe viele Dinge, von denen die Leute glauben, ich würde sie nicht begreifen.«

Horatio schaute wieder zu Alicia, die ihm ermutigend zunickte.

»Wie kommt das?«

»Ich bin ein Kind. Ein Kind, ein Kind, ein Kind«, sagte sie im Singsang.
»Zumindest glauben die Leute das.«

»Ich wette, Monk hat nicht so über dich gedacht, oder?«

»Monk hat mich wie etwas Besonderes behandelt.«

»Inwiefern?«

»Er hat mir vertraut.«

»Das ist sehr beeindruckend: ein Erwachsener, der jemandem in deinen jungen Jahren vertraut. Ich wette, das hat dir sehr gutgetan.« Viggie zuckte unverbindlich mit den Schultern. »Erinnerst du dich noch an das letzte Mal, als du Monk gesehen hast?« Erneut zuckte sie mit den Schultern. »Das fällt dir doch sicher leicht, so klug wie du bist.«

»Ich mag es mehr, mich an Zahlen zu erinnern. Zahlen verändern sich nie. Eine Eins ist immer eine Eins, und eine Zehn ist immer eine Zehn.«

»Aber Zahlen verändern sich doch auch, oder? Wenn man sie multipliziert, zum Beispiel. Dann kann eine Zehn eine Zehn oder Zehntausend sein. Eine Eins kann eine Eins oder Eintausend sein. Stimmt's?«

Viggie schaute ihn stirnrunzelnd an.

»Oder ist das falsch?«, hakte Horatio nach.

»Es ist falsch«, sagte Viggie. »Falsch, falsch, falsch!«

Wie ein Papagei, dachte Horatio und lehnte sich zurück. »Du magst Zahlenrätsel? Es gibt da eins, das ich auf dem College gelernt habe. Möchtest du es gerne spielen? Es ist allerdings sehr schwer.«

Viggie legte den Apfel weg und sagte eifrig: »Nicht für mich.«

Horatio begann: »Nehmen wir mal an, ich bin ein Großvater und ich habe einen Enkel, der ungefähr so viele Tage alt ist wie mein Sohn Wochen. Mein Sohn, mein Enkel und ich, wir sind zusammen hundertvierzig Jahre alt. Wie alt bin ich?«

Horatio schaute zu Alicia, die das Problem auf einem Stück Papier zu lösen versuchte, das sie aus der Tasche gezogen hatte. Er drehte sich wieder zu Viggie um und fragte: »Möchtest du Papier und Bleistift?«

»Wozu?«

»Um das Rätsel zu lösen.«

»Das habe ich schon. Du bist vierundachtzig Jahre alt, aber du siehst jünger aus.«

Eine Minute später hob Alicia den Blick. Auf ihrem Papier war eine längere Gleichung zu sehen, an deren Ende »84« stand. Sie lächelte Horatio an und schüttelte müde den Kopf. »Ich spiele definitiv nicht in der gleichen Liga wie sie.«

Horatio wandte sich wieder Viggie zu. Das Mädchen schaute ihn erwartungsvoll an.

»Hast du all die Zahlen in deinem Kopf gesehen?«, fragte er. Viggie nickte, ehe sie wieder ihren Apfel nahm.

Horatio nannte ihr zwei vielstellige Zahlen und bat Viggie, sie zu multiplizieren. Sie löste die Aufgabe binnen Sekunden. Er ließ sie große Zahlen dividieren – es dauerte nur Augenblicke. Dann fragte er sie nach einer Quadratwurzel. Viggie beantwortete alles binnen weniger Sekunden und schaute dann gelangweilt drein, während Horatio sich ein paar Notizen machte.

»Ich habe noch ein Problem, über das du nachdenken kannst«, sagte er.

Viggie setzte sich auf, wirkte aber noch immer gelangweilt.

Also doch kein Beo, aber ein gut dressierter Hund – oder, Viggie?

»Nehmen wir mal an, du hättest eine beste Freundin, mit der du alles machst. Jetzt nehmen wir mal an, diese Freundin ist weggezogen und du würdest sie niemals wiedersehen. Wie würdest du dich fühlen?«

Viggie blinzelte ein paarmal. Dann blinzelte sie so heftig, dass ihr Gesicht sich verzerrte. Horatio hatte das Gefühl, einem Computer dabei zuzuschauen, wie das Motherboard überhitzte.

»Wie würdest du dich fühlen, Viggie?«, wiederholte er.

»Da sind keine Zahlen in dem Problem«, sagte sie verwirrt.

»Ich weiß, aber nicht alle Fragen haben mit Zahlen zu tun. Wärest du glücklich, traurig, zwiegespalten?«

»Was heißt zwiegespalten?«

»Dass du nicht genau weißt, wie du darüber denken sollst.«

»Ja«, sagte sie.

»Und was ist mit traurig?«

»Traurig. Ich wäre traurig.«

»Aber nicht glücklich?«

Viggie schaute zu Alicia. »Da sind keine Zahlen in dem Problem.«

»Ich weiß, Viggie. Versuch es trotzdem.«

Viggie zuckte mit den Schultern und biss in den Apfel.

Horatio machte sich noch ein paar Notizen. »Hast du darüber nachgedacht, wie es war, als du deinen Vater das letzte Mal gesehen hast?«

»Warum wäre ich nicht glücklich?«, fragte Viggie unvermittelt.

»Du wärst nicht glücklich, weil deine Freundin weggezogen ist. Man redet mit seinen Freunden, macht Spiele mit ihnen. Wenn deine beste Freundin wegziehen würde, könntest du das nicht mehr«, erklärte Horatio. »Du hast sicher auch mit deinem Vater tolle Sachen gemacht, ehe er weggegangen ist, oder nicht? Jetzt gibt es keine tollen Sachen mehr mit ihm.«

»Monk ist weggegangen«, murmelte Viggie.

»Ja. Hast du Spaß mit ihm gehabt, als du ihn das letzte Mal gesehen hast?«

»Viel Spaß.«

»Was genau?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Ist es ein Geheimnis? Geheimnisse machen Spaß. Hattest du viele Geheimnisse mit Monk?«

Viggie senkte die Stimme und rückte näher zu Horatio heran. »Es war

alles geheim.«

»Und du kannst es niemandem sagen, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Aber du könntest, wenn du wolltest.«

»Ja, wenn ich wollte.«

»Und, willst du?«

Zum ersten Mal zeigte Viggie so etwas wie ein Zögern. »Ich müsste es auf geheime Art sagen.«

»Du meinst, wie ein Code? Ich fürchte, davon verstehe ich nicht viel.«

»Monk hat Codes geliebt. Er hat Geheimcodes geliebt. Es hat ihn blutig gemacht. Das hat er mir gesagt.«

Fragend schaute Horatio zu Alicia, die ebenfalls verwirrt zu sein schien.

Horatio fragte: »Es hat ihn blutig gemacht? Was meinst du damit, Viggie?«

Sie lächelte und echote: »Was meinst du damit?«

»Viggie, was hat Monk damit gemeint, als er gesagt hat, die Codes hätten ihn blutig gemacht?«

»Ja, genau das hat er gesagt. Codes haben ihn blutig gemacht. Codes und Blut, das hat er gesagt.«

Horatio lehnte sich zurück. »War Monk blutig, als du ihn das letzte Mal gesehen hast?«

»Ja«, antwortete sie glücklich.

»Dann hat er dir also ein Geheimnis erzählt, ja?« Viggie nickte erneut.
»Kannst du uns sagen, was es ist?«

Ihr Lächeln verblasste, und sie schüttelte den Kopf.

»Warum nicht? War es ein Supergeheimnis?«

Alicia sagte sanft: »Viggie, wenn du irgendetwas weißt, ist es sehr wichtig, dass du es uns sagst.«

»Ich glaube nicht, dass ich ihn mag«, erwiderte Viggie und deutete auf Horatio. »Ich muss jetzt gehen.« Sie stand auf und verließ das Zimmer.

Horatio blickte zu Alicia, die bis jetzt den Atem angehalten hatte. »Ich haben Ihnen ja gesagt, dass sie eine harte Nuss ist. Haben Sie irgendetwas Brauchbares erfahren?«

»Ich kenne sie besser als noch vor einer Stunde«, antwortete Horatio.
»Das ist wenigstens etwas.«

»Nun, wenn Sie Viggie das nächste Mal sehen, könnte sie jemand vollkommen anderes sein.«

Nachdem Alicia gegangen war, rief Horatio Sean an und berichtete ihm von der Sitzung.

»Und? Ist Viggie tatsächlich autistisch?«, fragte Sean.

»Autismus ist ein recht umfassender Begriff«, antwortete Horatio.
»Jedenfalls ... ich glaube nicht, dass sie autistisch ist.«

»Was dann?«

»Ich glaube, in gewisser Weise ist sie *so viel* klüger als wir anderen, dass

sie es uns nicht einmal verständlich machen kann. In anderer Hinsicht wiederum ist sie nicht sehr intelligent und für ihr Alter auch nicht weit entwickelt. Es könnte sich um ein Wahrnehmungsproblem handeln. *Unser Wahrnehmungsproblem.* Wir erwarten, dass ihre emotionalen Fähigkeiten ihrem Intellekt entsprechen, aber sie ist noch ein kleines Mädchen. Und was ihren Vater betrifft, habe ich ... irgendwie nichts Gutes gefühlt.«

»Was meinst du damit?«

»Monk hat sie offenbar wie eine Erwachsene behandelt, zumindest zeitweise. Zu anderen Zeiten hat er ... Nun, er hat sie wie ein *Gerät* behandelt.«

»Wie ein Gerät?«

»Ich weiß. Was ich sage, ergibt keinen Sinn. Ich wünschte, ich wüsste etwas über ihre Mutter. Viggie scheint offenbar zu glauben, dass sie nie eine hatte.«

»Und was heißt das jetzt alles?«, fragte Sean.

»Ich fürchte, wir sind nicht viel weitergekommen.«

»Nun, wenigstens sind wir zum selben Ergebnis gekommen: null.«

»Und was willst du jetzt tun?«

»Ich will mal nach dem Ball treten und sehen, ob ich das Tor treffe.«

50.

Da die Frau Sean ihre Rufnummer nicht gegeben hatte, suchte er im Telefonbuch und im Internet, doch ohne Erfolg. Schließlich beschloss er, an diesem Abend nach Williamsburg und in dieselbe Bar zu fahren, in der er sie am Abend zuvor gesehen hatte. Michelle wollte mitkommen, doch Sean legte sein Veto ein.

»Ich bin mir nicht sicher, ob Valerie deine Anwesenheit so zu schätzen wüsste wie ich.«

»Sean, denk darüber nach: Ein Kerl wie Whitfield wird nicht zulassen, dass seine Frau ihm Hörner aufsetzt. Wahrscheinlich lässt er sie rund um die Uhr beschatten.«

»Falls ja, haben sie mich schon mit ihr gesehen. Wenn das ein zweites Mal geschieht, wird sie das vielleicht aus der Fassung bringen, sodass sie den Fehler machen, auf den ich warte.«

»Das ist ziemlich riskant.«

»Wir haben kaum andere Möglichkeiten. Die Leichen sind zu Asche verbrannt. Ventriss würde uns am liebsten steinigen, und die einzige Person, die uns vielleicht helfen könnte, Viggie, spricht eine Sprache, die keiner von uns versteht.«

»Ich dachte, Horatio würde sich mit Viggie treffen.«

»Hat er schon.« Sean berichtete, was Horatio ihm über die Sitzung mit dem Mädchen erzählt hatte.

»Monk hat seiner Tochter also offenbar irgendwas erzählt, allerdings in verschlüsselter Form«, sagte Michelle.

»Wenn man ihr glauben kann. ›Code und Blut.« Was soll das heißen?«

Michelle zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

»Das ist das Problem bei diesem Fall: Es gibt nur wenige Hinweise, und die verschwinden auch noch, ohne dass ein neuer dazukommt.« Sean holte ein Stück Papier aus der Tasche. »Monk ist nach England gereist. Joan hat seine Reiseroute rekonstruieren können. Er hat mehrere Orte besucht: London, Cambridge, Manchester, Wilmslow und Bletchley Park. Letzterer ist sehr interessant. In Bletchley Park hat sein Verwandter Alan Turing während des Zweiten Weltkriegs gearbeitet und Champ Pollion zufolge die Welt gerettet.«

»Und wie stehen die anderen Orte damit in Verbindung?«

»Abgesehen von den drei Jahren Princeton sind das fast alle Stationen in Alan Turings Leben. Er wurde im Londoner Stadtteil Paddington geboren, ist in Cambridge aufs College gegangen, hat in Princeton seinen Doktor gemacht, ist wieder nach Cambridge zurückgekehrt, ging dann nach Bletchley Park und ist nach dem Krieg an die Universität von Manchester gewechselt. 1954 hat er sich in Wilmslow, Cheshire, das Leben genommen.«

»Dann war dieser Alan Turing also mit Monk verwandt, und Monk hat eine Reise durch die Geschichte unternommen«, sagte Michelle. »Oder steckt mehr dahinter?«

»Möglich.«

»Okay. Während du mit einer verheirateten Frau anbädelst – was soll ich tun?«

»Heute Abend hast du Viggie-Dienst, aber vorher will Horatio noch mit dir sprechen. Und wenn du es irgendwie einrichten kannst, wäre es großartig, wenn du im Herrenhaus nach einem Geheimraum suchen könntest.«

»Und wenn ich nicht mit Horatio reden will?«

»Ich zwinge dich zu nichts. Aber er will dir ehrlich helfen.«

»Du meinst, indem er hinter meinem Rücken mit meiner Familie redet und in meiner Vergangenheit herumschnüffelt?«

»Hier ist die Adresse seiner Pension.«

»Und was tust du in der Zwischenzeit?«

»Mich auf mein Date vorbereiten.«

Michelle verzog das Gesicht. »Manchmal treibst du mich wirklich zur Weißglut.«

»Echt? Kann ich mir gar nicht vorstellen.«

51.

Michelle verbrachte die nächste Stunde damit, das Erdgeschoss des Herrenhauses so methodisch und unauffällig abzusuchen wie möglich. Sie durchquerte das Billardzimmer, die riesige Bibliothek, das Raucherzimmer, die Waffenkammer mit den antiken Gewehren, den Salon und das Trophäenzimmer mit den ausgestopften Tierköpfen an der Wand. Doch nirgends fand sie Hinweise auf einen Raum, der nicht hätte da sein sollen. Als sie das dunkle, wurmzerfressene Holz und die verstaubten, dicken Perserteppiche leid war, ging sie wieder nach draußen und dachte darüber nach, was sie als Nächstes tun sollte.

Es war noch viel zu früh, um zu Viggie zu gehen, und so beschloss Michelle nach langem Hin und Her, zu Horatio zu fahren.

»Ich tue das nur für Sean«, sagte sie, als sie sich in das gleiche Zimmer setzten, in dem Horatio sich früher am Tag mit Viggie getroffen hatte.

»Ich bin froh, dass Sie hier sind, egal aus welchem Grund. Sie haben in der Anstalt einen ziemlich guten Eindruck hinterlassen. Schließlich haben Sie einen Verbrecher gefasst und einer Frau das Leben gerettet. Das muss ein tolles Gefühl für Sie sein.«

»Ja, ich hab mich toll gefühlt – bis Sean mir sagte, dass Sie mit mir sprechen wollen.«

»Ich versuche nur, meinen Job zu machen, so gut ich kann.«

»Reden wir nicht um den heißen Brei herum. Ich habe an den Sitzungen teilgenommen, habe meine Übungen gemacht, habe Ihre beleidigenden Fragen beantwortet, habe meine Seele ausgeschüttet, einen Drogendealer gefasst und einer Frau das Leben gerettet, wie Sie bereits sagten. Daraus können wir wohl schließen, dass ich geheilt bin. Können wir jetzt also bitte aufhören, Seans Geld zu verschwenden? Ich will nämlich zurück und meinen Beruf ausüben. Warum fahren Sie nicht einfach zurück und

kümmern sich um Ihren Kram?« Sie stand auf.

Die plötzliche Schärfe in Horatios Stimme erschreckte Michelle. »Sie sind nicht geheilt. Sie sind absolut und vollkommen durchgeknallt, Lady. Es wird immer weiter bergab gehen, und irgendwann kommt dann der Tag, da Sie in Ausübung Ihres Berufs derart durchdrehen, dass es Sie und Sean das Leben kostet. Wenn sie das cool finden, dann verschwinden Sie. Steigen Sie in Ihren Mülleimer, den Sie Auto nennen, und rauschen Sie damit ab in den Sonnenuntergang. Aber glauben Sie ja nicht, Sie wären geheilt, denn das ist Schwachsinn. Wenn jemand wirklich *will*, dass es ihm besser geht, arbeitet er daran. Er lügt nicht sich selbst und anderen etwas vor. Er sitzt nicht auf seinem Hintern, versinkt immer tiefer in seinem jämmerlichen Dasein und lügt sich ständig in die Tasche, dass alles in Butter ist. Ihr dummes Gequatsche hängt mir langsam zum Hals raus!«

Michelle fühlte, wie Wut in ihr hochkochte. Sie ballte die Fäuste und spannte die Muskeln zum Schlag.

Mit ruhiger Stimme fuhr Horatio fort: »Sehen Sie, wie viel Wut Sie in sich haben? Genau in diesem Augenblick? Wie schnell diese Wut sich aufstaut? Und das nur, weil ich Ihnen ein paar deutliche Worte gesagt habe, die noch dazu der Wahrheit entsprechen. Aber Sie hätten beinahe die Selbstbeherrschung verloren. Sie wollen mich umbringen, stimmt's? Das sehe ich Ihnen an. Genau so wollten Sie auch den armen Kerl in der Bar umbringen. Der Unterschied ist nur, dass Sie sich in der Bar zuerst noch haben *besaufen* müssen, bis Ihre Wut so übermächtig wurde, dass Sie sie an jemandem auslassen mussten. Diesmal sind Sie stocknüchtern, und trotzdem reicht Ihre Wut, dass Sie mir den Kopf abreißen wollen. Das meine ich mit ›es geht bergab‹. Was kommt als Nächstes? Wird die Wut das nächste Mal schon hochkochen, wenn ein Fremder Sie auf der Straße falsch ansieht? Oder wenn jemand in der U-Bahn versehentlich gegen Sie stößt? Vielleicht reicht ja auch schon der Geruch von jemandem, dass diese innere Wut aus Ihnen hervorbricht, Michelle. Sie müssen sich dem stellen. Sofort.«

»Und wenn ich es nicht tue?«, fragte sie mit leerer Stimme.

»Dann haben Sie verloren und die Dämonen gewonnen. Es ist Ihre Entscheidung.«

Langsam, ganz langsam setzte Michelle sich wieder.

Horatio beobachtete sie mit festem Blick. Sie starrte zu Boden, während ihre Muskeln vom Hals abwärts zu zittern begannen.

Als sie schließlich wieder sprach, bebte auch ihre Stimme. »Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen.«

»Ich will bloß reden, Michelle. Ich möchte ein paar Fragen stellen und mir Ihre Antworten anhören, aber vor allem möchte ich mit Ihnen reden. Über Sie. Mehr nicht. Glauben Sie, das stehen Sie durch?«

Eine volle Minute verging, während der Michelle sich an die Stuhllehne klammerte. »Okay«, sagte sie schließlich so leise, dass man sie kaum hören konnte.

»Ich bin zu dem Haus gefahren, in dem Sie als Sechsjährige gewohnt haben«, sagte Horatio. »Sean hat Ihnen das schon erzählt.«

»Ja.«

»Ich habe eine Frau mit Namen Hazel Rose getroffen. Erinnern Sie sich an sie?«

Michelle nickte.

»Rose kann sich auch noch an Sie erinnern. Sie hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, dass sie sehr stolz auf Sie sei.« Horatio wartete ein paar Augenblicke, doch Michelle reagierte nicht auf diese Neuigkeit. »Hazel hat gesagt, Sie seien immer zu Teepartys mit den Nachbarskindern in ihr Haus gekommen. Erinnern Sie sich an diese Partys?«

»Nein.«

Horatio beobachtete sie weiterhin aufmerksam. Es gab kein Lehrbuch, in dem gestanden hätte, wie er hier vorgehen musste. Im Wesentlichen deutete Horatio die Körpersprache eines Patienten und hoffte, dass er damit nicht allzu falsch lag.

»Hazel hat mir von der wunderschönen Rosenhecke erzählt, die Sie gehabt haben.«

Kaum hatte er das gesagt, erschlaffte Michelle, als hätte jemand einen Stecker gezogen. Horatio befürchtete, dass sie ohnmächtig würde, doch sie riss sich zusammen und richtete sich auf.

»Mein Vater hat diese Rosenhecke gepflanzt«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Ja. Sie war ein Geschenk. Aber jemand hat sie abgeholzt.«

»Ein paar Kinder, die Wut auf meinen Vater hatten.«

»Das ist *eine* Theorie.«

Michelle versteifte sich erneut, schaute Horatio aber nicht an.

»Hazel hat damals eine Veränderung bei Ihnen bemerkt, Michelle. Inwiefern? Können Sie sich erinnern?«

»Ich war sechs. Woher soll ich das wissen?«

»Nun, an die Rosenhecke haben Sie sich ja auch erinnert. Und Sie haben sich daran erinnert, dass Ihr Vater sie gepflanzt und irgendwer sie abgeholzt hat.«

Michelle stieß hervor: »Vielleicht habe ich mit sechs jemanden brutal ermordet, und jetzt verdränge ich die Sache. Wäre Ihre Neugier damit

befriedigt?«

»Spielen Sie schon wieder den Klugscheißer? Eigentlich hatte ich gehofft, dass Sie sich nach meiner kleinen Ermahnung wenigstens zehn Minuten zusammenreißen würden.«

Jetzt schaute sie ihn an, und ihr Blick war neugierig, beinahe hungrig.
»Und warum diese Ermahnung?«

»Weil ich sehe, wie es langsam abwärts mit Ihnen geht, Michelle. Und ich will nicht, dass es irgendwann kein Zurück mehr für Sie gibt.«

»Verdammt, Horatio! Ich arbeite, ich denke, ich helfe Sean und einem kleinen Mädchen, das im Augenblick jemanden braucht!« Einen Augenblick glaubte Horatio, Tränen in Michelles Augen zu sehen, doch der Eindruck verflog rasch wieder. »Ich weiß, dass Sie nur versuchen, mir zu helfen. Sean versucht das auch. Ich habe Probleme, auch das weiß ich, und ich versuche, damit zurechtzukommen.«

»Aber Sie stellen sich den Problemen nicht, sondern ignorieren sie.«

Michelles Stimme bekam einen trotzigsten Tonfall. »Sie sagen, ich hätte mich mit sechs Jahren verändert? Nun, mein Leben hat sich gar nicht mal so schlecht entwickelt. Waren Sie je Olympionike? Oder Cop? Haben Sie je den Präsidenten bewacht? Ich schon! Haben Sie schon mal jemandem das Leben gerettet? Ich schon! Und mehr als einmal.«

»Ich sage ja nicht, dass Sie keinen Erfolg gehabt hätten. Sie haben außergewöhnliche Dinge erreicht. Aber ich spreche von selbstzerstörerischem Verhalten. Ich will, dass Sie verstehen, dass Sie irgendwann den Preis dafür bezahlen müssen.«

Michelle stand auf. »Wollen Sie mir sagen, dass alles, was ich in meinem Leben getan habe, mit irgendetwas in Verbindung steht, das in meiner Kindheit geschehen ist? Das wollen Sie mir sagen, *mir!*« Sie schrie ihm das letzte Wort ins Gesicht.

»Das habe ich nicht gesagt, sondern *Sie*.«

Ohne etwas zu erwidern, stürmte Michelle nach draußen. Horatio hörte, wie der Motor ihres Wagens ansprang und wie Kies emporgeschleudert wurde, als sie vom Parkplatz raste.

Horatio rieb sich die Schläfen, ging hinaus, schwang sich auf seine Harley und folgte ihr. Diesmal würde er sie nicht entkommen lassen.

52.

Sie sollten mich Ihnen wenigstens den Rücken decken lassen«, sagte Sheriff Hayes. Die Männer fuhren in Hayes' Privatwagen nach Williamsburg.

»Das würde nicht funktionieren, denn Whitfield weiß, wie Sie aussehen.«

»Dann einer meiner Deputys. Whitfield ist kein Mann, der zulässt, dass irgendein Kerl mit seiner Frau herummacht.«

»Er scheint aber kein Problem damit zu haben, dass seine Frau allein in Bars geht und dort angemacht wird. Es sah definitiv nicht so aus, als wäre sie zum ersten Mal dort gewesen.«

»Aber Whitfield weiß, wer Sie sind. Sollte er Sie in der Nähe seiner Frau sehen, könnte er auf den Gedanken kommen, Sie wollten ihn ausspionieren.«

»Aber er weiß nicht, dass *ich* weiß, dass sie seine Frau ist. Sollte einer seiner Schläger auftauchen, oder er selbst, werde ich den Überraschten spielen und meines Weges ziehen.«

»Glauben Sie wirklich, ein Kerl wie Whitfield kauft Ihnen das ab?«

»Vermutlich nicht. Aber haben Sie eine bessere Idee? Falls ja, ich höre. Verdammt, ich weiß ja noch nicht einmal, ob sie heute Abend dort sein wird. Vielleicht ist das alles vergebene Liebesmüh.«

»Nehmen wir mal an, Messaline weiß tatsächlich etwas. Warum sollte sie das ausgerechnet *Ihnen* erzählen?«

»Ich bin kein Anfänger, wenn es darum geht, Informationen aus jemandem rauszuquetschen.«

»Sie haben selbst gesagt, beim ersten Mal hätten sie es versaut.«

»Ja, beim ersten Mal.«

»Sie glauben also wirklich, dass Whitfield etwas mit den beiden Todesfällen zu tun gehabt hat?«

»Monk ist auf CIA-Boden gestorben. Whitfield hat klar und deutlich erklärt, dass er uns nicht an dem Fall haben will. Mir hat er sogar den CIA-Direktor auf den Hals gehetzt. Und vom selben Stück Land hat jemand auf mich geschossen, und Flugzeuge landen dort ohne Beleuchtung mitten in der Nacht.«

»Flugzeuge?«, sagte Hayes.

»Sie fliegen direkt über Babbage Town hinweg. Große Jets für Interkontinentalflüge. Niemand weiß, wer oder was da befördert wird. Außerdem hat der Kongress still und heimlich Gelder für den Bau eines angeblichen Wohnheims freigegeben, obwohl es da drüben schon genug Unterkünfte gibt.«

»Was meinen Sie mit ›angeblich‹?«

»Ein Gebäude kann vielen Zwecken dienen, auch als Verhörzentrum oder Folterkammer.«

Vor Schreck hätte Hayes fast das Steuer verrissen. »Haben Sie den Verstand verloren? So etwas ist in diesem Land illegal!«

»Vielleicht hat Monk ja Gefangene gesehen, von denen niemand etwas weiß und die mit Elektroschocks oder Schlimmerem traktiert werden sollten. Gäbe es ein besseres Motiv, jemanden zu töten?«

»Das kann ich nicht glauben. Und was ist mit Len Rivest?«

»Monk könnte es ihm erzählt haben. Oder Rivest hatte einen

dahingehenden Verdacht oder wusste es vielleicht sogar. Whitfield hat es herausgefunden, und damit war Rivests Schicksal besiegelt.«

»Aber wenn Rivest etwas wusste, warum ist er dann nicht zur Polizei gegangen? Immerhin war er mal beim FBI.«

»Vielleicht wollte er sich nicht gegen die CIA und Ian Whitfield stellen. Vielleicht wissen Leute an noch viel höherer Stelle, was in Camp Peary passiert. Und vielleicht *hat* er es ja jemandem erzählt, doch dieser Jemand war die falsche Person.«

»Glauben Sie an eine Verschwörung?«

»Wäre das so außergewöhnlich? Übrigens nennt man das in D. C. nicht Verschwörung, sondern Politik.«

Nervös sagte Hayes: »Das wächst mir langsam über den Kopf, Sean. Ich bin nur ein Kleinstadtpolizist, der in ein paar Jahren seinen Ruhestand genießen will.«

»Setzen Sie mich einfach ab, Merk, und schauen Sie nicht mehr zurück. Ich würde es Ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie unsere Partnerschaft auflösen. Dann mache ich eben allein weiter.«

Hayes dachte kurz darüber nach. »Ach, zum Teufel«, sagte er dann, »wenn ich schon untergehe, dann wenigstens für etwas Wichtiges. Trotzdem bin ich der Meinung, dass Ihnen heute Abend sicherheitshalber jemand folgen sollte.«

Hätte einer der beiden Männer sich umgedreht – er hätte bemerkt, dass ihnen bereits jemand auf den Fersen war.

53.

Horatio hielt mit seinem Motorrad neben Michelles SUV. Sie war von der Hauptstraße abgebogen und hatte unter ein paar Bäumen am Fluss geparkt. Sie war nicht im Wagen, und Horatio ging über einen Trampelpfad zum Wasser hinunter, wo er Michelle auf einem umgestürzten Baum sitzend fand, der teilweise auf den Fluss hinausragte. Sie reagierte nicht, als auch Horatio sich auf den Baumstamm setzte.

»Schöner Abend«, bemerkte er und warf ein Steinchen in den schnell dahinfließenden York, der die von einem Gewitter weiter stromaufwärts abgerissenen Blätter und Zweige in die Chesapeake Bay trug.

Michelle schwieg ein paar Minuten lang und starrte aufs Wasser. Dann sagte sie unvermittelt: »Wissen Sie, dass ich einmal meinen Wagen sauber gemacht habe? Ich habe es für Sean getan.«

»Warum?«

»Weil ich ihn gemocht habe, und er hatte damals eine schlimme Zeit hinter sich.«

»Ist es Ihnen schwergefallen, den Wagen sauberzumachen?«

»Viel schwerer, als es hätte sein sollen. Der Müll schien eine Tonne zu wiegen. Aber es ist nur ein Auto, nicht wahr?« Sie drehte sich zu ihm um. »Es ist nur ein Auto. Ich habe es allerdings nicht geschafft, ihn auch sauber zu halten. Ehrlich gesagt, habe ich das auch nicht versucht. Ich konnte einfach nicht. Nach nur einem Tag habe ich alles wieder reingeräumt.«

»Sean hat mir erzählt, Ihr Rennboot sei stets blitzblank. Er behauptet, man könne vom Rumpf essen.«

Michelle lächelte. »Das passt zu ihm. Er hat übrigens auch seine Macken. Haben Sie schon mal jemanden gesehen, der so ordentlich ist?«

Sie brach einen Zweig von dem umgestürzten Baum ab und warf ihn ins Wasser. Während sie zuschaute, wie er davontrieb, sagte sie: »Ich weiß nicht, warum ich mich verändert habe, Horatio. Ich weiß es wirklich nicht. Um die Wahrheit zu sagen – ich erinnere mich nicht einmal daran, dass ich mich verändert habe. Aber da so viele Leute behaupten, es sei so gewesen, werde ich es wohl akzeptieren müssen.«

»Okay, das ist schon mal ein Anfang, ein sehr positiver Schritt, Michelle. Aber als ich die Rosenhecke erwähnte, haben Sie sehr heftig reagiert. Warum?«

Michelle schauderte bei diesen Worten, hüllte sich wieder minutenlang in Schweigen und starrte auf den Stamm, auf dem sie saß. Horatios Blick blieb unverwandt auf sie gerichtet. Auch er schwieg. Er wagte nicht, etwas zu sagen, aus Angst, den ersten Durchbruch zunichte zu machen, den er seit ihrem ersten Treffen erreicht hatte. Schließlich wurde seine Geduld belohnt.

»Kann man Angst vor etwas haben, ohne zu wissen, was es ist?«, fragte Michelle.

»Ja. Es ist möglich, dass etwas so tief in Ihrem Geist vergraben ist, dass Sie zwar die Angst empfinden, aber die Ursache nicht erkennen. Es ist ein Schutzmechanismus unseres Gehirns, Dinge ins Unterbewusstsein zu verdrängen, die man nicht verarbeiten kann. Wir sperren sie aus.«

»Einfach so?«

»Einfach so. Aber das ist ähnlich wie beim Wasserrohrbruch im Keller, den Sie zu flicken versuchen, indem Sie willkürlich Löcher verstopfen. Irgendwann wird der Schaden so groß, dass die Fundamente bedroht sind. Das Wasser sickert an unerwartete Stellen ... an Stellen, die Sie nicht mal sehen können, bis der Schaden angerichtet ist.«

»Dann bin ich also ein baufälliges Haus, ja?«

»Und ich bin der beste Handwerker, dem Sie je begegnen werden.«

»Aber wenn ich mich nicht daran erinnern kann, warum ich solche Angst habe, wie können Sie mir dann helfen?«

»Da gibt es eine sehr gute Methode: Hypnose.«

Michelle schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht an diesen Mist. Mich kann niemand hypnotisieren.«

»Meist ist das gerade bei Menschen besonders leicht, die glauben, bei ihnen ginge das nicht.«

»Aber man muss die Hypnose doch *wollen*?«

»Das wäre hilfreich. Sie möchten doch, dass es Ihnen wieder besser geht?«

»Ich würde wohl kaum hier rumsitzen und mit Ihnen reden, wenn es anders wäre.«

»Und? Werden Sie sich von mir hypnotisieren lassen?«

»Ich mag es nicht, die Kontrolle zu verlieren, Horatio. Und was, wenn ich Ihnen etwas sage, womit ich nicht fertig werden kann? Was, wenn es wirklich so schlimm ist?«

»Deshalb habe ich studiert und alle meine tollen Diplome an der Wand hängen. Ich bin Profi. Lassen Sie mich meinen Job machen. Mehr verlange ich gar nicht.«

»Das ist schon viel ... vielleicht zu viel.«

»Werden Sie wenigstens darüber nachdenken?«

Michelle stand auf, kletterte geschickt vom Baum hinunter und sprang neben Horatio auf den Boden. Als sie an ihm vorbeiging, sagte sie über die Schulter zu ihm: »Ich werde darüber nachdenken.«

Horatio schaute ihr wütend hinterher. »Wo laufen Sie denn jetzt schon wieder hin?«

»Ich habe Viggie-Dienst.«

54.

Sean hatte Glück. Valerie saß am selben Tisch wie am Vorabend, und wieder scheuchte sie einen Möchtegern-Aufreißer davon.

Diesmal war sie weniger aufreizend gekleidet. Sie trug eine weite Hose und einen Kaschmirswearer. Ihr Haar hatte sie zu einem französischen Zopf geflochten, und ihr Lippenstift war gedeckt.

Als sie Sean auf sich zukommen sah, schaute sie rasch in die andere Richtung. Sie blickte ihn auch dann noch nicht an, als er ihr gegenüber Platz nahm.

»Wie ich sehe, sind Sie hier noch immer sehr populär«, bemerkte er.

»Und wie ich sehe, kapieren Sie es einfach nicht, wenn Sie eine Abfuhr bekommen haben.«

»Neuer Tag, neues Glück.«

»Nicht hier.«

»Würden Sie gerne etwas essen?«

»Muss ich wirklich erst den Türsteher rufen, um Sie loszuwerden?«

»Lassen Sie mich darüber nachdenken, während Sie sich entscheiden, was Sie essen wollen.« Fast hätte Valerie gelächelt. Sean ging sofort darauf ein. »Okay, ihre Mundwinkel haben zwar nur gezuckt, aber ich nehme, was ich kriegen kann.«

»Wie kommen Sie eigentlich auf die Idee, dass ich mit Ihnen zu Abend essen will?«

»Okay, da ich nun Ihre volle Aufmerksamkeit habe, werde ich es Ihnen

sagen.« Er hielt kurz inne, fuhr dann fort: »Ich will nur mit jemandem reden. Wenn man immer nur allein unterwegs ist, wird man das irgendwann leid. Ich suche bloß eine gepflegte Konversation bei einer Flasche Wein. Und die Rechnung können wir uns teilen, keine Gefälligkeiten.«

»Und Sie glauben, dass ich Ihnen diese gepflegte Konversation bieten kann? Und dass ich Wein mag?«

»Das mit der Konversation betrachte ich als gegeben. Was das betrifft, ist mein Radar ziemlich gut. Es hat kein einziges Mal negativ angeschlagen, seit ich Sie getroffen habe. Und was den Wein angeht, bin ich flexibel. Aber auf dem Weg hierher bin ich an einem Laden in der Nähe vorbeigekommen, wo ein Cabernet angeboten wird, den ich unbedingt mal probieren will.«

»Sie kennen sich mit Trauben aus?«

»Ich habe mal Wein gesammelt.«

»Haben?«

»Ja, bis jemand mein Haus mitsamt Weinkeller in die Luft gejagt hat.« Sean stand auf. »Sollen wir?«

Als sie in einer Ecke saßen, von wo sie auf die Straße hinausblicken konnten, und sich eine Flasche Cabernet teilten, blickte Sean auf Valeries Ehering, sodass sie nicht umhin konnte, es zu bemerken.

»Sie fragen sich, warum ich Wein mit Ihnen trinke, obwohl ich doch offensichtlich verheiratet bin«, sagte sie.

»Nun, wenn ich Ihr Mann wäre, würde ich Sie nicht allein in Bars gehen lassen.«

»Ich kann auf mich selbst aufpassen.«

»Ich würde mich an seiner Stelle trotzdem sorgen, dass Sie Gefallen an einem jungen Burschen finden könnten.«

»Und jetzt denken Sie, ich hätte Gefallen an Ihnen gefunden?«

»Ich denke, dass Sie sich gerade fragen, ob ich es wirklich ernst meine oder ob ich auch nur so ein Aufreißer bin.«

»Und was davon trifft zu?«

»Wäre ich ein Aufreißer, würde ich Ihnen sagen, dass ich es ernst meine.«

»Was heißt das jetzt?«

»Das heißt, dass Sie sich durch Beobachtung eine eigene Meinung werden bilden müssen. Klingt das vernünftig?«

»Worüber sollen wir reden, damit ich mit meinen Beobachtungen beginnen kann?«

»Wir reden über unsere persönlichen Geschichten. Ich fange an. Ich bin geschieden, keine Kinder. Und wie ich Ihnen schon sagte, bin ich Problemlöser ... Anwalt, genauer gesagt. Ich bin hier wegen eines Mandanten, der in einen üblen Prozess verstrickt ist. Und Sie?«

»Ich bin verheiratet und habe ebenfalls keine Kinder. Früher hatte ich eine Karriere, heute sitze ich zu Hause oder gehe manchmal aus. Das wär's auch schon.«

»Was tun Sie, wenn Sie Spaß haben wollen?«

»Ich tue nichts aus Spaß. Ich hatte in meinem Leben schon genug Spaß. Jetzt geht es nur noch bergab.«

»Na, na. Es ist nicht so, als würden Sie schon mit einem Fuß im Grab

stehen ...«

»Nein?«

»Sie sind doch nicht krank oder so?«

»Nicht in dem Sinne, den Sie meinen.«

Sean lehnte sich zurück und schwenkte den Wein im Glas. »Okay, Sie qualifizieren sich für die Top Three der interessantesten Frauen, die ich je kennen gelernt habe. Nur damit Sie das im Kontext sehen: Meine Ex hat es nicht mal bis in die Top Ten geschafft.«

»Was mir verrät, dass Sie kein guter Menschenkenner sind.«

»Ich bin inzwischen besser geworden.«

»Mein Mann würde es bei jedem in die Top Ten schaffen. Er ist wirklich sehr interessant ... oder zumindest das, was er tut.«

»Und was tut er?«

Valerie schüttelte den Kopf. »Ein loses Mundwerk kann Schiffe versenken, wie Sie sicherlich wissen.«

Sean spielte kurz den Verwirrten. »Schiffe versenken? Ist er beim Militär? Ich weiß, dass die Navy hier unten präsent ist.«

»Er arbeitet für die Regierung, aber nicht beim Militär, obwohl er in Vietnam gekämpft hat.«

»Vietnam! Sie sind doch gar nicht so alt.«

»Er hat lange mit dem Heiraten gewartet. Warum er sich schlussendlich doch dazu entschlossen hat, kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen.«

»Was dann? FBI? Ich habe ein paar Kumpel, die früher bei der Armee waren und jetzt fürs FBI arbeiten.«

»Haben Sie je von Camp Peary gehört?«

Sean schüttelte langsam den Kopf. »Der Name kommt mir irgendwie bekannt vor. Ist das so ein Ferienlager für Kinder?«

Sie lächelte. »In gewisser Hinsicht schon, nur sind die Kinder sehr groß und ihre Spielzeuge auch.«

»Was meinen Sie damit?«

»Camp Peary ist ein Trainingslager für die Regierungsbehörde, deren Abkürzung mit C beginnt und mit A endet. Haben Sie's jetzt kapiert?«

»Ihr Mann arbeitet für die *CIA*?«, stieß Sean hervor.

Valerie schaute ihn misstrauisch an. »Sind Sie sicher, dass Sie noch nie von Camp Peary gehört haben?«

»Ich bin aus Ohio. Hier in der Gegend mag es ja berühmt sein, aber in Dayton ist noch nichts davon angekommen. Tut mir leid.«

»Mein Mann leitet das Camp. Das ist übrigens kein Staatsgeheimnis.«

Sean spielte den Verblüfften. »Valerie, lassen Sie mich Ihnen eine einfache Frage stellen.«

»Warum sollte so ein Mann seine Frau allein in Bars gehen und mit Fremden zu Abend essen lassen?« Sean nickte. »Nun, lassen Sie mich Ihnen genauso einfach antworten: Es ist ihm egal, was ich tue. An manchen Tagen weiß ich nicht einmal mehr, warum er mich geheiratet hat. Ich weiß, dass ich einen verdammt guten ersten Eindruck mache, aber bei Ian hat die Wirkung nachgelassen.«

Wenn Ian seinen Weg geht und Sie Ihren, warum lassen Sie sich dann nicht scheiden?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Scheidungen verlaufen meist sehr unerfreulich und kosten viel Kraft. Sie sind selbst geschieden. Stimmt das nicht?«

»Oh ja, das stimmt«, gab Sean zu. »Ich nehme an, Ihr Mann ist sehr beschäftigt von wegen Krieg gegen den Terror und so.«

»Vielleicht liegt es auch nur daran, dass ich nicht interessant genug bin«, sagte Valerie.

Sean lehnte sich zurück und schaute nachdenklich drein. »Bei meiner Frau und mir war es Liebe auf den ersten Blick. Doch dann hat sie sich verändert ... oder ich, wer weiß das schon? Sie mochte Anwälte nicht sonderlich. Vermutlich war unsere Ehe von Anfang an zum Scheitern verurteilt.«

»Vielleicht war das auch bei mir so.«

»Warum? Wie haben Sie und Ian sich denn kennen gelernt?«

»Ich habe für ein Privatunternehmen gearbeitet, das Aufträge von der CIA bekommen hat. Mein Spezialgebiet war Bioterrorismus – lange, bevor dieses Thema populär geworden ist. Wir haben uns auf einer Konferenz in Australien kennen gelernt. Das war natürlich, bevor man ihn zum Direktor von Camp Peary befördert hat. Tatsächlich war ich schon dort, bevor ich Ian überhaupt gekannt habe. Aber ich habe mir die Finger verbrannt und bin gegangen. Er hingegen genießt es noch immer, in dieser Welt zu leben. Das ist der Unterschied zwischen uns beiden, und es ist ein verdammt großer Unterschied.«

»Hat man vor kurzem nicht eine Leiche in Camp Peary gefunden?«

Valerie nickte. »Der Mann ist offenbar über den Zaun geklettert und hat

sich selbst erschossen.«

»Warum sollte jemand so was tun?«

»Jeder hat seine Probleme.«

»Bei Ihnen hört sich das an, als würden Sie aus Erfahrung sprechen.«

»Wir sprechen alle aus Erfahrung, Sean.«

Nach dem Essen gingen sie gemeinsam die Straße hinunter.

»Das war ein großartiger Abend, Valerie. Danke.«

»Es war ein sehr deprimierender Abend, und das war zum größten Teil meine Schuld.«

Sean schwieg. Es gab keine gute Antwort darauf. Schließlich sagte er:

»Ich werde noch gut eine Woche in der Stadt sein. Würden Sie unser Treffen gerne wiederholen?«

»Ich glaube, das wäre keine gute Idee«, erwiderte sie.

»Könnte ich dann wenigstens Ihre Telefonnummer bekommen?«

»Warum?«

»Kann es schaden, wenn man ein bisschen redet?«

»Alles kann irgendwie schaden.« Trotzdem griff sie in ihre Handtasche, holte Papier und Kugelschreiber heraus, schrieb eine Nummer auf und reichte den Zettel Sean.

»Dort können Sie eine Nachricht hinterlassen. Wenn ich nicht zurückrufe ... nun, dann tut es mir leid. Danke, dass Sie mich vor einem weiteren Abend in dieser Bar gerettet haben. Auf Wiedersehen.« Kurz legte sie

Sean die Hand auf den Arm und ging davon. Sean machte sich Sorgen. Valerie Messaline war vermutlich genau das, was sie zu sein vorgab: eine einsame Frau, die Wasser trat, bis irgendetwas passierte. Sein einziger Anhaltspunkt, etwas über Camp Peary zu erfahren, war soeben verschwunden. Wo sollte er jetzt noch suchen?

Die Antwort fiel ihm fast so schnell ein wie die Frage. Das Problem war nur: Hatte er den Mut dazu? Oder besser gesagt: War er verrückt genug?

Michelle beschloss, ihren Viggie-Dienst mit einem kühnen taktischen Schachzug zu kombinieren. Es war noch hell, und so nahm sie das Mädchen zum Bootshaus mit, nachdem sie sich von Alicia die Erlaubnis geholt hatte. Dort legte sie dem Mädchen eine passende Schwimmweste an, nachdem sie herausgefunden hatte, dass Viggie keine gute Schwimmerin war. Gemeinsam zogen sie dann ein Kanu heraus und waren kurz darauf auf dem Fluss. Viggie saß vorne mit einem Paddel, während Michelle hinten saß, lenkte und Viggie erklärte, wie sie das Paddel führen musste.

Rasch lernte Viggie, das Paddel elegant und schwungvoll durchs Wasser zu ziehen. Michelle kam zu dem Schluss, dass das Mädchen wesentlich kräftiger war, als es aussah.

»Das macht Spaß«, sagte Viggie, als der Wind ihr Haar flattern ließ.

»Ich finde es auch super«, sagte Michelle. Sie brauchte nur zwei Paddelschläge, dann hatte sie den Rhythmus wiedergefunden. Wenn man Tausende Meilen gepaddelt war, hatte der Bewegungsablauf sich förmlich in die Muskeln eingebrannt.

Wie Michelle geplant hatte, erreichten sie rasch jenen Teil des York River, an dem Camp Peary lag. Sie stellte das Paddeln ein und sagte Viggie, sie solle ebenfalls aufhören. Während sie sich von der Strömung treiben ließen, lehnte Michelle sich zurück und schaute unauffällig zu der geheimen CIA-Anlage. Der Außenzaun funkelte. Eine Wache war nicht zu sehen, doch Michelles sechster Sinn sagte ihr, dass wachsame Augen sie verfolgten.

»Das ist Camp Peary«, sagte Viggie plötzlich. »Dort ist Monk gestorben.«

»Du weißt von Camp Peary?«, fragte Michelle. Viggie nickte. »Hat

Monk je mit dir darüber gesprochen?« Wieder nickte das Mädchen.
»Was hat er gesagt?«

»Irgendwas.«

»Codes und Blut?«

Viggy drehte sich um und starrte sie an. »Du hast mit diesem anderen Mann geredet.«

»Horatio Barnes? Ja. Er ist ein Freund.« Bei den letzten Worten musste Michelle sich auf die Lippen beißen.

»Ich mag ihn nicht.«

»Manche Leute bekommen ein falsches Bild von ihm. Code und Blut ... Das klingt interessant.«

Ein Gutes hatte es, in einem Kanu mitten auf dem Fluss zu treiben: Viggy konnte nicht einfach aufstehen und gehen, was einer der Gründe dafür war, warum Michelle sie hergebracht hatte.

»Monk hat Codes gemocht. Er hat sie mir beigebracht. Er war mit einem berühmten Wissenschaftler verwandt.«

»Dann bist du auch mit ihm verwandt.«

Viggy nickte stolz. »Alan Turing war ein Homosexueller. Damals mochten die Leute so was nicht; deshalb hat er einen vergifteten Apfel gegessen und ist gestorben.«

Michelle wusste nicht, was sie zu diesem Themenwechsel sagen sollte. Monk hat sie wirklich wie eine Erwachsene behandelt, ging es ihr durch den Kopf. »Das ist sehr traurig«, sagte sie schließlich.

»Ich hoffe, ich muss nie einen vergifteten Apfel essen, wenn die Leute

wütend auf mich sind.«

»Da musst du ganz bestimmt nicht, Viggie«, sagte Michelle mit fester Stimme. »Sich das Leben zu nehmen ist nie eine Lösung.« Bei diesen Worten überkamen sie Schuldgefühle.

»Es ist wie mit der bösen Königin bei Schneewittchen. Sie hat sich in eine alte Frau verwandelt, ist in ein altes Boot gestiegen und hat sich dann vom Fluss zu der Hütte im Wald treiben lassen. Dann hat sie Schneewittchen überlistet, damit sie den Apfel aß. Schneewittchen ist zwar nicht gestorben, aber eingeschlafen, und dann musste ein Prinz sie küssen, um sie aufzuwecken. Igitt!«

»Sich auf hübsche Prinzen zu verlassen, damit sie das eigene Leben schöner machen, ist nicht sehr klug, stimmt's?«

»Stimmt, aber es zeigt auch, dass der mit dem Apfel sehr mächtig ist.«

Michelle beschloss, das Thema zu wechseln. »Viggie, hast du je von einem Geheimraum im Herrenhaus gehört?«

Viggie drehte sich zu ihr um. »Von einem Geheimraum?«

»Ja. Wir waren in einem anderen alten Haus hier in der Gegend, und da haben wir ein paar Kinder in einem geheimen Raum gefunden. Eines der Kinder hat gesagt, dass viele alte Häuser solche Räume hätten.«

»In Babbage Town habe ich noch nie von so etwas gehört«, sagte Viggie.

»Okay.« Michelle wartete einen Moment und sagte dann: »Wo wir gerade von geheimen Dingen reden ... Könntest du mir ein paar Codes beibringen?«

»Es gibt viele verschiedene. Du kannst auch selbst welche erfinden.«

»Habt ihr, du und Monk, Codes erfunden?«

»Oh ja. Oft.«

»Ich nehme an, er wollte Dinge vor anderen Leuten geheim halten. Weißt du, vor wem er etwas geheim halten wollte?«

»Vor allen«, antwortete Viggie und grinste Michelle listig an. »Auch vor dir.«

Plötzlich erkannte Michelle, dass Viggie genau wusste, was sie hier versuchte, und jetzt machte das Mädchen sich über sie lustig. Michelle beschloss, es auf direkterem Weg zu probieren. Natürlich war das riskant, doch im Augenblick hatte sie nicht allzu viele Möglichkeiten.

»Viggie, wir versuchen herauszufinden, wer dir Monk weggenommen hat. Verstehst du? Das ist der einzige Grund, warum wir hier sind.«

Michelle beobachtete, wie Viggie die Schultern hängen ließ. Da Michelle nicht wusste, wie sie diese Körpersprache deuten sollte, machte sie einfach weiter. »Wenn er Angst vor jemandem hatte oder wenn er Geheimnisse vor anderen hatte, würde es uns sehr helfen, wenn wir wüssten, vor wem. Wir versuchen nur zu helfen.«

»Leute, die sagen, dass sie helfen wollen, haben andere Gründe.«

»Wir nicht, Viggie. Glaub mir.«

Viggie starrte sie an. »Wirst du fürs Helfen *bezahlt*?«

Die Frage traf Michelle unvermittelt, aber sie fühlte, dass es nicht gut gewesen wäre, das Kind anzulügen. »Es ist mein Job, anderen Leuten zu helfen. So verdiene ich meinen Lebensunterhalt.«

»Du wirst bezahlt? Deshalb verbringst du Zeit mit mir, nicht wahr? Ohne Geld würdest du gar nicht bei mir sein wollen. Ich wette, du würdest viel

lieber mit deinen echten Freunden rumhängen.«

»Ich habe nicht viele echte Freunde, Viggie. Eigentlich habe ich nur Sean.«

»Ich wette, das stimmt nicht.«

»Warum glaubst du, alle hätten viele Freunde, nur du nicht? Und es gibt ja noch andere Kinder in Babbage Town und in der Schule.«

»Die sind nicht wie ich. Die halten mich für seltsam.«

»Jeder ist auf seine Art seltsam. Wärest du je in meinem Wagen mitgefahren, wüsstest du, wovon ich rede. Der ist voller Müll, den ich einfach nicht loswerde, egal wie sehr ich mich bemühe.«

Viggie starrte sie an. »Deshalb haben sie Mr. Barnes hierhergeholt. Weil ich seltsam bin.«

Michelle schluckte. »Nein, Mr. Barnes ist wegen mir gekommen. Er hilft mir, ein paar Probleme zu lösen ... aus der Zeit, als ich noch ein kleines Mädchen war.«

»Wirklich?« Michelle nickte. »Schwörst du das? Du sagst das nicht einfach so?«

»Ich schwöre es. Der arme Horatio. Ich bin immer aufgestanden und weggegangen, wenn er mir Fragen gestellt hat, und dabei will er mir doch nur helfen.«

Mit leiser Stimme sagte Viggie: »Das habe ich auch gemacht. Warum bist du weggelaufen?«

Michelle zögerte – nicht, weil sie die Antwort auf diese Frage nicht kannte. Es fiel ihr schwer, sie auszusprechen. »Ich hatte Angst.«

»Vor was?«, hakte Viggie nach und starrte Michelle weiterhin an.

»Ich hatte Angst, dass er der Wahrheit zu nahe kommt und dass ich nicht damit fertig werde.«

Viggie nahm ihr Paddel wieder. »Ich auch«, flüsterte sie.

»Weißt du, ich erinnere mich nicht richtig daran, was mit mir geschehen ist. Deshalb will Mr. Barnes mich hypnotisieren. Er will mir helfen, mich zu erinnern.«

»Und? Lässt du ihn?«

»Ich weiß es nicht. Was denkst du?«

»Du willst meine Meinung hören?«

»Sicher. Du bist wirklich klug. Soll ich, oder soll ich nicht? Manchmal ist es gar nicht so toll, die Wahrheit zu erfahren.«

»Ich finde, du solltest dich hypnotisieren lassen«, erklärte Viggie entschlossen.

»Warum?«

»Wissen ist immer besser, oder?«

Michelle antwortete nicht sofort darauf. »Wahrscheinlich hast du recht. Es ist besser, man weiß es.«

»Können wir jetzt zurück?«, fragte Viggie und schob ihr Paddel ins Wasser.

»Klar. Ich hoffe, es hat dir Spaß gemacht.«

Viggie nickte, sagte aber nichts. Als sie umdrehten und zurückpaddelten,

humpelte ein Mann aus dem Wald auf der Uferseite von Camp Peary. Ian Whitfield nahm sein Fernglas herunter, doch sein Blick blieb auf das kleine Zweimannboot gerichtet. Einer seiner Männer hatte ihn auf die beiden Kanuten aufmerksam gemacht. Whitfield nahm ein Handy vom Gürtel, drückte eine Nummer und sprach mit grimmigem Gesicht. Ein paar Minuten später gesellte sich sein Gehilfe zu ihm, Mr. Sixpack.

»Ex-Secret Service?«, fragte Whitfield. »Beide? Sie und Sean King?«

»Ja. Michelle Maxwell ist hier unten, um für die Leute von Babbage Town die Umstände des Todes von Turing und Rivest zu untersuchen.«

Whitfield sagte: »Turings Tochter war in dem Kanu.«

»Was wollen Sie deswegen unternehmen, Sir?«

Whitfield beantwortete die Frage nicht. Er stand einfach nur da und schaute durch den Zaun aufs Wasser. Schließlich drehte er sich wieder zu Mr. Sixpack um. »Manchmal ist das ein verdammt undankbarer Job, mein Sohn.« Und mit diesen Worten humpelte er in den Wald zurück.

Als sie zum Bootshaus zurückgekehrt waren, trugen Michelle und Viggie das Kanu und die Ausrüstung wieder in den Schuppen. Auf dem Weg zurück nach Babbage Town nahm Viggie Michelles Hand. »Ich hoffe, Mr. Barnes kann dir mit deinen Erinnerungen helfen«, sagte sie.

»Danke, Viggie, dass du mir bei der Entscheidung geholfen hast.«

Als sie das Haus erreichten, lief Viggie zu ihrem Klavier und begann zu spielen. Als der letzte Ton verklungen war, schaute sie zu Michelle. »Ich hab dich gern«, sagte sie.

»Ich hab dich auch gern, Viggie.«

Das Mädchen sprang auf und rannte die Treppe hinauf. Oben angekommen, blieb sie stehen und drehte sich noch einmal um. »Codes

und Blut!«, schrie sie und lief den Flur zu ihrem Zimmer hinunter.
Michelle blieb verwirrt unten stehen.

56.

Sean hatte sich in Williamsburg einen Mietwagen besorgt und fuhr nach dem Abendessen mit Valerie nach Babbage Town zurück. Er überquerte die Brücke über den York und fuhr gerade an Gloucester Point vorbei, als der Wagen, der ihm den ganzen Abend gefolgt war, plötzlich heranschoss, ihn an den Fahrbahnrand drängte und zum Anhalten zwang. Ehe Sean aussteigen konnte, stand ein Mann am Seitenfenster.

»Raus aus dem Wagen!«, schrie er Sean an und wedelte mit seinem Ausweis.

FBI Special Agent Mike Ventris strahlte nicht gerade Warmherzigkeit aus.

»Darf ich fragen, was das soll?«, erkundigte Sean sich in höflichem Tonfall.

»Halten Sie das Maul, und steigen Sie in meinen Wagen! Sofort!«

Sean folgte Ventris zu dessen Dienstfahrzeug. Er setzte sich auf den Beifahrersitz, während Ventris hinter dem Steuer Platz nahm. Als die Türen zuknallten, drehte Ventris sich zu Sean um. »Was glauben Sie eigentlich, was Sie tun, Sie Idiot?«

Ruhig antwortete Sean: »Ich bin gerade zurück nach Babbage Town gefahren, als Sie mich von der Straße gedrängt haben. Sie sollten sich von Ihrem Brötchengeber vielleicht noch ein paar Fahrstunden geben lassen. Oder tun Sie das nur, weil es ihnen einen Kick verschafft?«

»Sparen Sie sich die Klugscheißerei. Sie sind zu Ian Whitfield gefahren.«

»Nun, eigentlich hat er mich und Sheriff Hayes zu sich bestellt ...«

»Und danach haben Sie sich mit seiner Frau in einer Bar getroffen.«

»Nein, wir haben uns zufällig kennen gelernt.«

»Und gerade haben Sie mit ihr zu Abend gegessen.«

»Das ist doch kein Verbrechen. Jedenfalls keins, das mir bekannt wäre.«

»Wie ist Ihre Beziehung zu Valerie Messaline?«

»Wir teilen die Liebe zu einem guten Mojito.«

Ventris stieß Sean den Finger auf die Brust. »Ich bin drauf und dran, Sie einzubuchten.«

»Und wie lautet die Anklage?«

»Ich kann Sie achtundvierzig Stunden wegsperren, ohne dass jemand mir Fragen stellt. Bis dahin werde ich schon etwas finden, das einen Haftbefehl wert wäre.«

»Ich bin hier, um zu arbeiten, genau wie Sie. Ich versuche herauszufinden, wer Monk Turing und Len Rivest umgebracht hat. Erinnern Sie sich noch an den kleinen Wettbewerb, von dem ich gesprochen habe?«

»Und ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen mir nicht in die Quere kommen!«

»Mir war nicht bewusst, dass ich Ihnen bei Valerie Messaline in die Quere kommen würde.«

»Sie hat nichts mit diesem Fall zu tun, ebenso wenig Ian Whitfield. Der Mann hat Wichtigeres zu tun, als sich um einen kleinen Scheißer von Privatdetektiv zu kümmern, der seine Nase in Dinge reinsteckt, die ihn nichts angehen.«

Sean schaute ihn ungläubig an. »Seit wann ist das FBI der Schoßhund der CIA?«

»Ich rate Ihnen, Freundchen, lassen Sie die Finger davon. Es geht hier um wichtigere Dinge als nur um ein paar Morde.«

»Und was für Dinge sind das?«

»Raus aus dem Wagen! Und wenn wir uns noch einmal über den Weg laufen, wird es Ihnen noch weniger gefallen.«

Sean stieg aus dem Fahrzeug und klopfte ans Fenster. »Übrigens, gibt es etwas Neues über das ›Gasleck‹ in der Leichenhalle?«

Ventris wäre Sean fast über die Füße gefahren.

Auch wenn er gegenüber Ventris den coolen Klugscheißer raushängen ließ – Sean lächelte nicht, als er zu seinem Wagen zurückging. Er rutschte immer tiefer in eine Sache hinein, bei der bis jetzt nichts einen Sinn ergab. Doch auf dem Weg zurück nach Babbage Town wusste Sean, was er als Nächstes tun sollte.

»Das meinst du doch nicht ernst, Sean«, sagte Horatio. Sie standen zu dritt neben Michelles SUV und Horatios Harley. Beide Fahrzeuge parkten auf einem Feldweg gut eine Meile von Babbage Town entfernt.

»Monk Turing ist auch über den Zaun von Camp Peary geklettert, und schau dir an, was mit ihm passiert ist«, fuhr Horatio fort.

»Vertrau mir. Ich will nicht über den Zaun klettern, aber mir gehen allmählich die Alternativen aus«, erwiderte Sean in gleichmütigem Tonfall.

Michelle lehnte sich an ihren Wagen und musterte ihren Partner. »Wann gehen wir los, Sean?«

Horatio starrte sie offenen Mundes an. »Sie wollen diesen Wahnsinnigen begleiten?«

Sean schaute zu Michelle. »Ich gehe alleine.«

»Spar dir die Mühe. Wenn du gehst, gehe ich auch.«

»Wenn man uns erwischt, stecken wir bis zum Hals in der Scheiße«, sagte Sean.

»Mit dir wird es wirklich nie langweilig«, erwiderte Michelle. »Das muss man dir lassen.«

»Wisst ihr eigentlich, was ihr da sagt?«, jammerte Horatio. »Das ist die CIA, um Himmels willen. Man könnte euch wegen Hochverrats hinrichten.«

»Wir werden am Samstag gehen«, sagte Sean als Antwort auf Michelles erste Frage. »Aber nur, wenn wir bis dahin keinen Durchbruch bei dem Fall erzielt haben.«

»Kommt dann der nächste Flug?«, fragte Michelle.

Sean nickte. »Ich weiß nicht, ob du die Karte in South Freemans Büro bemerkt hast«, sagte er, »aber ...«

Sie beendete den Satz für ihn: »Aber die Landebahn ist auf der anderen Seite der Bäume, bei denen man Monk gefunden hat. Wir betreiben also ein wenig Aufklärung bei so einem Flug.«

»Zumindest dürfte es sehr interessant sein, wer oder was mit der verdamnten Maschine transportiert wird.«

»Hör mal, jetzt machst du mir wirklich Angst, Sean«, sagte Horatio. Dann fügte er hinzu: »Das kann ich euch nicht tun lassen. Das wisst ihr doch, oder?«

Sean drehte sich zu ihm um. »Wenn du nicht willst, dass wir über den Zaun klettern, dann sag uns, wie wir sonst an die Wahrheit kommen sollen. Du hast es doch so mit der Wahrheit. Du hast mit Viggie und Michelle gearbeitet, um genau das herauszufinden, stimmt's?«

»Das ist etwas anderes.«

»Für mich nicht. Drei Männer sind getötet worden, und mein Instinkt sagt mir, dass Camp Peary im Zentrum von alldem liegt. Irgendjemand dort hat versucht, mich umzubringen. Das kann ich nicht einfach auf sich beruhen lassen.«

»Dann sprich mit den Behörden.«

»Sheriff Hayes würde einen Herzinfarkt bekommen, wenn er wüsste, was wir vorhaben. Ventris würde mich einfach erschießen und sagen, seine Waffe sei versehentlich losgegangen. Ich habe Hayes von meinem Abendessen mit Valerie und dem kleinen Treffen mit Ventris erzählt, aber das war's dann auch. Dir habe ich es gesagt, weil ich dir vertraue. Außerdem würde ich dich nie hinters Licht führen.«

»Wovon redest du eigentlich?«, fragte Horatio nervös.

»Wenn die Cops uns schnappen, werden sie sich jeden holen, von dem sie glauben, dass er etwas mit uns zu tun hat. Also auch dich. Du hast jetzt die Chance, nach Hause zu fahren. Sofort. Michelle und ich werden schwören, dass du nichts mit der Geschichte zu tun hattest.«

Horatio lehnte sich gegen den SUV. »Ich muss sagen, dass die meisten Verbrecher, mit denen ich gearbeitet habe, bei weitem nicht so rücksichtsvoll waren.«

»Und wenn wir das durchstehen und wieder zu Hause sind, kannst du dich immer noch mit Michelle treffen.« Sean schaute zu seiner Partnerin.
»Wenn sie will«, fügte er zögernd hinzu.

Michelle schwieg.

»Und wenn ich bleibe?«, fragte Horatio.

»Sofern man uns nicht schnappt, ist das kein Problem. Falls doch, könnten die Cops herumschnüffeln, wenn du noch da bist. Und ich kann nicht garantieren, dass du nicht auch zum Ziel wirst.«

»Wenn man euch schnappt, kann ich eurem Anwalt beim Aufbau einer Verteidigung helfen, die sich auf geistige Unzurechnungsfähigkeit stützt.«

Sean lächelte. »Es ist doch immer wieder schön, wenn man Alternativen hat.«

Horatio sagte: »Aber ihr riskiert euer Leben, Sean.«

»Und? Das habe ich den größten Teil meines Erwachsenenlebens getan.«

Michelle fügte hinzu: »Nach einer Weile wird das sogar zur Gewohnheit.«

Horatio beobachtete, wie die beiden einen wissenden Blick tauschten, wie ihn sich nur zwei Menschen zuwarfen, die immer wieder gemeinsam ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben. »Viggie weiß irgendetwas. ›Codes und Blut.« Wenn wir herausfinden, was sie damit meint, können wir vielleicht das Rätsel lösen, ohne dass ihr über diesen verdammten Zaun klettern müsst.«

»Jeder gute Ermittler verfolgt mehrere Spuren gleichzeitig, denn die meisten führen ins Nichts. Es ist ein simples Zahlenspiel. Aber im Augenblick gilt meine Aufmerksamkeit dem Stück Land auf der anderen Flussseite.«

»Aber bis dahin«, sagte Michelle, »kann ich mir ja mal Champ vorknöpfen.«

»Und ich werde es bei Alicia versuchen«, sagte Sean.

»Wie ist die Wettervorhersage für Samstagnacht?«, fragte Michelle.

»Kühl und bewölkt.«

»Wenigstens haben wir Zeit, uns vorzubereiten. Wir werden ein paar Dinge brauchen.«

»Ich habe mich schon darum gekümmert.«

»Und Joan hat keine Fragen gestellt?«

»Ich habe das nicht über Joan geregelt, denn ich traue ihr nicht ... zumindest nicht in dieser Angelegenheit.«

»Ich will nichts mehr davon hören«, sagte Horatio und drückte die Hände auf die Ohren. »Ich mache mich auch so schon der Mittäterschaft schuldig.«

»Mach dir keine Sorgen. Wie ich schon sagte: Wenn man uns schnappt, werden wir dich nicht verpfeifen.« Sean grinste. »Es sei denn, es springt ein guter Deal dabei für uns raus.«

»Was habe ich nur getan, dass ich Freunde wie dich habe!«

Sean sagte: »Horatio, wir *müssen* auch bei Viggie weitermachen. Codes und Blut. Du hast recht. Das muss etwas bedeuten.«

»Ich kann noch eine Sitzung mit ihr machen«, schlug Horatio vor.

»Ich bin ziemlich nah an sie ran gekommen«, sagte Michelle. »Lassen Sie mich es versuchen.«

Horatio schaute sie an. »Hat sie gesagt, dass sie Sie mag?«

»Ja. Und sie hat auch gesagt, *Sie* mag sie *nicht*.«

»Ihre offensichtliche Freude, mir das zu sagen, ist mir nicht entgangen«, bemerkte der Psychologe.

»Da ist noch eine Sache, die mich verwirrt«, sagte Sean. »Wie kommt es, dass in der Nacht von Rivests Tod niemand gesehen hat, wie jemand das Haus verließ? Es steht an der Hauptdurchgangsstraße. Da muss doch jemand was gesehen haben.«

»Bist du sicher, dass dein Sheriffkumpel den richtigen Leuten die richtigen Fragen stellt?«, fragte Horatio.

»Davon bin ich ausgegangen. Vielleicht war das ein Fehler. Vielleicht sollten wir das noch einmal selbst tun.«

»Und was soll ich machen, während ihr beiden euch darauf vorbereitet, abgeschlachtet zu werden?«

»Heißt das ...«, begann Sean, doch Horatio unterbrach ihn.

»Ja, ich bleibe. Ich muss genauso verrückt sein wie ihr. Aber das Gute daran ist, dass ich genug Zeit haben werde, euch zu behandeln, wenn wir erst im Knast sitzen. Also gebt mir was zu tun, ehe ich wieder zu Verstand komme, mich auf meine Harley schwingen und wie der Teufel von euch beiden Psychos wegfahren.«

»Du kannst mit einem Kerl namens South Freeman drüben in Arch, Virginia, reden. Er hat da eine Zeitung und kennt sich gut mit der Lokalgeschichte aus. Sag ihm, wir hätten dich geschickt. Bring so viel über die Gegend in Erfahrung, wie du kannst.«

Als sie das Treffen beendeten, flüsterte Horatio zu Michelle: »Haben Sie noch einmal über die Hypnose nachgedacht?«

»Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: Wenn ich lebend

zurückkomme, werde ich mich von Ihnen hypnotisieren lassen.«

»Was Sie und Sean da vorhaben, qualifiziert euch beide als verrückt. Das ist Ihnen doch klar?«

»Wünschen Sie mir Glück, Horatio.«

Als sie die Wagentür schloss, knurrte Horatio: »Viel Glück. Und lass endlich das verdammte ›Sie‹.«

Früh am nächsten Morgen ging Michelle mit Viggie spazieren. Als sie den Fluss erreichten, setzten sie sich auf den Steg vor dem Bootshaus und ließen die Füße ins Wasser baumeln. Michelle versuchte mehrere Male, das Gespräch auf »Codes und Blut« zu lenken, doch Viggie wich ihr geschickt aus.

»Können wir wieder mit dem Kanu rausfahren?«, fragte sie.

»Sicher. Jetzt?«

»Nein.« Viggie deutete über den Fluss hinweg. »Ich mag diesen Ort nicht.«

»Camp Peary? Warum? Wegen dem, was Monk da passiert ist?«

»Nicht nur deswegen«, antwortete Viggie in gleichmütigem Tonfall.

»Weshalb dann?«

»Monk war oft weg«, wechselte Viggie plötzlich das Thema. »Er hat mich lange allein gelassen.«

»Wann? Meinst du, als er ins Ausland gefahren ist?« Viggie nickte. Michelle konnte nicht glauben, dass sie bis jetzt nicht daran gedacht hatte, das Mädchen danach zu fragen. »Weißt du, warum er das Land verlassen hat? Warum er in Europa all diese Orte besucht hat?«

»Als er zurückgekommen ist, hat er viel über Alan Turing geredet. Er war nicht zum ersten Mal dort. Er mochte Alan Turing sehr, obwohl er schon lange tot ist.«

»Wann ist er das erste Mal dorthin gefahren?«

»Ehe wir hierhergekommen sind.«

»Wo habt ihr vorher gewohnt?«

»New York City. Mir hat es da nicht gefallen. Wir haben in einem Apartmenthaus gewohnt. Da waren nur alte Leute. Ich hab sie nicht gemocht, weil sie so komisch gerochen haben. Alle bis auf einen. Einen alten Mann. Den fand ich nett. Monk hat ihn auch gemocht. Sie haben viel miteinander geredet. Der Mann hat allerdings komisch gesprochen. Es war schwer, ihn zu verstehen.«

»Erinnerst du dich noch, worüber sie geredet haben?«

»Nicht so richtig. Sie haben über Dinge gesprochen, die vor langer Zeit passiert sind.«

»Ich verstehe.«

»Ich hab immer nur laut Klavier gespielt, wenn sie sich unterhalten haben.«

»Aber du hast doch gesagt, dass du den alten Mann gemocht hättest.«

»Das hab ich auch. Er war nett, aber er hat nur von alten Zeiten gesprochen, und es war schwer, ihn zu verstehen.«

»Nun, viele alte Leute erinnern sich gern an die Vergangenheit. Und Monk hat es offenbar interessant gefunden.«

»Der alte Mann wusste viel über Mathematik und Wissenschaft. Er hat Monk ein paar alte Karten gezeigt, und einmal hab ich ihn all diese Buchstaben auf ein Stück Papier schreiben sehen. Dann wollte er wissen, ob Monk sie verstehen kann.«

»War es ein Code?«

»Wahrscheinlich.«

»Du hast ›Buchstaben‹ gesagt. Ich dachte, Monk hätte nur mit Zahlen zu tun gehabt.«

»Monk hat gesagt, die Geschichte sei voller Zahlen, wichtiger Zahlen. Alan Turing hat vor langer Zeit Zahlen benutzt, um dabei zu helfen, einen großen Krieg zu beenden. Monk hat mir immer davon erzählt. Aber sie haben auch Buchstaben aus dem Alphabet benutzt.«

»Und darüber hat er mit dem alten Mann geredet? Über Alan Turing und was er während des Zweiten Weltkriegs gemacht hat?«

»Manchmal.«

Michelle, von Natur aus ungeduldig, fiel es zunehmend schwer, das Mädchen nicht anzuschreien: »Lass endlich diese Scheißspiele, und sag mir die Wahrheit, du Rotzgöre!« Tatsächlich aber fragte sie mit ruhiger Stimme: »Über was genau haben sie sich unterhalten?«

Viggy stand auf. »Machen wir ein Wettrennen nach Hause.« Sie drehte sich um und sprintete los. Nach nur fünf Schritten hatte Michelle sie eingeholt, ließ sich dann jedoch zurückfallen, als würde sie müder.

Sie täuschte vor, außer Atem zu geraten: »Ich ... Ich sag dir was, Viggy ... Wenn ich dich bis zum Haus schlage, musst du mir ... von Codes und Blut erzählen. Schlägst du mich, verspreche ich dir, nie mehr ... danach zu fragen. Abgemacht?«

»Abgemacht!« Kaum hatte sie es gesagt, legte Viggy einen Zahn zu, flog über den Pfad zu Alicias Haus und ließ Michelle hinter sich.

Sie kam um die letzte Kurve und sah das Haus direkt vor sich. Viggy quiekte vor Freude und rannte noch schneller. Zehn Schritt vor den Eingangsstufen beobachtete sie fassungslos, wie Michelle an ihr vorbeihuschte, die Treppe hinaufsprang und sich auf die oberste Stufe

setzte.

Viggie blieb stehen und starrte Michelle erstaunt an. »Du hast gemogelt«, sagte sie.

»Und wie soll ich das gemacht haben? Du bist gerannt. Ich bin gerannt. Ich habe gewonnen. Jetzt musst du bezahlen.«

»Ich mag dich, Michelle.«

»Okay, Viggie«, sagte Michelle misstrauisch. »Aber was ist mit unserer Abmachung?«

Viggie lief an ihr vorbei und ins Haus. Michelle folgte ihr. Als sie das Wohnzimmer betrat, saß Viggie am Klavier und drosch förmlich mit den Fingern auf die Tasten ein. Das Tempo wurde so schnell, dass Michelle der Musik nicht einmal mehr folgen konnte.

»Viggie, bitte, hör auf. Hör auf! *Viggie!*«

Und das Mädchen hörte auf, sprang von der Bank und rannte die Treppe hinauf. Oben angekommen, blieb sie stehen, drehte sich zu Michelle um und rief: »Codes und Blut!« Dann verschwand sie, und einen Augenblick später knallte ihre Zimmertür zu.

Ein paar Sekunden später kam eine halb angezogene Alicia Chadwick die Treppe hinuntergelaufen. »Mein Gott, was ist hier los?«, rief sie.

Michelle nahm die Hände von den Ohren und drehte sich zu Alicia um. »Wenn ich das wüsste. Viggie ist am Klavier völlig durchgedreht.«

»Normalerweise geschieht das nicht, es sein denn, irgendetwas oder irgendjemand hat sie aufgeregt«, sagte Alicia vorwurfsvoll.

»Nun, diesmal ist sie allein dafür verantwortlich.«

Michelle tippte Alicia auf die Schulter. »Du bist dran. Ich brauche eine Pause von dem Kind.« Sie ging hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Später berichtete sie Sean, dass Viggie bis jetzt eine Sackgasse sei.

»Das macht es umso wichtiger, dass wir nach Camp Peary gehen«, sagte er. »Die Ausrüstung, die ich bestellt habe, kommt morgen.«

»Gut. Ich sehe später noch mal bei dir vorbei«, sagte Michelle.

»Wo willst du hin?«

»Bei Viggie habe ich versagt. Mal sehen, ob ich bei Champ mehr Glück habe. Aber erst muss ich mich noch umziehen ... du weißt schon.«

»Ich bin beeindruckt, Michelle, welche Mühen du auf dich nimmst, um zur Wahrheit zu gelangen.«

»Du wärest noch viel beeindruckter, wenn ich dir meinen Fuß ins Maul rammen würde.«

»Und während du das größte Genie der Welt verführst, werde ich durch Babbage Town ziehen und herauszufinden versuchen, ob jemand in der Nacht, in der Rivest starb, etwas an dessen Haus beobachtet hat. Anschließend schaue ich mich dann mal nach dem Geheimzimmer um.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich das schon getan habe.«

»Vier Augen sehen mehr als zwei.«

Zwei Stunden später war Sean mit seinen Befragungen fertig, doch niemand hatte in der Mordnacht etwas Verdächtiges an Rivests Haus beobachtet. Enttäuscht ging Sean zum Herrenhaus, um im Speisesaal zu Mittag zu essen. Er sah Viggie mit einigen der anderen Kinder essen. Alicia wiederum saß alleine am anderen Ende des Raums, und Bedienungen huschten herum, um den ausgehungerten Genies ihre

Mahlzeiten zu servieren.

Sean gesellte sich zu Alicia, bestellte sein Essen und sagte: »Und? Haben Sie in letzter Zeit mal wieder eine schöne Zahl faktorisiert?«

Alicia runzelte die Stirn. »Schön, dass Sie sich so leicht amüsieren können. Wo ist denn Ihr Schatten? Sie hat Viggie heute Morgen vollkommen durcheinandergebracht. Das hatte ich eigentlich nicht im Sinn, als ich Sie angeheuert habe.«

Sean beugte sich vor. »Wissen Sie, die Sache ist folgende: *Sie* haben uns *nicht* angeheuert. Wir arbeiten für eine Firma, die wiederum von den Eigentümern von Babbage Town bezahlt wird – wer immer die sein mögen –, und unsere Aufgabe ist es, den oder die Mörder von Monk Turing zu finden.«

»Eine Aufgabe, bei der Sie bis jetzt vollkommen versagt haben.«

»Menschen, die andere Menschen töten, nehmen für gewöhnlich große Mühen auf sich, damit sie nicht geschnappt werden.«

»Sehr beruhigend.«

»Wie ich hörte, ist Horatios Sitzung mit Viggie recht gut gelaufen.«

»Ja, wenn Sie es als Erfolg werten, dass Viggie mittendrin einfach aufgestanden und rausgegangen ist.«

»Was ist das von wegen ›Codes und Blut‹? Das hat Viggie doch gesagt, nicht wahr?«

Alicia fingerte nervös an ihrem Teebecher herum. »Ich habe sie diese Phrase noch nie vorher benutzen hören. Es war ziemlich beängstigend, als sie das gesagt hat.«

»Und Sie haben keine Ahnung, was sie damit gemeint haben könnte?«

»Nein. Das habe ich Barnes auch schon gesagt.«

»Kommen Sie schon, Alicia. Sie haben doch einen analytischen Verstand. Benutzen Sie ihn.«

Alicia seufzte. »Es gibt jede Menge Codes. Vielleicht hat Monk dem Mädchen beigebracht, wie man einen konstruiert. Vielleicht haben sie sogar mittels Codes kommuniziert. Aber wie soll man einen Code entziffern, wenn man noch nicht einmal weiß, was für ein Code es ist? Besorgen Sie mir eine Probe, dann werde ich Ihnen vielleicht helfen können.«

»Was ist mit dem Wort ›Blut‹?«

»Nun, Monks Tod war blutig genug.«

»Das stimmt. Aber Monk war noch nicht tot, als er mit Viggie darüber gesprochen hat.«

»Viggie ist ein sehr instabiles, emotionales junges Mädchen, das zu extremen Stimmungsschwankungen und Übertreibungen neigt. Wenn Sie Ihren gesamten Fall auf etwas aufbauen, das sie gesagt hat ... Ich bezweifle, dass das klug wäre.«

»Fällt Ihnen etwas anderes ein?«

»Ich habe hier auch einen Job zu erledigen. Schon vergessen?«

»Weiß Champ, wem Babbage Town gehört?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass er regelmäßig einmal im Monat für ein paar Tage wegfährt. Vielleicht trifft er sich dann mit ihnen.«

»Interessant. Fliegt er, oder fährt er?«

»Er fliegt mit seinem eigenen Flugzeug.«

»Wirklich? Wo steht das?«

»Auf einem Privatflughafen fünf Meilen von hier. Ich bin einmal mit ihm dort gewesen.«

»Nett, wenn man sich sein eigenes Flugzeug leisten kann.«

»Ich weiß nicht, ob es ihm wirklich selbst gehört.«

Sean schwieg. Als er die Kellnerin dabei beobachtete, wie sie mit einem Tablett an ihm vorbeiging, kam ihm plötzlich die Erkenntnis: Er hatte die falsche Frage gestellt.

Sean sprang auf und lief hinaus. Zurück blieb eine verwirrte Alicia Chadwick.

Michelle suchte sich eine enge schwarze Jeans, offene Sandalen und eine weite weiße Bluse aus, bei der sie die beiden obersten Knöpfe offen ließ. Einen Minirock besaß sie nicht, und High Heels kamen nicht in Frage. Sie fand Champ in seinem Büro. Er fiel beinahe vom Stuhl, als sie unangekündigt hereinkam. Auf ihre Bitte machte er mit ihr einen Rundgang durch Baracke Nr. 2. Michelle bemerkte immer wieder, wie »wichtig« seine Arbeit hier sei. Als Champ ihr das Modell der Turingmaschine zeigte, beugte Michelle sich vor, um sie sich genauer anzusehen, und legte ihm dabei die Hand auf den Rücken, als wolle sie sich abstützen. Sie spürte förmlich, wie es in dem armen Kerl knisterte. Männer waren unglaublich einfach gestrickt. Und dumm. Selbst die Genies.

Sie aßen in einem kleinen, privaten Esszimmer im Herrenhaus zu Mittag, das offensichtlich für den Boss von Babbage Town reserviert war.

»Sie haben hier eine wirklich beeindruckende Anlage«, sagte Michelle.
»Wie sind Sie zum Leiter von Babbage Town geworden?«

»Ich bezweifle, dass Sie das interessiert«, erwiderte Champ und schaute sie an.

»Wäre ich nicht daran interessiert, hätte ich nicht gefragt.«

»Ich habe ein paar ziemlich gute Arbeiten auf diesem Forschungsgebiet gemacht, erst in Stanford und später am MIT, aus denen mehrere Patente hervorgegangen sind. Und meine Doktorarbeit hat sich mit Quantenmechanik beschäftigt und wurde als bahnbrechend bezeichnet. Ich nehme an, das waren die Gründe für meine Ernennung zum Chef hier.«

»Sean hat mir erzählt, dass die Eigentumsverhältnisse von Babbage Town ein streng gehütetes Geheimnis sind.«

»Das stimmt. Und man wird gut bezahlt, um dieses Geheimnis zu wahren.«

»Großzügigkeit ist ein probates Mittel, sich Loyalität zu sichern.«

»Mir gegenüber war man mehr als großzügig. Man hat mir sogar ein eigenes Flugzeug zur Verfügung gestellt.«

»Wirklich? Ich bin kein Pilot, aber geflogen bin ich schon oft. Ich liebe es.«

»Ich könnte Sie ja einmal mitnehmen. Von oben ist die Aussicht wunderbar.«

»Das wäre großartig. Den Luftraum über Camp Peary werden Sie aber wohl meiden müssen, nehme ich an.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Die Parameter sind in meinem Bordcomputer.« Er hielt kurz inne. »Sie widmen mir bemerkenswert viel Aufmerksamkeit.«

»Sie sind ja auch ein interessanter Mann.«

»Und ein Verdächtiger.«

»Soweit ich weiß, haben Sie ein Alibi für den Zeitpunkt von Rivests Tod.«

»Ja. Ich habe gearbeitet.«

»Und wie geht es voran?«

»Wenn alles gut läuft, werden wir Anfang nächsten Jahres einen ersten Prototypen haben.«

»Und das ist dann das Ende der Welt ... zumindest hat Sean das so

gesagt.«

»Wohl kaum. Nein, dieser Computer wird nur ein paar grundlegende Aufgaben lösen können. Wir sind noch Jahre davon entfernt, der Welt wirklich einen Schreck einzujagen.«

»Das ist eine lange Zeit.«

»In der Welt der Physik ist das sehr schnell.« Champ leerte sein Weinglas. »Und wie geht es mit Viggie voran?«

»Sie ist ein nettes Mädchen. Ich mag sie. Und ich fühle mit ihr. Es ist nicht leicht für sie.«

»Bei Monk hat man nie so richtig gewusst, was er dachte. Er ist meist für sich geblieben, ein typischer Brite.«

»Wo wir gerade von Briten reden ... Ich habe gehört, dass Monk vor einiger Zeit in England gewesen ist.«

»Das stimmt. Er wollte sich um Familienangelegenheiten kümmern.«

»Hat er mit Ihnen gesprochen, als er wieder zurück war? Über andere Länder vielleicht, die er besucht hat?«

»Nein. Aber ich nehme an, sein Pass wird Ihnen verraten, wo genau er war.« Champ schnippte mit den Fingern. »Warten Sie mal ... Warum habe ich nicht schon früher daran gedacht? Monk hatte mir ein Geschenk mitgebracht.«

»Aus England?«

»Nein, es war ein deutscher Bierkrug.«

»Deutschland? Sind Sie sicher?«

»Ich habe ihn in meinem Haus, wenn Sie sich ihn ansehen wollen.«

In Champs Haus herrschte keine solche Unordnung wie in seinem Büro, aber es war auch nicht wie bei Sean. Michelle beglückwünschte den Physiker im Geiste für seine Unordentlichkeit. Champ führte sie in ein kleines Arbeitszimmer mit prall gefüllten Bücherregalen. Auf einem der Regale stand ein reich verzierter blauer Bierkrug. Champ reichte ihn Michelle.

»Das ist er. Ganz nett, nicht wahr? Auch wenn ich kein Biertrinker bin.«

Michelle betrachtete den Krug. Er hatte einen Zinndeckel, auf dem Ansichten deutscher Städte eingraviert waren. Sie drehte ihn um und schaute sich den Boden an. »Da steht nirgends, woher er ist. Nur ›Made in Germany‹.«

»Stimmt. Ich nehme an, er könnte von überall sein.«

»Darf ich den mitnehmen?«, fragte Michelle.

»Sicher, wenn uns das der Wahrheit näher bringt. Ich wünschte, ich könnte Ihnen irgendwie helfen.«

»Sie können tatsächlich etwas für mich tun«, sagte Michelle. Champ schaute sie erwartungsvoll an. »Sie können Horatio Barnes in Babbage Town wohnen lassen.«

Champ blickte erstaunt, sodass Michelle rasch hinzufügte: »Nur Unterkunft und Verpflegung. Es würde mir wirklich viel bedeuten.«

»Nun ja, schaden kann es wohl nicht«, sagte Champ.

»Danke, das ist wirklich nett von Ihnen. Übrigens ... Ich habe an Ihrer Bürotür einen Kampfsportanzug gesehen. Was machen Sie?«

»Taekwondo. Schwarzer Gürtel. Und Sie?«

»Nichts«, log sie.

Als sie wieder hinaus in den Sonnenschein traten, sagte Champ: »Ich kann Sie übermorgen gegen neun mit raufnehmen, wenn das Wetter hält.« Er rückte seine Brille zurecht. »Und ... äh, auf dem Weg zurück kenne ich ein nettes Restaurant mit guter Speisekarte.«

Michelle musterte die große, schlanke Gestalt des Mannes. Er besaß mit Sicherheit genug Kraft, um einen Betrunknen mit einem Pümpel unter Wasser zu drücken, bis er ertrank; doch wie Sean gesagt hatte, besaß Champ ein Alibi für die Tatzeit.

Oder?

59.

Sie scheinen hier in der Gegend der Experte für Camp Peary zu sein«, sagte Horatio. Er saß South Freeman in dessen Büro gegenüber.

»Ja, aber heutzutage will mir niemand mehr zuhören«, erwiderte South verbittert.

»Ich schon«, sagte Horatio und erwähnte Seans und Michelles Besuch bei dem alten Mann. »Sean würde gern wissen, was es sonst noch über den Ort zu erzählen gibt und was nicht allgemein bekannt ist.«

»Der Junge ist an Monk Turings Tod interessiert, stimmt's?« Horatio nickte. »Nun, das bin ich auch. Und falls irgendetwas, das ich Ihnen erzähle, Ihnen dabei hilft, den Fall zu knacken, möchte ich die Exklusivrechte. Dann käme mein Käseblatt endlich wieder groß raus.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich für Sean sprechen kann, was das betrifft.«

Freeman verzog das Gesicht. »Dann können Sie gleich wieder gehen. Ich tue niemandem einen kostenlosen Gefallen. Das verstößt gegen meine Prinzipien.«

Horatio zögerte nur einen Augenblick. »Also gut. Wenn wir den Fall mit Ihrer Hilfe knacken, gehört die Story Ihnen. Ich kann Ihnen das auch schriftlich geben, wenn Sie wollen.«

»Mit den entsprechenden Anwälten wäre es das Papier nicht wert, auf dem es steht.« South streckte Horatio die Hand entgegen. »Ich ziehe es vor, einem Mann in die Augen zu schauen und ihm dabei die Hand zu drücken. Wenn Sie mich später reinlegen, trete ich Ihnen in den Arsch.«

»Ach, was sind Sie doch für ein Schmeichler.«

»Nun denn, an was sind Sie wirklich interessiert?«, fragte South.

»Am besten, wir gehen chronologisch vor. Ich weiß ein wenig über die CIA und Camp Peary, aber was war davor? Wie ich hörte, hat die Navy im Zweiten Weltkrieg dort Seabees ausgebildet, die Marine-Pioniere, aber war da sonst noch etwas?«

»Oh ja, da war sogar eine ganze Menge. Wie ich Ihren Freunden schon erzählt habe, gab es da drüben zwei Städte, Bigler's Mill und Magruder, das nach 'nem Südstaaten-General benannt ist. Bigler's Mill ist an einer Stelle gebaut, wo im Bürgerkrieg ein Hospital stand. Damit war die Bühne bereit, als die Navy an die Tür geklopft hat.«

»Ich frage mich, warum das Militär sich ausgerechnet diese Gegend ausgesucht hat.«

»Sie meinen abgesehen davon, dass hier nur Farbige wohnten, die keine Stimme hatten? Nun, das Land war billig, Wasser war in der Nähe – schließlich reden wir hier über die Navy –, und eine Eisenbahnlinie führte von Williamsburg nach Magruder.«

»Wofür hat man die gebraucht? Um Seeleute und Versorgungsgüter herzubringen?«

»Ja. Heutzutage vergessen die meisten Leute, dass Truppen früher fast nur mit der Eisenbahn bewegt wurden. Aber die Eisenbahn wurde auch noch für etwas anderes gebraucht.«

»Und für was?«

»Als die Navy drüben das Sagen hatte, war dort auch ein Militärgefängnis.«

»Ein Militärgefängnis? Für straffällige Soldaten?«

»Nein. Für deutsche Kriegsgefangene.«

»Deutsche?«

»Es waren größtenteils Besatzungsmitglieder von U-Booten oder anderen Schiffen, die man vor der Ostküste versenkt oder aufgebracht hatte. Natürlich hat Hitler, der Verrückte, geglaubt, die Leute seien gefallen. Deshalb die Geheimniskrämerei. Die Regierung wollte nicht, dass jemand von den Gefangenen dort erfuhr.«

»Warum?«, hakte Horatio nach. »Was war an denen denn so besonders?«

South richtete den Finger auf ihn und grinste. »Das ist die Hunderttausend-Dollar-Frage.«

»Offenbar haben Sie sich eingehend damit beschäftigt. Was glauben Sie?«

»Es ist ziemlich offensichtlich. Wenn die Gefahr bestand, dass wir irgendwelche Geheimnisse aus diesen Jungs rausquetschen oder ihnen Enigma-Codebücher abknöpfen, hätten Hitler und seine Bastarde Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sie zu töten. Und glauben Sie ja nicht, dass es damals nicht genug deutsche Spione und Mörder hier gegeben hätte. In jedem Fall hat sich die Waagschale im Atlantikkrieg in dem Augenblick zu unseren Gunsten geneigt, als die Gefangenen in Camp Peary aufgetaucht sind. Deshalb wette ich darauf, dass sie über Enigma geplaudert haben.«

»Was ist nach dem Krieg mit den Gefangenen passiert?«

»Ich nehme an, einige von denen sind nach Deutschland zurückgekehrt. Nach dem Krieg hat es ja auch keinen Sinn mehr gemacht, sie festzuhalten. Aber ich glaube, es sind nicht alle zurückgegangen. Da drüben gab's ja nur noch Staub, Trümmer und Chaos. Außerdem hat man sie für tot gehalten. So manch einer ist wohl einfach in Amerika geblieben.«

Während Horatio diese Information verdaute, fuhr South mit seiner Erzählung fort. Der Krieg war zu Ende; die Navy ging, und das Land

wurde in einen Staatsforst mitsamt Naturschutzgebiet verwandelt. Im Jahre 1951 kehrte die Navy dann wieder zurück, und seitdem hatte die Öffentlichkeit keinen Zugang mehr zu dem Gebiet.

»Die CIA hat den Laden im Juni 1961 übernommen, obwohl er noch immer offiziell als Militärbasis geführt wurde. Eine ziemliche Ironie, wenn man darüber nachdenkt – das Datum, meine ich.«

Horatio war wieder ganz Ohr. Sean hatte ihm erzählt, dass auch Monk Turing etwas von »Ironie« gesagt hatte, als er mit Len Rivest beim Angeln an Camp Peary vorbeigerudert war.

»Eine Ironie? Warum?«

»Es war zwei Wochen nach dem CIA-Fiasko in der Schweinebucht auf Kuba. Damals hat die Navy offiziell erklärt, sie würde eine neue Anlage auf dem Gelände bauen. Ein paar ihrer Ausbildungseinrichtungen wie die Sprengstoffschule hat die Navy dann in andere Einrichtungen verlegt. Aber das war alles gequirelte Scheiße. Ich bin sicher, dass Camp Peary im Juni 1961 zur wichtigsten Spionageschule der CIA geworden ist. Die Katastrophe in der Schweinebucht war ihnen peinlich, und das war auch richtig so. Ich nehme an, deswegen brauchten sie einen Ort, wo sie ihre Leute erst einmal vernünftig ausbilden konnten, bevor sie zum Einsatz kamen. Ja, unmittelbar nach der Schweinebucht ... aber das ist nicht die einzige Ironie.«

»Nicht?«

»Ich sagte ja bereits, dass der Ort nach einem General der Konföderierten benannt worden ist. Nun, dieser General, »Prince John« Magruder, war während des Krieges ein Meister der Täuschung, und jetzt ist der Ort, der seinen Namen trägt, die Heimat für Menschen, die mit Lügen ihren Lebensunterhalt verdienen.«

»Ich verstehe. Das ist tatsächlich eine Ironie«, pflichtete Horatio ihm bei. Aber was hatte das damit zu tun, was Monk an jenem Tag zu Rivest

gesagt hatte? »Sonst noch etwas?«

South Freeman schaute sich um, obwohl sie offensichtlich allein waren.
»Eigentlich wollte ich das schon Ihren Freunden erzählen, hab mich dann aber anders entschieden. Aber was soll's? Es gibt einen Teil von Camp Peary, von dem die meisten Leute keine Ahnung haben. Vielleicht nicht mal die Leute, die dort arbeiten.«

»Und woher wissen Sie davon?«

»Diese Leute müssen essen, und ihre Büros müssen geputzt werden. Nun, ich kenne viele Köche und Putzfrauen. Und wissen Sie was? Die meisten von denen haben die gleiche Hautfarbe wie ich. Es ist doch immer dieselbe Scheiße.«

»Fahren Sie fort«, ermunterte ihn Horatio.

»Im Camp gibt es eine so genannte ›Black Area‹, und ich spreche jetzt nicht von Leuten, die so aussehen wie ich. Dort findet die geheime Seite der amerikanischen Diplomatie statt.«

»Geheimdiplomatie?«

»Ja. Da ist ständig was los. Ausländische Staatsführer, Agenten, Rebellen, Diktatoren, selbst Terroristen, die zufällig gerade auf unserer Seite sind, werden von irgendwoher mit diesen Flugzeugen eingeflogen, die Sie immer wieder sehen. Sie müssen nicht durch den Zoll. Niemand weiß, dass sie überhaupt je hier waren, und die Treffen haben offiziell nie stattgefunden. Bevor wir in den Irak einmarschiert sind, hat man einen Haufen kurdischer Führer auf die Farm geflogen, um dort mit ihnen zu besprechen, wie man Saddam von innen heraus stürzen könnte.«

Horatio war beeindruckt. »Woher wissen Sie das alles?«

Freeman schaute ihn beleidigt an. »He, ich bin Journalist!«

Horatio lehnte sich zurück und schaute sorgenvoll drein.

Freeman grinste böse. »Jagt einem eine Scheißangst ein, stimmt's?«

»Das kann man wohl sagen«, stimmte ihm Horatio zu.

60.

Als Sean und Michelle sich später wieder trafen, sagte er: »Ich hatte keine Gelegenheit, nach dem Geheimraum zu suchen. Sollen wir es noch einmal gemeinsam versuchen?«

Ein paar Minuten später waren sie in der Haupthalle des Herrenhauses. Sie warteten, bis die Halle leer war, und drehten dann ihre Runden. Schließlich hatten sie gut ein Dutzend Räume durchsucht und waren gerade mit der Bibliothek fertig, als eine Stimme sie erschreckte.

»Ihr macht das nicht richtig.«

Sie drehten sich um und starrten Viggie an, die mit überheblicher Miene auf einer Couch in der Haupthalle saß.

»Solltest du nicht in der Schule sein?«, fragte Michelle.

»Ich bin krank.«

»Du siehst aber nicht krank aus.«

»Ich habe schon alles gemacht, einschließlich der Hausaufgaben. Und ich habe gesehen, wie ihr herumgeschnüffelt habt.«

»Wir schnüffeln nicht herum«, widersprach Sean.

»Ihr sucht nach diesem Geheimraum, nach dem Michelle mich gefragt hat, aber ihr macht das nicht richtig.«

»Okay, wie sollen wir es denn sonst machen?«, schoss Sean zurück.

Als Antwort hielt Viggie mehrere Blätter Papier voller Zahlen und Gleichungen in die Höhe. »Ich habe es schon gelöst. Nachdem du mich danach gefragt hast, Michelle, habe ich mir den Bauplan des Hauses

angesehen und die Zahlen mit dem tatsächlichen Volumen verglichen.«

»Was?«, sagte Sean erstaunt. »Du bist erst elf.«

Viggy ignorierte ihn. »Und dabei habe ich eine sehr interessante Entdeckung gemacht.«

»Und welche?«, fragte Michelle.

»Es gibt da eine große Fläche, die sich aus den Abmessungen der anderen Räume nicht erklären lässt.« Sie zeigte den beiden Privatdetektiven ihre Berechnungen, die jedoch viel zu kompliziert waren, als dass Michelle oder Sean ihnen hätten folgen können.

»Okay, Miss Einstein«, sagte Sean. »Wo ist dieser Raum?«

»Im dritten Stock, westlicher Korridor, direkt neben dem letzten Schlafzimmer auf der rechten Seite.«

Sean dachte darüber nach. »Das ist das Schlafzimmer, in dem *ich* gewohnt habe.«

Viggy stemmte die Hände in die Hüften und schaute ihn durchdringend an. »Meine Güte! Man sollte glauben, da hättest du's gemerkt, *Mister Einstein*.«

Sean stieg die Treppe hinauf. Michelle und Viggy folgten ihm.

Eine Minute später standen sie im dritten Stock und starrten auf eine offensichtlich kahle Wand.

»Haltet die Augen auf«, sagte Sean und schaute vorsichtig den Gang hinunter. Dann tastete er die Wand mit den Fingern ab und versuchte, wie in dem anderen alten Haus, einen verborgenen Schalter zu finden. Nach zehn Minuten gab er auf. »Ich kann nichts finden. Willst du es mal versuchen, Michelle?«

Nach weiteren zehn Minuten verkündete sie: »Nichts.«

»Bist du sicher, dass das die richtige Stelle ist, Viggie?«, fragte Sean.

»Na klar!«, antwortete das Mädchen gereizt.

»Dann hat man hier entweder Platz verschwendet und es gibt keinen Geheimraum, oder es gibt noch eine andere Möglichkeit, die Tür zu öffnen.«

»Sean, du hast doch gesagt, das hier liege neben deinem alten Schlafzimmer«, sagte Michelle. »Lass es uns mal von dort probieren.«

»Gut.« Er führte sie ins Schlafzimmer und klopfte die Wand ab. »Klingt hohl«, bemerkte er. Wieder suchte er nach einem Hebel oder Knopf in der Wand, fand aber nichts. Sie gingen zu dem Zimmer auf der anderen Seite des vermeintlichen Geheimraums, doch die Tür war verriegelt.

»Und was jetzt?«, fragte Michelle. »Wir können ja nicht einfach ein Loch in die Wand schlagen. Und was, wenn da wirklich ein Geheimraum ist? Vermutlich ist er genauso leer wie der in der Ruine, in der wir waren.«

»Michelle, wir haben doch schon darüber gesprochen. Falls Rivest recht hatte und es hier tatsächlich Spione gibt, könnten sie diesen Raum aus irgendeinem Grund benutzen.«

»Spione!«, rief Viggie.

»Behalte das für dich«, warnte Sean.

»Wozu sollten Spione diesen Raum benutzen?«, fragte Michelle.

»Wenn ich das wüsste, würde ich nicht versuchen hineinzukommen.«

»Wie es aussieht, können wir das im Augenblick aber nicht.« Michelle

drehte sich zu Viggie um. »Danke für deine Hilfe. Sean und ich hätten das unmöglich selbst herausgefunden.«

Viggie strahlte sie an.

61.

Horatio dankte Freeman und machte sich auf den Weg zurück zu seiner Pension. Als er dort ankam, rief er über Handy die Nachrichten auf dem Anrufbeantworter in seinem Büro ab. Ein Anruf erregte seine Aufmerksamkeit. Sofort rief er zurück.

»Hallo?«

»Mrs. Rose? Hazel Rose?«

»Einen Moment, bitte.«

Horatio wartete ein paar Augenblicke, bis eine tiefe Stimme mit Südstaatenakzent sich meldete.

»Hallo? Wer ist da?«

»Mrs. Rose. Ich bin es, Horatio Barnes. Ich habe gerade Ihre Nachricht bekommen.«

»Oh ja, Mr. Barnes. Ich wollte Ihnen nur danken für das, was Sie für mich getan haben. Ich werde in das Heim verlegt, von dem Sie gesprochen haben. Ich kann es kaum glauben. Die haben da tatsächlich eine Bibliothek mit echten Büchern, nicht nur mit Zeitschriften.«

Horatios Enthusiasmus verebbte. Er hatte geglaubt, dass sie sich vielleicht an irgendetwas aus Michelles Kindheit erinnern würde. »Ich freue mich, dass alles so gut für Sie geklappt hat. Ich weiß, dass Sie dort glücklicher sein werden. Danke, dass Sie mich angerufen haben.«

»Warten Sie. Das ist nicht der einzige Grund, warum ich mich gemeldet habe.«

Horatio horchte auf. »Nein?«

»Nein. Ich habe mich an etwas erinnert. Ich weiß nicht, ob es Ihnen helfen wird, aber ich dachte mir, ich sollte es Ihnen sagen.«

»Im Augenblick nehme ich, was ich bekommen kann, Mrs. Rose.«

Hazel Rose senkte die Stimme zu einem Flüstern, vermutlich, damit ihre Zimmergenossin sie nicht hören konnte. »Erinnern Sie sich noch, dass ich Ihnen erzählt habe, Frank Maxwell sei zur Abendschule gegangen, um zur Großstadtpolizei versetzt zu werden?«

»Ja. Da Michelles Brüder zu dem Zeitpunkt schon erwachsen und aus dem Haus waren, muss es sehr einsam für sie gewesen sein.«

»Ich glaube nicht, dass Michelle in diesem Haus als Einzige einsam war.«

»Was meinen Sie damit?«

»Sie haben das aber nicht von mir!«

»Ich schwöre.«

Es folgte ein tiefes Seufzen; dann erklärte die alte Frau: »Ungefähr zu der Zeit, von der wir reden, habe ich mindestens einmal in der Woche einen Wagen auf der Straße parken sehen, nicht weit vom Haus der Maxwells entfernt.«

»Einen Wagen?«

»Um die Wahrheit zu sagen, habe ich mir damals nicht viel dabei gedacht. Und morgens, wenn mein Mann zur Arbeit ging, war der Wagen nie da. Das hätte ich bemerkt, denn ich habe meinem Mann immer Frühstück gemacht.«

»Haben Sie herausgefunden, wem der Wagen gehörte?«

»Nein. Aber ich habe ihn einmal woanders gesehen. Er hat vor einem Dairy Queen geparkt.«

»Haben Sie auch den Fahrer gesehen?«

»Ja. Ein gut aussehender Bursche in Uniform.«

»Was für eine Uniform?«

»Army.«

»Gab es eine Militärbasis in der Nähe?«

»Nein, aber es gab ein Rekrutierungsbüro in der Stadt.«

»Dann glauben Sie, dass er dort gearbeitet hat?«

»Vielleicht. Ich hab das nie verfolgt. Es ging mich ja nichts an.«

»Aber warum glauben Sie, dass dieses Auto etwas mit dem Haus der Maxwells zu tun haben könnte?«

»Damals waren mein Haus und das der Maxwells die einzigen Häuser an dem Stück der Straße. Und die Ehemänner der anderen Frauen in der Gegend waren abends daheim.«

»Und Frank Maxwell nicht?«

»Der nicht. Und *wenn* er zu Hause war, war der Wagen nicht da.«

»Sind Sie sicher?«

»Vollkommen.«

»Und das ist Ihnen gerade erst wieder eingefallen?«, fragte Horatio skeptisch.

»Ich habe schon daran gedacht, als Sie hier waren. Aber warum hätte ich so viel Staub aufwirbeln sollen? Was hätte das genützt?«

»Und warum haben Sie jetzt Ihre Meinung geändert?«

»Je mehr ich darüber nachgedacht habe, desto mehr bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass die Wahrheit Michelle helfen wird. Sie war nur ein kleines Mädchen. Was damals auch passiert sein mag, es war nicht ihre Schuld.«

»Und was ist passiert, Mrs. Rose?«

»Das möchte ich lieber nicht sagen, Mr. Barnes. Jetzt liegt es an Ihnen. Ich hoffe, ich konnte Ihnen helfen. Haben Sie Michelle die Grüße von mir bestellt?«

»Ja. Und sie erinnert sich noch gut an Sie.«

Die Stimme der alten Frau zitterte ein wenig. »Ich wünschte dem Kind nur das Beste.«

Horatio dankte ihr, legte auf und ließ sich auf seinen Stuhl sinken. Das gab dem Ganzen eine vollkommen neue Wendung, die dem Psychiater überhaupt nicht gefiel.

62.

Später an diesem Abend trat Horatio in ein leeres Zimmer im Herrenhaus von Babbage Town, nachdem Michelle ihm gesagt hatte, Champ habe ihm eine Aufenthaltsgenehmigung erteilt.

»Das überrascht mich«, sagte er.

»Selbst Genies ändern bisweilen ihre Meinung«, erwiderte Michelle.

»Nein, ich bin überrascht, dass du ihn darum gebeten hast.«

»Woher weißt du, dass *ich* ihn darum gebeten habe?«

»Ich bin hier der Seelenklempner. Ich weiß so was nun mal.«

Nachdem er ausgepackt hatte, bat Horatio Sean, zu ihm ins Zimmer zu kommen. Dort berichtete er ihm, was South ihm über Camp Peary und die deutschen Kriegsgefangenen erzählt hatte, und er berichtete ihm auch von seinem Gespräch mit Hazel Rose.

»Was schließt du daraus?«, fragte Sean.

»Daraus schließen? Ich *schließe* daraus, dass Michelles Mutter eine Affäre mit diesem Kerl von der Army hatte.«

»Darauf bin ich auch schon gekommen. Aber wie passt das zu Michelles plötzlicher Persönlichkeitsveränderung?«

»Da bin ich nicht sicher«, gab Horatio zu.

»Hat Hazel gesagt, ab wann der Army-Kerl nicht mehr gekommen ist?«

»Nein. Allerdings habe ich sie auch nicht danach gefragt.«

Die beiden Männer starrten einander an. »Du glaubst, dass Michelle etwas gesehen hat, nicht wahr?«

Horatio nickte langsam. »Ja.«

»Und was?«

»Es ist nur eine Spekulation, aber es muss etwas Schlimmes gewesen sein. Vielleicht lag ihre Mutter mit dem Kerl im Bett. Aber es ist wahrscheinlich noch viel schlimmer. Ich glaube, dass Michelle von dem Kerl sexuell missbraucht worden ist.«

Sean schaute misstrauisch drein. »Und ihre Mutter soll das einfach zugelassen haben? Komm schon!«

»Glaub mir, das habe ich alles schon erlebt. Vielleicht hat ihre Mutter ja auch gar nichts davon gewusst oder wollte nichts davon wissen, solange der Kerl sie besucht hat.«

»Was würde so etwas bei einem sechsjährigen Kind anrichten?«

»Sexueller Missbrauch? Das wäre verheerend gewesen – besonders wenn die Mutter es stillschweigend geduldet hätte.«

»Das kann ich nicht glauben, Horatio. Michelle war sehr erfolgreich im Leben. Hätte sie das schaffen können, wenn ihr eine solch schreckliche Last auf der Seele gelegen hätte?«

»Manchmal macht eine Missbrauchsgeschichte eine Person unglaublich ehrgeizig, und dieser Ehrgeiz erlaubt es der oder dem Betreffenden, sehr viel zu erreichen. Doch hinter dem Erfolg verbirgt sich ein vollkommen anderes Bild. Es repräsentiert ein drastisches Ungleichgewicht im Leben, und an irgendeinem Punkt kann dieses Ungleichgewicht alles zum Einsturz bringen.«

»Das klingt nach dem, was mit Michelle passiert ist«, sagte Sean.

»Ich weiß.«

Sean schaute zum Fenster hinaus. »Wenn Michelle ihre Mutter mit dem anderen Kerl im Bett gesehen hätte oder von ihm missbraucht worden wäre und wenn sie das dann ihrem Vater erzählt hätte ...?«

Horatio stieß ein langes Seufzen aus. »Dann hätte sie wirklich mental in der Klemme gesteckt. Hazel hat erzählt, der Army-Kerl sei einfach nicht mehr gekommen. Vielleicht konnte er nicht mehr kommen, weil er *tot war*.«

Sean platzte heraus: »Warte mal ... Army-Kerl! Der Typ, den sie in der Bar zusammengeschlagen hat, trug Armyklamotten, als ich ihn gesehen habe.«

»Dann ergibt das einen Sinn«, sagte Horatio.

»Was meinst du damit?«

»Ich habe mit Leuten gesprochen, die über die Jahre hinweg mit Michelle zusammengearbeitet haben, und mit Freunden und Bekannten. Ein paar von denen haben mir von Schlägereien erzählt, in die sie geraten sei.«

»Lass mich raten. Alle mit Militärangehörigen?«

»Ja, jedenfalls soweit ich weiß.«

»Horatio, wir müssen herausfinden, ob mit diesem Army-Kerl irgendwas passiert ist.«

»Ich weißt nicht, ob das so eine gute Idee wäre«, sagte Horatio.

»Seit wann ist die Wahrheit keine gute Idee?«

»Das ist nicht eine deiner Ermittlungen, Sean. Hier geht es um Michelles

Existenz. Manchmal kann die Wahrheit mehr Schlechtes als Gutes bewirken.«

»Wenigstens *wir* sollten die Wahrheit kennen, damit du entscheiden kannst, was zu tun ist. Michelle hat gesagt, du wolltest sie hypnotisieren. Wenn du das tust und ihr Fragen stellst, führt es dich vielleicht an einen Punkt, an den du gar nicht willst. Es wäre besser, vorher alle Fakten in Erfahrung zu bringen.«

»Da hast du recht«, stimmte Horatio ihm zu. »Aber wie soll ich das herausfinden?«

»Ich wette, South Freeman kennt jemanden, der jemanden kennt, der uns in Tennessee helfen könnte.«

»Ich werde ihn anrufen.«

Ein Klopfen an der Tür unterbrach sie. Es war Michelle. Sofort fielen ihr die düsteren Mienen der Männer auf.

»Ihr zwei seht aus, als würdet ihr euch auf eine Beerdigung vorbereiten und anschließend in den Krieg ziehen«, sagte sie.

Rasch erwiderte Sean: »Horatio hat mir gerade von seinem Gespräch mit South Freeman erzählt. Offenbar werden bei diesen geheimen Flügen Leute ins Land gebracht, die offiziell nie hier waren. Es gibt da drüben ein spezielles Areal für Geheimdiplomatie.«

»Und das wiederum könnte sich als tödlich für Monk Turing erwiesen haben, falls er etwas davon gesehen hat«, sagte Michelle.

Sean fuhr fort: »Und das ist noch nicht alles. Vor der Gründung von Camp Peary hat die Navy dort deutsche Kriegsgefangene untergebracht.«

»Deutsche Kriegsgefangene?«, sagte Michelle. »Seltsam ... Champ hat

mir einen deutschen Bierkrug gezeigt, den Monk ihm mitgebracht hat.«

Sean richtete sich im Stuhl auf. »Monk Turing war in Deutschland?«

»Ganz sicher bin ich nicht; aber er hat den Krug von der Reise mitgebracht, die er vor neun Monaten unternommen hat. Ich kann mit Sheriff Hayes reden. Vielleicht kann der mir sagen, ob Monk in Deutschland gewesen ist. Vielleicht hat er Ventriss inzwischen ja überreden können, ihm Monks Pass zu zeigen.«

»Deutsche in Camp Peary ... und Monk hat Deutschland besucht«, sagte Sean nachdenklich.

Michelle sagte: »Und Champ ist eindeutig verknallt in mich wie ein Schuljunge.«

»Knall *ihm* eine, wenn er was versucht«, sagte Sean energisch und zog damit einen interessierten Blick Horatios auf sich.

»Das dürfte nicht so einfach sein. Er hat einen Schwarzen Gürtel in Taekwondo.«

»Ja, und er hat sogar ein eigenes Flugzeug. Das hat Alicia mir schon erzählt.«

»Eigentlich gehört es nicht ihm, sondern Babbage Town. Übermorgen werde ich einen Rundflug mit ihm machen.«

»Ich bin nicht sicher, ob mir die Vorstellung gefällt, dass du mit dem Kerl ganz allein in fünfzehntausend Fuß Höhe bist.«

»Ich habe kein Interesse daran, dem Mile High Club beizutreten, wenn du das meinst.«

»Ich weiß, dass Champ ein Alibi für den Zeitpunkt des Mordes an Rivest hat, aber trotzdem ...«, sagte Sean.

»Nein, das hat er vielleicht nicht.«

»Was willst du damit sagen? Ich habe das Computerlog überprüft«, erwiderte Sean. »Den Aufzeichnungen zufolge war er bis drei Uhr morgens in Baracke zwei.«

»Champ hat vermutlich Administratorrechte für das Sicherheitssystem. Außerdem ist er ein Superhirn. Es wäre eine seiner leichtesten Übungen, ein einfaches Computerlog zu manipulieren.«

Sean rieb sich das Kinn. »Daran habe ich nicht gedacht.«

»Hast du mit jemandem gesprochen, der die Angaben des Computerlogs bestätigen könnte?«, fragte Michelle.

»Nein, aber das werde ich sofort nachholen. Gut gemacht, Michelle.«

»Manchmal habe auch ich meine guten Momente.«

»Jetzt gefällt mir die Vorstellung noch weniger, dass du dich mit dem Kerl in ein Flugzeug setzt.«

»Du wirst schon darüber hinwegkommen.«

»Übrigens habe ich noch etwas herausgefunden«, sagte Sean. »Erinnerst du dich, dass ich die Leute gefragt habe, ob sie in der Nacht von Rivests Tod etwas Ungewöhnliches bemerkt hätten?«

»Ja«, antwortete Michelle. »Niemand hat etwas gesehen.«

»Nun, ich bin noch mal zurückgegangen und habe die Frage ein wenig anders gestellt. Ich habe gefragt, ob sie jemanden in der Nähe von Rivests Haus gesehen hätten – einschließlich Leuten, die dort nicht weiter aufgefallen wären.«

»Ich kann dir nicht ganz folgen«, sagte Horatio.

»Er meint andere Wissenschaftler und Sicherheitsleute«, erklärte Michelle.

»Und sonstiges Personal«, sagte Sean. »Ein Wachmann hat in der fraglichen Nacht jemanden in der Uniform des Reinigungspersonals einen Wäschewagen in Richtung Baracke drei schieben sehen.« Horatio und Michelle schauten ihn fragend an. »Versteht ihr denn nicht? Kann man nasse Handtücher, eine Badematte und einen Pümpel besser fortschaffen als in einem Wäschewagen?«

»Besser geht es wirklich nicht«, sagte Michelle. »Ich kann dein Kompliment nur zurückgeben, Sean. Gut gemacht.«

»Dann hat also jemand vom Reinigungspersonal Rivest getötet?«, sagte Horatio nachdenklich.

»Nein, eher jemand, der sich so verkleidet hat. Ich habe bereits die Wäscherei überprüft. Dort sind keine Handtücher, Badematten oder Pümpel aufgetaucht.«

»Wenn du recht hast, Sean«, sagte Horatio, »liegt dann nicht der Verdacht nahe, dass eine Frau Rivest umgebracht hat? Einer Frau wäre es doch viel leichter gefallen, sich als Putzfrau zu verkleiden.«

Sean zuckte die Schultern. »Mag sein, aber der Wachmann war sicher, dass es ein Kerl gewesen ist. Außerdem habe ich mit dem Wäschereileiter gesprochen – es gibt hier genauso viele Männer wie Frauen in der Putzkolonne.«

»Dann müssen wir also herausfinden, wer vom Reinigungspersonal in der Nacht Dienst hatte«, sagte Michelle.

»Ja und nein«, erwiderte Sean. »Natürlich werden wir uns den Dienstplan besorgen und ihn durchgehen, aber ich denke, es war ein Außenstehender, der sich verkleidet hat. Wenn man die Kleidung des Reinigungspersonals und einen echt aussehenden Ausweis trägt, wer

überprüft einen da schon?«

»Oder es könnte jemand gewesen sein, der hier in Babbage Town arbeitet«, fügte Michelle hinzu.

»Das wäre noch weit beunruhigender.«

Sean wandte sich zum Gehen.

»Wo willst du hin?«, fragte Michelle.

»Ich will herausfinden, ob unser hiesiges Genie, Champ Pollion, wirklich in Baracke zwei war oder ob er nicht vielleicht einen Wäschewagen voller Beweisstücke durch die Gegend geschoben hat.«

63.

Sean konnte niemanden finden, der Champ Pollion in der Nacht von Rivests Tod bis drei Uhr morgens in Baracke Nr. 2 hatte arbeiten sehen. Das brachte Champ wieder auf die Liste der Verdächtigen. Als Sean zu Alicias Haus zurückging, rief Joan an.

»Wir haben ein Kommuniqué von den Eigentümern von Babbage Town bekommen«, sagte sie.

»Wer sind sie?«

»Weiß ich nicht.«

»Woher weißt du dann, dass es echt ist?«

»Im Vorfeld haben wir zwei Passwörter vereinbart und eine sichere Verbindung eingerichtet. Aber wie auch immer, seit dem Mord an Rivest haben sie – wer immer ›sie‹ sein mögen – unsere Anwesenheit in Babbage Town überdacht. Wenn du jetzt keine Fortschritte zu melden hast ...«

»Joan, genau dafür reiße ich mir gerade den Hintern auf. Du hast noch nie so dicke Mauern gesehen wie hier. Und wir kennen unseren Auftraggeber nicht einmal.«

»Was hast du herausgefunden?«

Sean zögerte und erzählte ihr dann von der Sache mit den deutschen Kriegsgefangenen.

»Und du glaubst, das hat etwas mit dem Tod von Monk Turing zu tun?«

»Möglich. Wenn du mir eine Liste dieser Gefangenen besorgen könntest und Informationen, was aus ihnen geworden ist, wäre das sehr hilfreich.

Und da du schon Monks Reise durch England nachvollziehen konntest ... Könntest du das auch für Deutschland tun? Ich könnte inzwischen versuchen, mal einen Blick in seinen Pass zu werfen, falls ich ihn den gierigen Fingern des FBI entreißen kann.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann. Hast du eine Idee, wo in Deutschland ich suchen muss?«

»Nein.«

»Wie ich sehe, hast du Geld für Ausrüstung angefordert.«

»Nichts Ungewöhnliches, das versichere ich dir.«

»Dann macht es dir bestimmt nichts aus, mir zu sagen, um was es sich handelt.«

»Joan, wenn du das Geld nicht bewilligen willst, dann sag es einfach. Ich habe alles für einen guten Preis bekommen, und einige Dinge sind nur geleast.«

»Mir geht es nicht um die Kosten.«

»Was soll dann der Aufstand?«

»Sagen wir einfach, ich fühle mich ein wenig außen vor gelassen.«

»Wenn ich etwas zu berichten habe, wirst du davon hören.«

»Wie geht es deiner Psycho-Freundin?«

Sean versteifte sich. »Was meinst du denn damit?«

»Ich habe so meine Quellen«, antwortete Joan geheimnisvoll.

»Es geht ihr gut.«

»Da bin ich sicher. Aber wenn du meinen Rat hören willst – ein psychischer Krüppel wird dir in einer Krise nicht den Rücken decken können.«

»Meinem Rücken geht es hervorragend.«

»Mal ernsthaft, Sean. Freundschaft ist eine Sache, aber würdest du dein Leben darauf verwetten? Drei Leute sind bereits tot. Ich möchte nicht, dass du der Vierte wirst.«

Sie legte auf. Sean hasste sich dafür, dass er plötzlich Zweifel an Michelle hatte, aber sie waren nicht wegzuleugnen. Was, wenn sie sich auf CIA-Gelände befanden, und Michelle machte schlapp? Was, wenn sie irgendetwas tat, was sie alle das Leben kosten könnte?

64.

Am nächsten Nachmittag versuchte Michelle, Viggie zu finden, doch niemand wusste, wo das Mädchen war. Alicia arbeitete in ihrer Baracke, und der Wachmann, der Viggie zugeteilt war, hatte seinen Schützling irgendwie verloren. Dann fiel Michelle etwas ein, was Viggie beim letzten Mal zu ihr gesagt hatte, und sie rannte zum Fluss hinunter.

Fünf Minuten später erreichte sie das Bootshaus und sah sofort, dass eines der Kanus fehlte. Sie ließ den Blick über den Fluss schweifen. Ein Gewitter zog auf. Der Wind nahm an Heftigkeit zu, und die Strömung war bedrohlich schnell. Donner grollte in der Ferne, und der Geruch von Regen stieg Michelle in die Nase.

Das nächste Geräusch ließ sie erstarren.

»Hilfe!«, rief jemand. »Hilfe!«

Michelle schnappte sich ein Kanu und Paddel, warf ein Stück Leine hinein und zog alles zum Ende des Stegs, so schnell sie konnte. Augenblicke später saß sie im Boot und schoss mit jedem Paddelschlag schneller durch das schäumende Wasser.

»Hilfe!«

In der Ferne sah Michelle einen roten Fleck. Als sie näher kam, erkannte sie, dass Viggies Kanu gekentert war. Das Mädchen klammerte sich daran fest, wurde jedoch von der schnellen Strömung mitgerissen. Michelle verdoppelte ihre Anstrengungen, und das Boot pflügte so schnell durchs Wasser, dass ihr das Tempo alles abverlangte. Mit ohrenbetäubendem Krachen schlug auf der anderen Seite des Flusses ein Blitz ein und ließ die Erde beben. Augenblicke später rollte der Donner übers Wasser.

Viggies Schreien wurde immer lauter. Michelle hielt den Blick fest auf

das Mädchen gerichtet und überließ den Rest ihren Muskeln in Armen, Rücken und Beinen. Zwei weitere, gewaltige Donnerschläge später erreichte Michelle das Mädchen. Als sie ihr Paddel zu Viggie ausstreckte, damit das Mädchen es packen konnte, öffnete der Himmel seine Schleusen. Der Regen prasselte mit solcher Wucht hernieder, dass er auf den Armen und im Gesicht brannte.

Viggie griff nicht nach dem Paddel. Stattdessen hielt sie sich verzweifelt und starr vor Angst an dem gekenterten Boot fest.

Michelle rief über das Rauschen des Regens und das Tosen des Flusses hinweg: »Viggie, ich bin da. Dir kann nichts mehr passieren. Verstehst du mich?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Mit hysterischer Stimme sagte sie: »Ich werde ertrinken! Ich hab keine Schwimmweste an!«

»Pack das Paddel mit der freien Hand.«

»Ich kann nicht!«

»Doch, du kannst, Viggie.«

Ein Blitz schlug so dicht neben ihnen ein, dass sich Michelle die Nackenhaare sträubten.

»Viggie, pack das Paddel! Mach schon!«

Viggie rührte sich nicht. Plötzlich riss die Strömung ihr das Kanu aus der Hand und trug es wirbelnd davon. Das Mädchen kreischte und verschwand unter Wasser.

Michelle band sich die Leine, die sie mitgenommen hatte, um den Knöchel; das andere Ende schlang sie um einen der Haltegriffe des Boots.

Noch einmal durchstieß Viggies Kopf die Wasseroberfläche. »Hilfe!«, schrie sie und versank sofort wieder.

Michelle sprang in den Fluss und tauchte. Das Wasser war trüb, und sie suchte mehr mit den Händen als mit Blicken. Schließlich ertastete sie Viggie. Sie packte das Mädchen an den Haaren und zog es an die Oberfläche. Viggie trat panisch um sich und hustete schmutziges Flusswasser.

Michelle schaute sich um. Ihr Kanu war fünfzehn Meter entfernt und bewegte sich schnell. Die Leine um Michelles Knöchel war bereits gespannt.

Sie zwang Viggie, sich auf den Rücken zu drehen, legte dem Mädchen den Arm um die Brust und sagte so ruhig sie konnte: »Alles in Ordnung, Viggie. Ich bring dich jetzt zum Kanu. Entspann dich. Wenn du dich wehrst, wird es nur schwerer. Keine Angst, ich halte dich fest.«

Als Viggie erkannte, dass sie nicht mehr untergehen würde, rührte sie sich nicht mehr. Allerdings waren sie noch nicht außer Gefahr, das wusste Michelle, denn das Kanu bewegte sich schnell und zog sie mit sich mit. Michelle hatte zwei Möglichkeiten: Sie konnte die Leine lösen und mit Viggie zurückschwimmen, oder sie versuchte, das Kanu zu sich zu ziehen und sich und das Kind hineinzubekommen. Beides war schwierig, und das Gewitter tobte immer heftiger.

Michelle war eine hervorragende Schwimmerin, doch sie spürte, wie ihre Kräfte erlahmten. Und es war ein langer Weg bis zum Ufer. Sie könnte mit der Strömung schwimmen, doch um an Land zu kommen, würde sie den reißenden Fluss kreuzen müssen. Und bis dahin hatte sie vielleicht nicht mehr genügend Kraft dafür.

Die Leine um Michelles Knöchel war so gespannt, dass es ihr unmöglich war, einen festen Griff um Viggie zu behalten. Schließlich trat sie die Leine vom Fuß, und das Kanu schoss davon.

Michelle schaute hinter sich. Sie musste so schnell wie möglich ans Ufer. Sie verstärkte den Griff um Viggie, trat mit den Beinen und kämpfte mit einem Arm gegen die Strömung an. Doch es war sinnlos. Mit Viggie im Schlepptau kam sie nicht gegen die Strömung an.

Das Gewitter war nun direkt über ihnen. Michelle konnte nur noch das Donnern hören, das Rauschen des Windes und das Stöhnen und Ächzen mehrerer Bäume, die vom Sturm entzweigerissen wurden. Viggie wand sich. Vielleicht spürte sie die aufkeimende Panik in Michelles verspannten Muskeln.

Das Motorengeräusch hörte sie erst, als es fast neben ihnen war. Starke Hände packten Viggie und zogen sie nach oben. Dann wurde auch Michelle aus dem Wasser gehievt. Als sie auf einer der Bänke hockte, die Arme um Viggie geschlungen, schaute Michelle auf Champ Pollion, der seine Aufmerksamkeit nun wieder darauf richtete, das Boot durch den Fluss zu lenken. Er fuhr auf direktem Weg zur Anlegestelle von Babbage Town.

Viggie fest in den Armen, erhob sich Michelle und stellte sich neben Champ. »Danke. Es war höllisch da draußen.«

»Ich war auf einem Spaziergang, als ich Viggie kentern sah. Dann habe ich beobachtet, wie Sie hinterhergesprungen sind. Da bin ich zum Powerboot gelaufen. Ich wollte so schnell wie möglich zu Ihnen.«

Geschickt legte er an und half Michelle, Viggie von Bord zu bringen. Das Mädchen war noch immer wie leblos.

»Ist ihr auch wirklich nichts passiert?«, fragte Champ besorgt.

»Sie ist nur völlig erschöpft.«

Michelle nahm Viggie sanft an der Schulter und führte sie den Weg nach Babbage Town hinauf. Champ ging neben ihnen her bis zu Alicias Haus.

Michelle sagte: »Wenn Sie ein Flugzeug genauso gut fliegen, wie Sie ein Boot fahren, dürfte der morgige Tag sehr angenehm werden.«

»Äh ... macht es Ihnen etwas aus, wenn wir unseren Flug um einen Tag verschieben? Mir ist etwas dazwischengekommen.«

»Schon in Ordnung, Champ. Wann immer Sie wollen.«

Champ lächelte schüchtern, murmelte etwas Unverständliches und ging.

»Du hast mir das Leben gerettet, Mick«, sagt Viggie, nachdem sie sich beide trockene Kleider angezogen hatten.

»Bedank dich vor allem bei Mr. Pollion«, erwiderte Michelle. »Was hast du überhaupt allein auf dem Fluss gemacht?«

Viggie ließ schuldbewusst den Kopf hängen. »Ich ... Ich wollte allein sein.«

»Da gibt es tausend andere Möglichkeiten, ohne dass man sich in Gefahr bringt.«

»Danke, dass du mir das Leben gerettet hast«, sagte Viggie.

»Ich bin nur froh, dass ich dort war.«

Viggie stand auf, ging zum Klavier und begann zu spielen, diesmal jedoch bedächtig, nicht so wild wie beim letzten Mal. Es war eine langsame, traurige Melodie. Viggie schaute zu Michelle, während sie spielte; ihre Miene war unergründlich.

Als der letzte Ton verklang, sagte Michelle: »Das war wunderschön. Was war das für eine Melodie?«

Viggie antwortete nicht. Sie drehte sich um und stieg die Treppe hinauf. Einen Augenblick später schloss die Schlafzimmertür sich hinter ihr.

Draußen auf dem York River kreuzte ein motorisiertes Schlauchboot – ein leichtes Sturmboot, das Rückgrat amphibischer Landeoperationen. Am Steuer stand Ian Whitfield. Er trug eine gelbe Regenjacke und Khakishorts. Seine Beine waren muskulös und sonnengebräunt; der rechte Unterschenkel jedoch war stark vernarbt, und der eisige Regen ließ die Narben pochen. Doch Whitfield schien das Unwetter, das um ihn her tobte, gar nicht zu registrieren. Auf dem Deck lag Michelles Kanu; die Leine hing noch immer am Tragegriff.

Whitfield schob den Gashebel nach vorne, und das Sturmboot schoss auf das Ufer von Babbage Town zu. Kurz darauf legte Whitfield an, stieg aus und zog das Kanu auf den Landesteg. Dann sprang er zurück an Bord und gab wieder Gas. Das Sturmboot machte einen gewaltigen Satz nach vorne und sprang hoch über eine Welle hinweg.

Eine Minute später waren das Sturmboot und der Chef von Camp Peary nur noch ein Fleck draußen auf dem Fluss, während das Gewitter noch immer das Land heimsuchte.

65.

Früh am nächsten Morgen war die Gewitterfront weitergezogen. Sean und Michelle trafen sich gut eine Meile von Babbage Town entfernt an der Stelle, von der sie auch den Gang nach Camp Peary geplant hatten. Als sie am Tag zuvor miteinander gesprochen hatten, hatte Michelle von ihrem Erlebnis auf dem Fluss berichtet, und Sean hatte ihr von Champs fehlendem Alibi erzählt. Nun trafen sie sich erneut, um noch einmal alles zu besprechen, ohne dabei neugierigen Blicken ausgesetzt zu sein.

»Also«, sagte Sean, »erzähl mir noch mal, was Viggie in einem Kanu da draußen gemacht hat.«

»Sie hat gesagt, sie habe allein sein wollen.«

»Wollte sie nicht vielleicht einen genaueren Blick auf Camp Peary werfen?«

»Welchen Grund sollte sie dafür haben?«

»Genau das ist die Frage«, erwiderte Sean.

»Und du?«, wollte Michelle wissen. »Hast du etwas herausgefunden?«

Sean nickte. »Ich habe mit Hayes gesprochen. Er hat sich Monks Reisepass angeschaut. Er war tatsächlich in Deutschland.«

»Weißt du, wo genau?«

»Eingereist ist er in Frankfurt. Mehr konnte Hayes mir nicht sagen. Ich habe Joan bereits angerufen. Sie versucht, Einzelheiten für uns herauszufinden.« Er holte ein großes Stück Papier heraus und breitete es auf der Motorhaube von Michelles SUV aus. »Ich habe ein Bild der Satellitenkarte von Camp Peary gemacht, die in Freemans Büro hängt, und es vergrößern lassen.«

Er deutete auf mehrere Abschnitte. »Ich habe verschiedene Zahlen gehört, aber ich glaube, das Lager ist ungefähr zehntausend Morgen groß. Wie wir bereits wissen, ist die Landebahn nicht weit von der Stelle entfernt, an der Monks Leiche gefunden wurde. Ein Stück südlich davon scheint es eine Reihe von Bunkern zu geben. Weiter unten ist eine Anlegestelle.« Er bezeichnete einen weiteren Abschnitt mit dem Finger; hier standen Namen auf der Karte. »Das hier scheint eines der Viertel zu sein, die Freeman erwähnt hat. Der Dorfteich von Bigler's Mill liegt hier. Porto Bello ist da. Dahinter ist Queens Lake, und hier ist Magruder. Der Hauptkomplex grenzt im Westen an die Interstate 64 und im Süden an den Historical Parkway. Und die Navy-Nachschubbasis ist da«, fügte er hinzu und tippte mit dem Zeigefinger auf die entsprechende Stelle.

»Da gibt es einen toten Flussarm südlich der Landebahn. Von dort kann man tiefer in die Anlage vordringen«, sagte Michelle.

»Nein. Diese Bucht wird mit Sicherheit schwer bewacht«, erwiderte Sean. »An Land ganz bestimmt. Und soweit wir wissen, könnte der Flussarm vermint sein.«

»Dann gehen wir über den Zaun. Ist die Ausrüstung gekommen?«

Sean nickte. »Ja, alles da.« Er zögerte kurz. »Michelle, ich will nicht über den Zaun. Das ist verrückt. Selbst wenn sie uns nicht erschießen, werden wir den Rest unseres Lebens im Gefängnis verbringen. Ich kann nicht zulassen, dass du mich begleitest.«

»Und ich kann dich nicht allein gehen lassen.«

»Vielleicht müssen wir gar nicht gehen, wenn Joan herausfindet, wohin Monk in Deutschland gefahren ist.«

»Und wenn Monks Reise gar nichts mit alldem hier zu tun hat?«

»Was ist mit Viggie? Codes und Blut?«

Michelle schüttelte den Kopf. »Nichts Neues. Als wir vom Fluss zurückgekommen sind, war sie außergewöhnlich ruhig und ihr Klavierspiel sehr zurückhaltend, was wirklich ungewöhnlich ist. Normalerweise haut sie in die Tasten wie eine Verrückte, schreit ›Codes und Blut‹ und rennt in ihr Zimmer. Diesmal nicht. Sie hat mir nur dafür gedankt, dass ich ihr das Leben gerettet habe, hat sich gesetzt und langsam und wunderschön gespielt, als wolle sie mir mit der Musik noch einmal danken. Es war rührend. Und ...«

Michelles Stimme verklang, und sie starrte Sean an.

»Denkst du auch, was ich gerade denke?«, fragte sie dann leise.

»Ja. Was für ein verdammter Narr ich gewesen bin, dass ich das nicht früher gesehen habe!«

Sie sprangen in den Wagen.

Sean schaute auf die Uhr. »Was ist mit deinem Flug mit Champ?«

»Auf morgen verschoben.«

»Gut. Vielleicht wirst du deine Meinung bis dahin ja ändern. Ruf Horatio an und sag ihm, er soll uns bei Alicia treffen.«

»Warum?«

»Er kann Klavier spielen.«

Nach dem, was auf dem Fluss geschehen ist, haben Sie Viggie heute nicht in die Schule geschickt«, sagte Michelle, als Horatio und Sean ihr über den Weg zu Alicias Haus folgten. »Aber ich glaube, sie wird nur für mich spielen.«

»Horatio hat einen Rekorder dabei«, erklärte Sean. »Wir werden außer Sicht bleiben, das Stück aber immer noch hören können.«

»Und dann?«, fragte Michelle.

»Wenn es wirklich ein Code ist, können wir uns Hilfe holen, um ihn zu entschlüsseln. Ich kenne hier mindestens *ein* Genie.«

Horatio stellte sein Aufzeichnungsgerät in die Nähe des Klaviers, versteckt hinter ein paar Büchern. Anschließend schlichen er und Sean auf die Veranda hinaus. Durch ein offenes Fenster konnten sie auch dort die Musik hören.

Michelle ging nach oben, holte Viggie und bat sie, noch einmal das Lied für sie zu spielen.

Das Mädchen erfüllte ihr den Wunsch und ging dann wieder nach oben. Michelle schnappte sich den Rekorder und gesellte sich draußen zu Horatio und Sean.

Sean sagte: »Ich habe Alicia angerufen. Sie kommt gleich. Horatio, kannst du in der Zwischenzeit die Noten aufschreiben, die sie gespielt hat?«

»Das sollte kein Problem sein.«

»Oder hat einer von euch das Stück erkannt? Falls ja, können wir nach den Noten suchen. Viggie muss sie irgendwo hier haben.«

»Tut mir leid, aber das war mir ein wenig zu schmalzig«, gestand Horatio. »Ich stehe mehr auf klassischen Rock.«

Als Alicia schließlich eintraf, hatte Horatio die Noten aufgeschrieben. Sean zeigte sie ihr.

»Und Sie halten das für eine Art Code?«, fragte Alicia.

»Ja«, antwortete Sean. »Reicht das für Sie, um damit zu arbeiten?«

»Das wird sich zeigen. Haben Sie eine Idee, was das Thema sein könnte?«

Sean schaute zu Michelle, schwieg jedoch.

Alicia war der Blick nicht entgangen. Zornig sagte sie: »Wenn Sie nicht genug Vertrauen zu mir haben, dass Sie mir alles sagen, müssen Sie sich jemand anders suchen, der Ihnen hilft!«

»Okay, okay.« Sean atmete tief durch. »Denken Sie an Camp Peary, deutsche Kriegsgefangene und Geheimflüge.«

Alicia runzelte die Stirn. »Nur um das klarzustellen: Ich bin Linguistin und Mathematikerin, kein Kryptoanalytiker.«

»Aber einige der besten Codeknacker der Welt waren Linguisten und Mathematiker«, erklärte Sean.

»Es wäre trotzdem nett, ein bisschen mehr Kontext zu haben, um damit zu arbeiten. Monk Turing war ein sehr kluger Mann. Ich bezweifle, dass es einfach sein wird.«

»Turing!«, stieß Sean plötzlich hervor. »Codes und Blut! Das muss es sein!«

»Was muss was sein?«, fragte Michelle und blickte ihn verdutzt an.

»Monk Turing war mit Alan Turing verwandt. Sie waren *Blutsverwandte*. Monk hat vor kurzem England besucht und die Stationen von Turings Leben abgeklappert. Alan Turing hat fast im Alleingang einen der deutschen Enigma-Codes geknackt. Es muss etwas damit zu tun haben.«

Alicia schaute die Notenblätter durch. »Das hilft mir tatsächlich. Ich habe ein paar Bücher über Alan Turing und seine Arbeiten. Wann müssen Sie etwas wissen?«

»Sofort wäre nicht schlecht.«

Michelle, die sich von Natur aus zum Wasser hingezogen fühlte, beschloss, ein wenig mit dem Kanu hinauszufahren. Das half ihr beim Nachdenken; außerdem wollte sie noch einmal an der Flussseite von Camp Peary vorbeifahren. Wenn sie schon dort einbrechen wollten, konnte ein wenig Aufklärungsarbeit nicht schaden. Als sie zum Bootshaus kam, sah sie ihr Kanu auf dem Steg und fragte sich verwundert, wie es hierhergekommen war.

Nach einer halben Stunde auf dem Wasser hatte sie Camp Peary aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet. Den Zaun zu überwinden würde nicht allzu schwer sein, aber dann? Zum ersten Mal dachte sie ernsthaft darüber nach, was mit ihnen geschehen würde, sollte man sie fassen.

Außerdem – was genau erwarteten sie eigentlich, inmitten von zehntausend Morgen Waldland zu finden? War es das wert, dass sie ihr Leben dafür riskierten? Sean schien inzwischen Zweifel an dem Plan zu hegen. Aber was, wenn er ihn doch durchzog? Würde sie, Michelle, bis zum Schluss zu ihm stehen? Oder würde sie ihn allein ziehen lassen? Und wenn er getötet wurde und sie es hätte verhindern können, wäre sie bei ihm geblieben? Würde sie damit leben können?

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, als in der Nähe ein Bootshorn ertönte. Michelle schaute sich um. Ein Sturmboot näherte sich von hinten. Ein grauhaariger Mann mittleren Alters stand am Steuer. Er trug eine Tarnhose, ein weißes T-Shirt und eine blaue Baseballkappe. Er lächelte freundlich, als er näher kam.

Geschickt lenkte er sein Boot neben das Kanu und stellte den Gashebel auf Neutral, während Michelle das Paddel ausstreckte, um sich an seinem Boot zu stabilisieren.

»Ian Whitfield«, stellte der Chef von Camp Peary sich vor und streckte Michelle zum Gruß die Hand entgegen.

Michelle versuchte, ihr Erstaunen zu verbergen.

»Ein viel schönerer Tag, hier draußen zu sein, als gestern«, bemerkte er fröhlich.

»Dann waren Sie auch in dem Gewitter?«

»Ja. Ich habe das Kanu gefunden, mit dem Sie rausgefahren sind. Es ist den Fluss hinuntergetrieben. Ist was passiert?«

»Eine Freundin von mir ist ins Wasser gefallen. Wir konnten sie Gott sei Dank herausholen.«

»Da können Sie von Glück sagen. Die Strömung des York kann tückisch sein, Miss ...«

»Michelle Maxwell. Nennen Sie mich einfach Michelle.« Sie schaute über den Fluss hinweg. »Wie sieht's auf der anderen Seite des York aus?«

»Ich kann mich nicht erinnern, gesagt zu haben, dass ich von der anderen Seite des York komme.«

»Ach, wissen Sie, man hört immer wieder dies und das, und ich höre mehr als die meisten Leute. Ich war beim Secret Service, aber ich bin sicher, das wissen Sie bereits.«

Whitfield schaute weiterhin über das Wasser hinweg. »Mein Traum war immer, in der Mannschaft der Yankees zu spielen, aber mein Talent reichte nicht. Meinem Land zu dienen war als Alternative gar nicht mal so schlecht.«

Michelle war erstaunt, dass der Mann seinen Beruf so beiläufig bestätigte. »Mit der Air Force One zu fliegen und den Präsidenten zu beschützen war eine der größten Ehren, die mir in meinem Leben zuteil geworden sind«, sagte sie, hielt kurz inne und fügte hinzu: »Ich kenne

ein paar Leute bei der Delta Force, die in Vietnam gekämpft haben.« Whitfield starrte sie durchdringend an. »Wie gesagt, ich höre mehr als die meisten.«

Er zuckte mit den Schultern. »Das war vor langer Zeit.«

»Aber man vergisst es nie.«

»Einige schon, ich nicht.« Er deutete in Richtung Babbage Town. »Wie läuft es denn auf der anderen Seite des Flusses?«

»Langsam.«

»Sie haben einen Partner dabei«, sagte Whitfield.

»Ja.«

»Monk Turings Tod war sehr unglücklich, aber wohl kaum Grund für eine Morduntersuchung.«

»Sie haben meinem Partner gesagt, es sei Selbstmord gewesen.«

»Nein, ich habe ihm gesagt, dass es vier Selbstmorde in und um Camp Peary herum gegeben habe. Und ich habe ihm auch gesagt, dass das FBI zu dem Schluss gekommen sei, dass Monk Turing Selbstmord begangen hat.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich das noch glauben kann. Und da ist ja noch Len Rivest.«

»In der Lokalzeitung steht, dass Rivest an dem Abend viel getrunken hatte und dann tot in der Wanne gefunden wurde. So was kommt vor.«

»Zwei Todesfälle so nahe beisammen?«

»Menschen sterben ständig auf alle möglichen Arten, Michelle.«

Er sieht wie ein Mann aus, der weiß, wovon er spricht, überlegte Michelle.

»Das klingt fast wie eine Warnung«, sagte sie.

»Ich habe keinen Einfluss darauf, wie Sie meine Worte interpretieren.« Er deutete zum anderen Ufer. »Hier unten gibt es viele Regierungseinrichtungen, einschließlich der Navy. Die Leute arbeiten für ihr Heimatland, tun gefährliche Dinge und riskieren ihr Leben. Das sollten Sie eigentlich verstehen. Auch Sie haben Ihr Leben für Ihr Land riskiert.«

»Ja, das habe ich«, sagte Michelle. »Und worauf genau läuft dieses Gespräch hinaus?«

»Vergessen Sie nicht, dass dieser Teil des York sehr gefährlich sein kann. Was immer Sie tun, verlieren Sie das nie aus dem Blick. Einen schönen Tag noch.«

Michelle stieß sich mit dem Paddel ab, und Whitfield legte den Rückwärtsgang ein, wendete und tuckerte davon. Michelle drehte ihr Kanu, sodass sie beobachten konnte, wie er den Fluss hinunter und zur Anlegestelle von Camp Peary fuhr. Der Mann drehte sich kein einziges Mal um.

Als er außer Sicht war, wendete Michelle erneut und paddelte langsam davon. Ian Whitfield hatte ihr viel zum Nachdenken gegeben – und einen guten Grund, Angst zu haben.

Bei einem Kaffee im Speisesaal des Herrenhauses berichtete Michelle Sean von ihrem Gespräch mit Whitfield.

»Er scheint mir ein Mann zu sein, der keine leeren Drohungen macht«, bemerkte Sean.

»Ich hatte eine Gänsehaut, als er mit mir gesprochen hat.«

Sean seufzte. »Das macht es mir nicht gerade schmackhafter, über den Zaun zu klettern.«

»Dann müssen wir neue Ansatzpunkte finden«, sagte Michelle. »Ich weiß nur nicht, wie die aussehen könnten.«

»Lass uns noch mal durchgehen, was wir wissen. Monk ist nach Deutschland gefahren und in Camp Peary gestorben. Während des Krieges hat man in Camp Peary deutsche Kriegsgefangene festgehalten. Len Rivest wollte mit mir über Babbage Town sprechen, jetzt ist er tot. Er glaubte, dass es hier Spione gibt. Alicia Chadwick hatte eine Beziehung mit Rivest und ist Viggies Vormund. Champ hat kein Alibi für den Zeitpunkt von Lens Tod, aber wir haben keinen Beweis dafür, dass er irgendetwas mit der Sache zu tun hat. Ian Whitfield hat erst mich und dann dich gewarnt, und seine Frau ist eine unergiebig Quelle. Die Leichenhalle wird in die Luft gesprengt. Weshalb? Um die Beweise zu vernichten, dass Rivest ermordet worden ist?«

»Moment mal«, sagte Michelle. »Du hattest den Verdacht geäußert, dass Rivest ermordet wurde, weil die Handtücher, eine Badematte und ein Pümpel gefehlt haben.«

»Stimmt. Ich habe das Hayes erzählt, und der hat den Pathologen gebeten, am Körper des Toten nach Spuren des Pümpels zu suchen.«

»Und?«

»Und dann ist der Pathologe gestorben, ohne dass wir noch etwas erfahren haben«, sagte Sean.

»Wenn die Leichenhalle in die Luft gesprengt wurde, weil jemand wusste, dass du einen Mordverdacht hegst ... Wie hat er das herausgefunden?«

»Nun, Hayes könnte es versehentlich jemandem gegenüber erwähnt haben.«

»Oder er hat es absichtlich jemandem erzählt«, sagte Michelle.

»Warum sollte er?«

»Ich spiele bloß des Teufels Anwalt. Was weißt du wirklich über Hayes?«

»Er ist der hiesige Sheriff.«

»Aber wir wissen nicht, wem seine Loyalität *wirklich* gilt.«

»Du misstraust ihm? Das ist verrückt.«

»Mit Camp Peary auf der einen und Babbage Town auf der anderen Flussseite muss man verrückt sein, um *nicht* verrückt zu werden.«

Sean nickte. »Wir können nur weiterbohren. Vielleicht findet Alicia ja etwas heraus. Nehmen wir uns noch einmal die deutsche Verbindung vor. Eine andere Möglichkeit sehe ich im Augenblick nicht.«

»Und vielleicht werden wir doch noch über den Zaun klettern müssen«, sagte Michelle.

Nachdem sie gegangen war, holte Sean ein Stück Papier mit einer

Telefonnummer heraus. Er gab die Nummer ins Handy ein und sagte nach dem Piepton: »Valerie, hier ist Sean Carter. Können wir uns treffen?«

Als Michelle zu Alicias Haus zurückging, sah sie vor sich etwas, das sie überstürzt losrennen ließ.

»Was tust du da?«, rief sie.

Viggie hielt inne und starrte sie an. Ihr Lächeln verblasste, und sie ließ erschrocken die Mülltüte fallen.

Michelle schaute in ihren Wagen. Er war blitzsauber. Sie drehte sich zu dem Mädchen um. »Was fällt dir ein, verdammt noch mal? Das ist *mein* Wagen. Wer hat dir erlaubt, in meinen Wagen zu gehen und an meinen Sachen herumzufummeln? *Wer?*«

Viggie wich einen Schritt zurück. »Ich ... äh, du hast mir gesagt, dass du ihn nie hast sauber machen können, wie sehr du dich auch bemüht hast. Ich dachte, es würde dich freuen.«

Michelle schnappte sich den Müllsack und machte sich daran, alles wieder herauszuklauben und in den Wagen zu schleudern. »Das ist kein Müll! Lass die Finger von meinem Wagen, verdammt!«

Viggie drehte sich um und lief schluchzend ins Haus. Michelle schien es gar nicht zu bemerken. Sie war viel zu sehr damit beschäftigt, alles wieder aus dem Müllsack zu holen und im Innenraum des SUV zu verteilen.

»Komme ich ungelegen?«

Michelle wirbelte herum und sah Horatio. Sie stöhnte innerlich.

»Nur ein Missverständnis«, sagte sie rasch.

»Nein, ich denke, das hier ist vollkommen klar.«

»Mach, dass du wegkommst!«

»Wir sollen Viggie also einfach im Haus lassen, damit sie sich die Seele aus dem Leib weint, ja?«

Michelle blickte zum Haus und hörte Viggies Schluchzen. Sie ließ sich gegen ihren Wagen fallen, und der Tennisschuh und die Bananenschale fielen ihr aus der Hand. Eine Träne lief ihr die Wange hinunter. Sie setzte sich auf die Ladefläche und starrte ins Gras.

»Es tut mir leid«, sagte sie mit leiser Stimme. »Aber sie hat sich an meinen Sachen zu schaffen gemacht. Dazu hatte sie kein Recht.«

Horatio trat zu ihr. »Nun, in gewissem Sinne stimmt das. Niemand sollte sich so an den Sachen anderer Leute zu schaffen machen. Aber ich denke, Viggie wollte dir nur helfen ... zumindest hat sie das geglaubt. Das verstehst du doch?«

Michelle nickte.

»Hast du noch einmal über die Hypnose nachgedacht?«

»Ich habe dir doch gesagt, wenn ich lebend zurückkomme ...«

Horatio fiel ihr ins Wort. »Ja, vergessen wir die Schauspielerei, denn ich glaube, dir bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Langsam hob Michelle den Kopf und starrte ihn an. »Was soll das denn heißen?«

»Genau das, wonach es sich angehört hat.«

Michelle stand auf und warf den Müllsack in ihren Wagen. »Was soll das denn noch bringen? Mir ist doch offensichtlich nicht mehr zu

helfen.«

69.

Sie gingen am Strand entlang. Valerie Messaline trug ihre Sandalen in der Hand, während Sean mit schlechtem Gewissen und gesenktem Kopf neben ihr her schlurfte. Er hatte Valerie angerufen, weil ihm kein anderer Ansatzpunkt mehr eingefallen war, und wegen Michelles Gespräch mit Ian, Valeries Mann.

»Ich nehme an, Sie haben mit Ihrem Mann geredet««, sagte er.

»Oh ja! Wenn es eines gibt, das der alte Ian wirklich gut kann, dann, etwas herauszufinden. Sie sind ehemaliger Mitarbeiter des Secret Service, doch nun arbeiten Sie als Privatermittler an den Morden in Babbage Town. Ich kann einfach nicht glauben, dass ich auf Ihre Sprüche reingefallen bin.«

»Valerie, so war das nicht ...«

Sie blickte ihn scharf an. »Wollen Sie etwa leugnen, dass Sie mich benutzt haben, um an Informationen über meinen Mann zu kommen? Wollen Sie leugnen, dass Sie mir in die Bar gefolgt sind, nachdem Ian Ihnen gesagt hat, Sie sollten sich da raushalten?«

»Nein, das leugne ich nicht. Aber ...«

»Da gibt es kein Aber!«

»Ja, es stimmt. Ich habe nach Informationen gesucht; aber ich habe nur meinen Job gemacht.«

»Was Sie getan haben, ist unverzeihlich.«

»Valerie, es tut mir leid, wenn ich Sie verletzt habe. Aber hier geht es um Morde. Hätte ich eine andere Möglichkeit gehabt, an diese Informationen heranzukommen, ich hätte sie genutzt.«

Valerie starrte ihn an, die Arme vor der Brust verschränkt. Langsam verblasste der Ausdruck der Wut auf ihrem Gesicht. »Vermutlich habe ich nie damit gerechnet, dass mir so etwas passieren würde. Ich habe nie damit gerechnet, in so etwas hineingezogen zu werden ... nicht nach Ian, heißt das.«

»Was meinen Sie damit?«

»Dass ich geglaubt habe, er hätte mich geheiratet, weil er mich liebt, aber ich habe mich offenbar geirrt.«

»Warum hat er Sie dann geheiratet?«

»Wer weiß das schon? Und dann tauchen Sie auf, und zum ersten Mal während meiner Ehe denke ich darüber nach, wie es sein würde, mit einem anderen Mann zusammen zu sein. Mit dir ...« Tränen liefen ihr über die Wangen, und wütend wischte sie sie weg.

»Tut mir leid, Valerie.«

»Spar dir deine Lügen für jemand anders. Ich muss sie mir nicht anhören.«

Sie bückte sich, schnappte sich eine Muschel und warf sie wütend in die Wellen.

Sean sagte leise: »Valerie, wenn ich alles rückgängig machen könnte, würde ich das tun, aber das geht nicht.«

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich mir wünsche, mit dir ins Bett zu gehen. Obwohl du mich benutzt hast ... mich betrogen hast. Ich bin ein verdammt Loser!«

Sie begann zu schluchzen. Sean schloss sie in die Arme und zog sie an sich. Ein paar Minuten standen sie schweigend im Sand. Schließlich löste Valerie sich aus Seans Umarmung, holte ein Taschentuch hervor,

wischte sich die Augen ab und atmete tief durch.

»Was für ein schönes Paar«, sagte eine hämische Stimme.

Valerie und Sean fuhren herum und sahen einen Mann näher kommen.

»O Gott!«, stieß Valerie hervor.

Ian Whitfield humpelte durch den Sand.

Sean trat vor Valerie hin. »Es ist nicht so, wie es aussieht, Whitfield ...«

»Ach nein?« Whitfield baute sich vor Sean auf. »Den Weg wollen Sie doch nicht wirklich gehen, oder? Derart beschissene Lügen könnten mich nämlich noch wütender machen, als ich ohnehin schon bin.«

»Ian ...«, sagte Valerie verzweifelt.

Er schaute sie nicht einmal an. »Sie haben ein paar Drinks mit meiner Frau getrunken, haben sie zum Abendessen ausgeführt, und jetzt spazieren Sie Hand in Hand mit ihr am Strand entlang. Verspüren Sie Selbstmordgelüste, oder sind Sie einfach nur dumm?«

»Wenn Sie das alles wussten, warum haben Sie mir Ihre Schläger nicht schon in der Bar auf den Hals gehetzt?«, entgegnete Sean.

»Ich bin kein Verbrecher, King. Ich lasse niemanden zusammenschlagen. Ich bin nur ein hart arbeitender Mann.«

»Dann will ich Ihnen mal einen Rat geben: Arbeiten Sie weniger, und verbringen Sie mehr Zeit mit Ihrer Frau.«

Whitfield schaute zu Valerie, die unwillkürlich zurückwich. »Jetzt sind Sie also auch noch Eheberater, ja? Dabei dachte ich, Sie seien nur ein unfähiger Privatermittler.«

»Ich versuche nur, meinen Job zu tun.«

»Gehört es zu Ihrem Job, meine Frau zu verführen?«

»Ich habe Ihre Frau nicht verführt. Und statt mir gegenüber den Macho raushängen zu lassen, sollten Sie sich lieber mit ihr aussprechen.« Sean schaute zu Valerie. »Willst du, dass ich bleibe?«

Sie schüttelte den Kopf.

Sean drehte sich wieder zu Whitfield um. »Vermasseln Sie das nicht.« Ohne ein weiteres Wort ging er davon und überließ Whitfield und Valerie sich selbst.

70.

Michelle saß auf den Verandastufen vor Alicias Haus. Horatio war gegangen, und Viggies Schluchzen war noch immer von drinnen zu hören. Schließlich stand Michelle auf, ging hinein und klimperte eine Melodie auf dem Klavier. Endlich verstummte das Schluchzen.

Michelle atmete tief durch und ging nach oben. Sie klopfte nicht an Viggies Tür, sondern ging einfach ins Zimmer. Viggie lag bäuchlings auf dem Bett, den Kopf unter dem Kissen vergraben. Sie zitterte noch immer vom Weinen. Sanft nahm Michelle das Kissen weg. Sie hörte, dass das Mädchen Zahlen vor sich hin murmelte.

Sie hat ihren Vater verloren, und ich habe sie wie Dreck behandelt, überlegte Michelle. Ich habe mich nie richtig bemüht zu verstehen, wie verletzt sie wirklich ist.

Sie setzte sich aufs Bett und legte die Hand auf Viggies Rücken. Sofort verspannte sich das Mädchen.

»Viggie, es tut mir leid, was ich getan habe. Ich hatte kein Recht dazu. Ich hoffe, du kannst mir verzeihen. Ich habe ... Es geht mir in letzter Zeit nicht gut. Ich habe Probleme. Wir haben ja darüber geredet. An manchen Tagen geht es mir ganz gut, an anderen fühle ich mich schrecklich. Aber ich hätte das nicht an dir auslassen dürfen. Ich weiß, dass du mir nur helfen wolltest.«

Viggie drehte sich langsam zu ihr um. »Ist schon okay«, sagte sie. »Ich hab auch schlechte Tage. Und ich bin nicht wütend auf dich. Du bist meine Freundin.«

Michelle drückte Viggie an sich und flüsterte: »Du bist auch meine Freundin. Und ich würde alles für dich tun. Ich werde dir nie wieder wehtun. Ich verspreche es.«

Als Sean ins Haus kam, saß Michelle mit hochrotem Gesicht auf der Couch im Wohnzimmer.

»Was ist?«, fragte er besorgt. »Stimmt was nicht mit Viggie?«

»Es geht ihr gut. Und mir auch.«

»Bist du sicher?«

Michelle nickte so langsam, als würde es sie Energie kosten, die sie nicht besaß.

Sean setzte sich neben sie und berichtete ihr, was am Strand geschehen war.

»O Gott!«, stieß Michelle hervor. »Er hätte dich töten können!«

»Das könnte er immer noch.«

»Und was tun wir jetzt?«

»Schlafen. Irgendetwas sagt mir, dass uns morgen ein anstrengender Tag bevorsteht, und ein wenig Schlaf könnte uns beiden nicht schaden.«

Unglücklicherweise sollte keiner von beiden diesen Schlaf bekommen.

Michelle, die stets einen leichten Schlaf hatte, schob ihre Hand unter das Kissen und packte die Pistole, als die Zimmertür leise knarrte und sich langsam nach innen bewegte. Sie öffnete die Augen gerade so weit, dass sie die Person erkennen konnte, die auf sie zukam. Viggie trug ein langes T-Shirt, das ihr bis über die Knie hing. Sie hielt irgendetwas in den Händen.

Einen Augenblick lang stand das Mädchen neben dem Bett; dann legte sie den Gegenstand vorsichtig auf die Bettdecke. Ein paar Sekunden später hörte Michelle, wie die Tür sich wieder schloss und wie das

Mädchen in ihrem Zimmer verschwand.

Sofort setzte Michelle sich auf und knipste das Licht auf dem Nachttisch ein. Sie griff nach dem Gegenstand, den Viggie zurückgelassen hatte – einen großen Umschlag. Michelle öffnete ihn und entdeckte einen Brief in einem normalen Umschlag sowie ein Foto. Sie war so aufgeregt, dass sie in den Sachen, in denen sie geschlafen hatte – Shorts und ein kurzes Tank-Top – auf den Flur schlüpfte. Leise klopfte sie an Seans Schlafzimmertür. Keine Antwort. Sie klopfte erneut, diesmal ein wenig lauter. Immer noch keine Reaktion. Michelle presste die Lippen auf die Tür: »Sean? Sean!«

Schließlich hörte sie ein Murmeln, gefolgt vom Quietschen der Matratze. Dann wurde das Licht angeschaltet. Schritte kamen näher, und die Tür öffnete sich.

Sean, der einen gestreiften Pyjama trug, blickte Michelle verschlafen an.

»Was ist?«, fragte er gähnend.

Ein Lächeln zuckte um Michelles Lippen. »Du trägst Pyjamas?«, sagte sie. »Ich fass es nicht.«

Sean schwieg kurz, während sein Blick sich klärte und er sich auf ihren halb nackten Leib konzentrierte. »Und du trägst fast nichts im Bett? Ich fass es nicht.«

Michelle war überrascht, schaute an sich herunter und legte rasch die eine Hand über den Busen, während sie mit dem großen Umschlag ihre intimeren Körperstellen verdeckte.

Jetzt war es Sean, der lächelte. Er sagte: »Das ist doch nicht nötig, nicht bei mir, zumal ich sowieso gerade aus dem Tiefschlaf gerissen worden bin ...« Er schaute auf den Umschlag. »Kommst du deswegen?«, fragte er. Als sie nichts darauf erwiderte, stand er ein paar Sekunden verlegen da; dann fragte er: »Willst du etwas von mir, außer dich über meinen

Schlafanzug lustig zu machen?«

Michelle schlüpfte an ihm vorbei in sein Zimmer, setzte sich aufs Bett und winkte ihm, sich zu ihr zu gesellen. »Beeil dich. Ich muss dir was zeigen.«

»Das sehe ich.«

»Mach dir keine falschen Hoffnungen. Ich spreche von etwas anderem. Es ist wichtig.«

Sean seufzte, ging zu ihr und ließ sich neben ihr aufs Bett fallen. »Und? Was ist es?«

Michelle erzählte ihm von Viggies Besuch und zeigte ihm den Inhalt des großen Briefumschlags.

Sofort war Sean hellwach. Er betrachtete das Foto; dann überflog er den Brief.

»Wo hat Viggie das her?«, fragte er.

»Von ihrem Vater, nehme ich an.«

»Und sie hat es dir gegeben? Warum?«

»Sie mag mich. Ich habe ihr das Leben gerettet. Sie vertraut mir.«

Sean schaute sie seltsam an. »Ich denke, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie *vertraut* dir.« Er steckte Brief und Foto in den großen Umschlag zurück. »Du musst sofort mit Viggie reden. Dieser Brief enthält eine weitere Information, die wir brauchen, um einen Sinn in dem Ganzen zu erkennen. Frag sie, woher sie ihn hat.«

»Ich werde es versuchen.«

Michelle kehrte in ihr Zimmer zurück, zog sich einen Bademantel an und ging zu Viggie. Zehn Minuten später kam sie zu Sean zurück. Sie sah enttäuscht aus. »Viggie will nichts über den Brief erzählen. Sie hat sogar geleugnet, ihn mir gegeben zu haben.«

Die nächste Stunde verbrachten sie mit dem Versuch, Brief und Foto einen Sinn zu entnehmen und beides ins Gesamtbild einzufügen. Schließlich sagte Sean: »Nicht dass es mich stören würde, eine fast nackte Frau in meinem Bett zu haben, aber du musst dich anziehen.«

»Was?«, erwiderte Michelle.

»Wir müssen zu Horatio. Ich will seine Meinung hören.«

»Seine Meinung worüber?«

»Das wirst du dann schon sehen. Zieh dich an.«

Als Michelle aufstand und das Zimmer verließ, schaute Horatio auf den Umschlag. Vielleicht war das endlich der Schlüssel, den sie brauchten. Jedenfalls hoffte er es verzweifelt, denn allmählich gingen ihnen die Alternativen aus, und die letzte Option – über den Zaun von Camp Peary zu klettern – wollte er nicht unbedingt nutzen.

71.

Die Sonne ging gerade auf, als Sean und Michelle zu Horatio ins Herrenhaus gingen. Sie meldeten sich beim Sicherheitsposten am Eingang und stiegen die Treppe hinauf.

Sean hatte vorher angerufen, und so öffnete Horatio die Tür sofort. Der Psychiater war angezogen, nur hatte er sich nicht die Mühe gemacht, sein Haar zum üblichen Pferdeschwanz zu binden, mit dem Ergebnis, dass es nun in Wellen über seine Schultern fiel.

Er wollte etwas sagen.

»Nicht hier«, kam Sean ihm zuvor. »Lass uns eine Spazierfahrt machen.«

Zwanzig Minuten später standen sie neben Michelles SUV, der unter ein paar Bäumen am Ufer des York parkte. Das Sonnenlicht kroch über die Wasseroberfläche, während Sean und Michelle Horatio dabei beobachteten, wie er Brief und Foto studierte.

»Okay, der Brief kommt also aus Wiesbaden in Deutschland. Zum Glück ist er auf Englisch, obwohl die Schrift offenbar von einer älteren Person stammt, deren Muttersprache eine andere ist. Und er ist an Monk Turing adressiert von ...« Horatio kniff die Augen zusammen, um die Unterschrift besser lesen zu können, und rückte seine Lesebrille zurecht.

»Henry Fox«, kam Michelle ihm zu Hilfe.

Sean erklärte: »Im Wesentlichen dankt dieser Fox Monk dafür, dass er ihm geholfen hat, wieder zurück nach Deutschland zu kommen.«

Horatio schaute sich den Briefkopf an. »Er ist fast ein Jahr alt, stammt also aus einer Zeit, *bevor* Monk nach England und Deutschland gefahren ist.«

»Zumindest war das das letzte Mal, dass er dort gewesen ist. Jetzt schau dir die letzten beiden Zeilen an«, sagte Sean.

Horatio las: »»Da Sie mir geholfen haben, werde ich den Gefallen wie abgemacht erwidern. Ich habe es, und es gehört Ihnen, wenn Sie mich besuchen kommen.«« Horatio hob den Kopf. »Dann wollte Fox Monk also etwas dafür geben, dass er ihm nach Hause geholfen hat.«

»Sieht so aus«, sagte Michelle. »Und Monk ist nach Deutschland gefahren, um dieses Etwas abzuholen. Auf der gleichen Reise hat er dann auch noch einen Ausflug in seine Familiengeschichte in England gemacht.«

»Und was hat Monk von Fox bekommen?«

»Das wissen wir noch nicht«, gab Michelle zu.

Horatio sagte: »Monk hat Fox also bei der Rückkehr in seine Heimat geholfen. Aber Fox klingt nicht wie ein deutscher Name.«

»Ich habe eine Theorie, was das betrifft«, verkündete Sean geheimnisvoll. »Aber ich muss noch auf Bestätigung warten.« Er nahm das Foto. Drei Personen waren darauf zu sehen, die auf den Stufen vor einem großen Gebäude saßen. Einer davon war Monk Turing; neben ihm saß eine jüngere Viggie. Die dritte Person war ein kleiner alter Mann mit weißem Bart und klugen blauen Augen. Unten auf dem Foto befand sich ein Datum.

»Das Bild ist vor mehr als drei Jahren aufgenommen worden«, sagte Michelle. »Viggie hat mir erzählt, dass sie und ihr Vater damals in einem Apartment in New York gelebt hätten. Sie hat gesagt, sie hätten keine Freunde gehabt bis auf einen alten Mann, der mit ihrem Vater immer über Dinge gesprochen habe, die vor langer Zeit passiert sind. Und dass er komisch geredet habe.«

»Vermutlich meint sie damit einen Akzent, einen deutschen Akzent«,

sagte Sean.

»Also können wir wohl davon ausgehen, dass der alte Mann auf dem Foto Henry Fox ist?«

»Genau«, antwortete Sean. »Das erklärt eine Menge, verrät uns aber nicht, was Fox Monk gegeben hat.«

»Viggy hat gesagt, der alte Mann habe immer Buchstaben auf ein Stück Papier geschrieben und Monk aufgefordert, sie zu entschlüsseln«, fügte Michelle hinzu.

Horatio warf ein: »Wartet mal. South Freeman hat erzählt, dass das Militär die Existenz der deutschen Kriegsgefangenen auch deshalb geheim gehalten habe, weil einige von ihnen den Enigma-Code kannten. Nachdem ich mit South gesprochen hatte, habe ich ein paar Geschichtsbücher gewälzt. Jede deutsche Teilstreitkraft hatte ihr eigenes Netzwerk von Enigma-Codes. Der Code der Marine wurde allgemein als härteste Nuss betrachtet. Die Jungs in Bletchley Park, einschließlich Alan Turing, konnten ihn nicht mal ankratzen. Und die deutschen U-Boote schlachteten weiter Alliierte in der Atlantikschlacht ab ... das heißt, bis die Alliierten ein paar deutsche Codebücher in die Finger bekommen haben. Mit dieser Information haben die Jungs in Bletchley Park dann ihre Magie gewirkt, und die Waagschale neigte sich zu unseren Gunsten.«

»Und wie hilft uns das weiter?«, fragte Michelle.

»South hat mir auch erzählt, dass die Wende in der Atlantikschlacht zeitlich mit dem Auftauchen der deutschen Kriegsgefangenen in Camp Peary zusammenfiel. Diese Kriegsgefangenen kamen von U-Booten und Schiffen, die man vor der Ostküste versenkt hatte. Das heißt, dass auch die Gefangenen in Camp Peary Codebücher und andere Informationen hätten haben können, die den Alliierten nützlich gewesen wären.«

»Du glaubst also, dass Henry Fox einer dieser Kriegsgefangenen

gewesen ist?«, fragte Michelle.

»Er hat das richtige Alter, spricht mit einem vermutlich deutschen Akzent, schreibt Codes auf Papier und redet über den Krieg. Ja, ich halte das sogar für sehr wahrscheinlich.«

Sean sagte: »Und deshalb wollte ich auch mit dir reden. Wir müssen herausfinden, was Fox Monk gegeben hat.«

Horatio schaute ihn verwirrt an. »Woher soll ich denn wissen, was Fox ihm gegeben hat?«

»Viggie hat den Brief und das Foto heimlich zu Michelle gebracht, als sie schlief. Ich denke, sie hat das getan, weil sie Michelle vertraut.«

»Okay, aber wo komme ich da ins Spiel?«

»Könnte Monk seiner Tochter alle Hinweise geben und ihr gesagt haben, sie nur an jemanden weiterzureichen, dem sie vertraut?«

Horatio nickte. »Das ist durchaus plausibel. Viggie ist hochintelligent, aber auch leicht zu beeinflussen. Manchmal gibt sie einem die Antworten, die man ihr vorher in den Kopf gesetzt hat. Das habe ich deutlich zu sehen bekommen, als ich mit ihr gesprochen habe.«

»Aber Michelle hat mit Viggie geredet, nachdem das Mädchen ihr die Sachen gegeben hat, und da wollte Viggie nicht mal zugeben, dass sie Michelle *überhaupt* etwas gegeben hat. Warum?«

Horatio dachte angestrengt nach. Dann sagte er bedächtig, beinahe zögernd: »So seltsam es klingen mag, ich glaube, dass Monk Turing seine Tochter nicht einfach nur manipuliert, sondern *programmiert* hat.«

»Programmiert?«, rief Michelle.

»Ich habe das vorher schon vermutet, doch nach dem, was ihr gerade

gesagt habt, scheine ich der Wahrheit damit näher zu sein, als ich dachte. Ich glaube, dass der brillante Vater seiner ebenso brillanten, aber naiven Tochter Informationen gegeben hat, und er hat sie darauf konditioniert, diese Informationen nur unter ganz bestimmten Umständen weiterzugeben. Viggie hat das Lied für Michelle gespielt, weil Michelle nett zu ihr gewesen ist und weil Viggie das Gefühl hatte, ihr vertrauen zu können. Dann hat Michelle ihr Leben riskiert, um Viggie zu retten, und Viggie ist noch einen Schritt weitergegangen und hat ihr zusätzliche Informationen gegeben.« Horatio schaute Michelle an. »Allerdings ist es seltsam, dass sie das nach der Sache mit dem Wagen überhaupt noch getan hat.«

»Mit dem Wagen? Wovon redet ihr?«, fragte Sean.

»Viggie und ich, wir haben das geklärt«, sagte Michelle rasch, wandte sich von Sean ab und wechselte das Thema. »Ich bezweifle allerdings, dass ich ihr noch einmal das Leben retten werde – zumindest hoffe ich, dass das nicht mehr nötig sein wird. Welche Möglichkeiten habe ich sonst noch, damit sie mir auch die restlichen Informationen gibt?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Horatio.

Sean dachte darüber nach. »Dann sind wir also erst einmal wieder in einer Sackgasse, bis entweder Joan etwas ausgräbt oder Alicia dieses Lied entschlüsselt.« Er steckte Brief und Foto in die Tasche, streckte sich und gähnte. »Da wir schon einmal auf sind, können wir genauso gut etwas essen gehen.«

Michelle schaute auf ihre Uhr. »Aber schnell. Champ holt mich um neun für unseren Rundflug ab.«

»Du willst noch immer mit?«, fragte Sean.

»Ja.«

»Aber er hat kein Alibi für den Zeitpunkt von Rivests Tod.«

»Ich bezweifle, dass wir von Unschuldigen irgendwelche verwertbaren Informationen bekommen werden. Da macht es wohl mehr Sinn, wenn wir uns auf diejenigen konzentrieren, die schuldig sein könnten.«

»Mein Bauch sagt mir, diesen Kerl allein zu lassen.«

»Ja«, erwiderte Michelle, »aber mein *Hirn* sagt mir, dass wir uns das nicht leisten können.«

Horatio schaute zu Sean. »Du bist dran, es sei denn, du willst dich der Dame geschlagen geben.«

»Halt den Mund«, schnappte Sean und stieg in den Wagen.

Horatio drehte sich zu Michelle um. »Himmel, offensichtlicher kann man ja wohl nicht sein.«

»Offensichtlicher?«, entgegnete sie verwirrt.

Horatio verdehte die Augen, seufzte und stieg ebenfalls in den SUV.

Später an diesem Morgen rief Horatio aus zwei Gründen bei South Freeman an. Zum einen wollte er wissen, ob der Mann eine Liste der deutschen Kriegsgefangenen von Camp Peary im Zweiten Weltkrieg hatte.

Freeman lachte lauthals auf. »Ja, klar, die liegt hier vor mir auf dem Tisch. Da das Pentagon sie mir nicht geben wollte, bin ich mal bei der CIA vorbeigegangen, und die haben mir dann eine schöne Kopie davon gemacht und mich gefragt, ob sie mir nicht vielleicht noch ein paar andere Geheiminformationen geben können.«

»Ich interpretiere das jetzt einmal als ein nachdrückliches Nein«, sagte Horatio. Dann fragte er Freeman, ob er jemanden bei einer Zeitung in Tennessee kenne, ungefähr in dem Gebiet, wo Michelle aufgewachsen war. Mit dieser Frage stieß Horatio auf Gold.

»Da gibt es einen Mann mit Namen Toby Rucker. Er hat eine Wochenzeitung in einem kleinen Ort gut eine Stunde südlich von Nashville.« Als Freeman den Ort nannte, wäre Horatio fast vom Stuhl gesprungen. Das war genau der Ort, wo Michelle gewohnt hatte.

»Weshalb wollen Sie das wissen?«, fragte Freeman.

»Ich habe ein paar Fragen betreffs des Verschwindens von jemandem da unten. Das ist jetzt fast dreißig Jahre her.«

»Toby ist vierzig Jahre da. Wenn die Sache in der Zeitung war, wird er das also wissen.« Freeman gab Horatio die Telefonnummer und fügte hinzu: »Ich werde ihn sofort anrufen und ihm sagen, dass Sie Kontakt mit ihm aufnehmen werden.«

»Das weiß ich sehr zu schätzen, South.«

»Das sollten Sie auch. Und vergessen Sie unsere Abmachung nicht. Exklusiv! Sonst drehe ich Ihnen den Hals um.«

»Sicher.« Horatio legte auf, wartete zwanzig Minuten und rief dann bei der Nummer in Tennessee an.

Ein Mann, der sich mit Toby Rucker meldete, nahm nach dem zweiten Klingeln ab. South Freeman habe gerade erst aufgelegt, sagte Rucker. Horatio erklärte ihm seine Bitte, und Rucker sagte, er werde sich darum kümmern.

Als Horatio wieder auflegte, hörte er ein Geräusch von oben. Er steckte den Kopf zum Fenster hinaus. Ein Helikopter knatterte über Babbage Town. Als er davonflog, dachte Horatio an Michelle, die mehrere tausend Fuß in der Luft und bei einem Mann war, dem Sean King offenbar misstraute – derart offensichtlich sogar, dass er Horatio um einen besonderen Gefallen gebeten hatte, den dieser ihm auch gewährt hatte.

»Komm heil wieder zurück, Michelle«, murmelte Horatio vor sich hin. »Es gibt noch immer viel, worüber wir reden müssen.«

Der Start war vollkommen glatt verlaufen. Die Cessna Grand Caravan war sehr geräumig und luxuriös und bot Platz für vierzehn Insassen einschließlich Pilot und Copilot. Auch verfügte das Flugzeug über die modernsten Navigations- und Funkanlagen, versicherte Champ seinem Fuggast.

»Nehmen Sie viele Leute mit nach oben?«, fragte Michelle.

»Ich bin gern allein«, antwortete Champ, fügte aber rasch hinzu: »Ich kann hier gut nachdenken.«

Michelle drehte sich zu den leeren Passagiersitzen um. »Dann ist das alles ja reine Platzverschwendung.«

»Wer weiß. Wenn alles gut läuft, werde ich mir vielleicht meinen eigenen Jet kaufen können.«

»Sie kommen mir gar nicht so materialistisch vor.«

Er zuckte mit den Schultern. »Bin ich eigentlich auch nicht. Ich bin in die Wissenschaft gegangen, weil es mir Spaß gemacht hat, Dinge zu enträtseln. Aber es wird immer komplizierter, und damit meine ich nicht die Wissenschaft ...« Er verstummte.

»Kommen Sie schon, Champ. Reden Sie mit mir.«

Champ schaute aus dem Fenster. »Quantencomputer können sehr viel Gutes bewirken, aber auch Schreckliches anrichten.«

»Der Mann, der die Atombombe erfunden hat, hat sich bestimmt die gleichen Gedanken gemacht«, bemerkte Michelle.

Champ schauderte. »Können wir bitte das Thema wechseln?«

»Okay. Zeigen Sie mir ein bisschen von dem, was die Kiste kann.«

Champ ließ den Jet einen steilen Aufstieg machen – ein Manöver, das die Maschine spielend bewältigte. Anschließend lenkte Champ die Cessna durch mehrere kontrollierte Sturzflüge, flog enge Kurven und machte sogar eine Fassrolle. Nichts davon machte Michelle etwas aus. Sie war schon so ziemlich mit allem geflogen, was zwei Flügel hatte, und das unter den widrigsten Umständen.

Champ deutete zum Fenster hinaus. »Das berühmte Camp Peary. Näher können wir nicht heran, ohne abgeschossen zu werden.«

»Können wir denn wenigstens ein wenig niedriger gehen?«

Champ ließ die Maschine auf zweitausend Fuß sinken und wendete zu einem erneuten Vorbeiflug. Michelle konzentrierte sich auf die

Topografie und prägte sich so viele Details ein, wie sie konnte. »Und näher können wir wirklich nicht heran?«

»Das hängt davon ab, wie risikofreudig Sie sind.«

»Ziemlich. Im Gegensatz zu Ihnen, nehme ich an.«

»Komisch, seit ich Sie kennen gelernt habe, hat sich das geändert.«

Er zog den Steuerknüppel nach links und verringerte die Geschwindigkeit. Die Maschine flog auf geradem Kurs fast genau den Lauf des York River entlang.

»Das ist jetzt wirklich so nah, wie wir rankommen können, ohne eine Rakete abzubekommen«, sagte er.

Michelle sah die Anlegestelle, von der aus Ian Whitfield vermutlich mit seinem Sturmboot abgelegt hatte. Daneben schienen die Bunker zu sein, die Sean ihr auf dem Satellitenbild gezeigt hatte. Aus der Luft sahen sie wie eine Reihe von Betonwürfeln aus. Im Norden lag der tote Arm des York, der Camp Peary in zwei Teile zu schneiden schien. Als Nächstes wanderte Michelles Blick über die alten Viertel, die South Freeman beschrieben hatte. Im Süden von Camp Peary wiederum lag das Versorgungszentrum der Navy mitsamt dem dazugehörigen Waffenlager.

»Die Bundesregierung hat dieses Areal so ziemlich abgeriegelt«, bemerkte sie.

»Ja.« Champ flog nach rechts, ostwärts über den York, wobei er eine konstante Höhe von zweitausend Fuß hielt und einige der malerischsten Landschaften überquerte, die Michelle je gesehen hatte.

»Das ist wunderschön.«

»Ja, das ist es«, sagte Champ und starrte sie an. Dann wandte er sich

abrupt ab.

»Kommen Sie schon, Champ. Das Mädchen ist diejenige, die erröten muss.«

Er schaute wieder zum Fenster hinaus. »Ich habe Monk auch einmal mit hoch genommen.«

»Wirklich? Wollte er etwas Bestimmtes sehen?«

»Eigentlich nicht. Obwohl er ziemlich tief über den Fluss fliegen wollte.«

Um Camp Peary auszukundschaften, ging es Michelle durch den Kopf. Genau wie ich.

»Äh ... würden Sie gerne mal das Steuer übernehmen?«

Michelle nahm den Steuerknüppel vor sich und lenkte zuerst nach links, dann nach rechts. »Können wir ein wenig steigen?«

»Sie können bis auf achttausend Fuß rauf. Aber bitte langsam.« Michelle zog die Flugzeugnase hoch und ging bei achttausend Fuß wieder in den Horizontalflug über.

»Wie wäre es mit einem kontrollierten Sturzflug?«, fragte sie. »So wie Sie vorhin?«

Champ wirkte ein wenig nervös. »Oh ... sicher ... okay.«

Michelle drückte den Steuerknüppel nach vorne, und die Nase des Flugzeugs senkte sich. Dann drückte sie die Maschine noch ein wenig mehr nach unten. Michelle sah, wie die Erde beängstigend schnell auf sie zukam, hielt den Steuerknüppel jedoch nach vorne gedrückt. Plötzlich blitzten Albträume in ihrem Geist auf, die seit fast drei Jahrzehnten an ihr genagt hatten. Ein Kind ... wie versteinert ... aber was für ein Kind?

Sie? Selbst vor ihrem geistigen Auge konnte sie dessen nicht sicher sein, und doch war der Schrecken, den sie empfand, vollkommen real.

Inzwischen schossen sie geradewegs nach unten, doch Michelle schien weder das schnell fallende Höhenmeter zu bemerken noch die Warntöne im Cockpit. Auch sah sie nicht, dass Champ mit aller Gewalt versuchte, den Steuerknüppel auf seiner Seite der Pilotenkanzel zu sich zu ziehen, und sie hörte auch nicht, dass er sie anschrie, sie würde das Flugzeug zum Absturz bringen, wenn sie den Sturzflug nicht beendete. Doch Michelle konnte den Steuerknüppel einfach nicht loslassen. Sie war wie elektrisiert. Sie hörte sich selbst sagen: »Leb wohl, Sean.«

Schließlich hörte sie durch den Nebel in ihrem Kopf endlich doch Champs Ausruf: »*Loslassen!*«

Michelle schaute zur Seite und sah einen kreidebleichen Champ, der mit aller Gewalt am Steuerknüppel riss, um die Maschine aus dem tödlichen Taumel zu befreien. Michelle riss die Hände vom Steuerknüppel, und es gelang Champ, das Flugzeug wieder in den Horizontalflug zu bringen. Dann legte er eine holprige Landung hin. Zweimal sprangen die Reifen auf, bis sie endlich sicher auf dem Boden waren.

Sie hielten an. Mehrere Minuten lang hörte Michelle nur das angestrengte Atmen des Mannes neben ihr. Schließlich schaute Champ sie an. »Alles in Ordnung?«

Michelle spürte, wie ihr die Galle hochkam. »Wenn man bedenkt, dass ich uns beide gerade fast umgebracht hätte, geht es mir ganz gut.«

»Ich habe schon öfter gesehen, wie Leute am Steuerknüppel förmlich erstarren. Tut mir leid, ich hätte Ihnen nicht die Kontrolle überlassen dürfen.«

»Sie haben nichts falsch gemacht. Es tut mir leid.«

Sie gingen gerade vom Flugzeug zu Champs Mercedes, als neben ihnen

ein Motorrad hielt. Es war Horatio Barnes' Harley. Der Fahrer nahm den Helm ab. Es war Sean King. »Ein wunderschöner Tag zum Fliegen, nicht wahr?«, sagte er.

»Was machst du denn hier?«, fragte Michelle.

Er warf ihr einen Ersatzhelm zu. »Lass uns fahren.«

»Danke für die Flugstunde, Champ. Ich fürchte, ich bin nicht mehr so recht in Stimmung für ein Mittagessen.« Sie stieg hinter Sean auf das Motorrad.

Nachdem sie den Privatflugplatz verlassen hatten und nach ein paar Minuten auf der Straße, bat Michelle Sean anzuhalten.

»Stimmt was nicht?«

»Tu es einfach«, drängte sie.

Sean fuhr an den Straßenrand, und Michelle sprang hinter einen Baum und übergab sich.

Eine Minute später kam sie kreidebleich zurück und wischte sich den Mund ab. Langsam stieg sie wieder aufs Bike.

»Waren die Himmel unfreundlich zu dir?«, fragte Sean.

»Nein«, antwortete sie träge, »nur ein kleiner Pilotenfehler. Was machst du hier eigentlich auf Horatios geliebter Harley?«

»Nur eine Spazierfahrt.«

»Und dabei bist du rein zufällig zu dem Privatflugplatz gekommen? Und das auch noch just in dem Augenblick, als wir gelandet sind?«

Sean drehte sich um und sagte wütend: »Du nennst das eine Landung?

Ihr seid im Sturzflug runtergekommen. Ich dachte schon, das verdammte Propellertriebwerk wäre ausgefallen. Ich bin wie ein Bekloppter auf die Landebahn gerast und hatte schon Angst, deine Überreste vom Asphalt kratzen zu müssen! Was ist da oben passiert?«

»Irgendein Triebwerkproblem. Champ hat es behoben.« Michelle fühlte sich schrecklich, weil sie ihn anlog, doch sie hätte sich noch schlechter gefühlt, hätte sie ihm die Wahrheit erzählt. Und was war überhaupt die Wahrheit? Dass sie wie erstarrt gewesen war und dabei sich und einen Unschuldigen fast getötet hatte?

»Hast du gerade nicht etwas von einem Pilotenfehler gesagt?«

»Vergiss es einfach«, sagte Michelle. »Jede Landung, die man überlebt, ist perfekt.«

»Entschuldige, dass ich mir Sorgen um dich mache.«

»Und du bist also die ganze Zeit mit dem Motorrad durch die Gegend gefahren und hast uns beim Fliegen beobachtet?«

»Ich hab dir doch gesagt: Ich will nicht, dass du mit dem Kerl raufgehst.«

»Hast du geglaubt, ich könne nicht auf mich selbst aufpassen?«

»Fang jetzt nicht mit diesem Mist an. Ich war nur ...«

Sie schlug ihm auf den Helm. »Sean?«

»Was?«

»Danke.«

»Gern geschehen.«

Sie fuhren weiter.

Michelle klammerte sich an Seans Weste. Sie wollte nicht loslassen. In ihrem ganzen Leben hatte sie sich noch nie so sehr gefürchtet. Und diesmal fürchtete sie sich nicht vor irgendeinem äußeren Feind. Sie fürchtete sich vor sich selbst.

73.

Sean fuhr mit Michelle zu der Pension, in der Horatio bis vor kurzem gewohnt hatte. »Joan hat mir ein paar Infos gefaxt«, erklärte er.

Sie holten die Papiere ab und fuhren zu einem Restaurant in der Nähe. Michelles Magen hatte sich wieder weit genug beruhigt, dass sie Sandwiches und Kaffee bestellten. Sie erzählte Sean, dass auch Monk sich von Champ zu einem Flug hatte mitnehmen lassen.

Beim Essen gingen sie dann die Seiten durch, die Joan ihnen gefaxt hatte. Sean sagte: »Monk Turing war in Wiesbaden.«

»Wie hat sie das so schnell herausgefunden?«

»Joans Firma hat einen Partner in Frankfurt. Die konnten seinen Weg mittels der Kreditkartenbelege nachverfolgen. So hat er zum Beispiel den Bierkrug, den er Champ geschenkt hat, mit seiner Karte bezahlt.« Sean schaute sich weitere Papiere an. »Das hier ist die Liste der deutschen Kriegsgefangenen in Camp Peary, um die ich gebeten habe.«

»Und wie hat Joan *die* so schnell bekommen?«

»Einer ihrer Topangestellten ist ehemaliger Admiral, der sogar mal Chef der NSA war. Der hat seine Verbindungen spielen lassen. Außerdem unterliegt das Material ja ohnehin nicht mehr der Geheimhaltung. Es hat nur noch Staub in irgendeinem Pentagonbüro gesammelt.«

Sie gingen die Liste der Deutschen durch. Bei jedem Namen standen das Datum der Gefangennahme, der Rang und was mit dem Betreffenden geschehen war.

Sean sagte: »Wie du siehst, sind die meisten nach dem Krieg entlassen worden. Einige sind in der Gefangenschaft gestorben. Einen Henry Fox sehe ich aber nicht auf der Liste.«

»Warte mal. Sieh dir das mal an.« Michelle deutete auf eine leere Spalte.
»Bei dem hier steht nicht, was aus ihm geworden ist.« Sie schaute die anderen Seiten durch. »Und er ist der Einzige.«

Sean sah sich den Namen des Mannes an. »Heinrich Fuchs.«

»Heinrich Fuchs«, wiederholte Michelle langsam. »Wenn man das ins Englische überträgt, könnte es Henry Fox heißen.«

Sean starrte sie an. »Ich denke, du hast recht, und das aus gutem Grund.«

»Warum?«

»Weil ich alles, was ich habe – so wenig es sein mag –, darauf verwetten würde, dass Heinrich Fuchs ein Marinefunker war und der einzige Mann, der aus dem Gefangenenlager *geflohen* ist, das heute Camp Peary heißt. Deshalb ist die Spalte leer. Die Navy will nicht zugeben, dass jemand entkommen ist.«

Michelle sog scharf die Luft ein. »Und nachdem er geflohen ist, hat er seinen Namen in Henry Fox geändert?«

»Und er ist nach New York gezogen, hat sich ein neues Leben aufgebaut, ist alt geworden und hat schließlich im gleichen Apartmenthaus gewohnt wie Monk und Viggie Turing.« Sean sprang auf. »Komm. Wir müssen mit Viggie reden.«

»Warum?«

»Horatio sagt, sie sei ›programmiert‹ worden. Heinrich Fuchs ist vielleicht der Schlüssel, damit sie uns mehr erzählt. Vielleicht alles.«

Sie fuhren nach Babbage Town und eilten in das Klassenzimmer von Viggie und den anderen Kindern ... nur dass Viggie nicht dort war.

»Sie hat gesagt, sie sei krank«, erklärte die Lehrerin.

»Hat sie Ihnen das persönlich gesagt?«, fragte Sean.

»Nein, sie hat eine Entschuldigung eingereicht. Sie lag heute Morgen auf meinem Tisch.«

Ein paar Minuten später liefen Sean und Michelle die Stufen zu Alicias Haus hinauf. Sie platzten durch die Tür, und Michelle rief: »Viggie? Viggie!«

Sie rannte die Treppe hinauf und stieß die Tür zu Viggies Schlafzimmer auf. Der Raum war leer, und Michelle stürmte wieder nach unten. Dann durchsuchten sie und Sean den Rest des Hauses.

»Keine Spur von ihr«, verkündete Sean schließlich. Panik lag in seiner Stimme.

»Wo ist ihr Aufpasser?«, fragte Michelle.

Die Haustür öffnete sich, und Alicia kam herein. Sie hielt einen Stapel Papier in der Hand und sah sehr müde aus. Sie schien überrascht zu sein, die beiden Privatdetektive hier zu sehen, und sagte in tadelndem Tonfall: »Okay, ihr zwei, ich bin jede mögliche Folge dieser verdamnten Noten durchgegangen und habe unsere besten Computer darauf angesetzt, doch außer unverständlichem Zeug habe ich nichts herausbekommen. Also übersteigt dieser Code entweder unsere Möglichkeiten, ihn zu entziffern, oder es ist überhaupt kein Code – was ich inzwischen stark annehme. Ich habe allerdings den Titel des Liedes herausgefunden. Es heißt ›Shenandoah‹ und stammt aus dem neunzehnten Jahrhundert. Der Text ist sehr kurz, nur ein paar ziemlich belanglose Worte. Ich bin auf die Idee gekommen, es mal damit zu versuchen. Wieder habe ich jede Kombination ausprobiert, und wieder habe ich unsere besten Computer eingesetzt, und wissen Sie was? Es ist noch immer Unsinn.«

Sean und Michelle starrten sie an.

»Was ist los?«, fragte Alicia misstrauisch.

»Wo ist Viggie?«, fragte Michelle leise.

Alicia schaute auf die Uhr. »In der Schule. Da ist sie seit acht Uhr.«

»Nein, ist sie nicht, Alicia«, sagte Sean. »Die Lehrerin hat gesagt, heute Morgen habe eine Entschuldigung auf ihrem Schreibtisch gelegen, weil Viggie krank sei.«

Alicia sah die beiden fragend an. »Ich war die ganze Nacht wach und habe versucht, diesem Müll einen Sinn zu entnehmen. *Sie* hätten eigentlich auf sie aufpassen sollen.«

»Heute Morgen war alles in Ordnung mit ihr«, erklärte Michelle. »Sie ist kurz vor Sonnenaufgang in mein Zimmer gekommen und danach wieder ins Bett gegangen.«

»Und dann?«, hakte Alicia nach.

Sean und Michelle schauten einander an. Verlegen antwortete Sean: »Dann haben wir uns auf den Weg gemacht, um ein paar Spuren zu verfolgen.«

»Und Sie haben Viggie allein gelassen!«, platzte Alicia heraus. »Sie haben das Mädchen allein gelassen! Schon wieder!«

»Wir dachten, Sie wären hier«, erklärte Michelle.

Alicia warf die Papiere in die Luft. »Sie *dachten*, ich wäre hier? Wie hätte ich denn hier sein sollen, nachdem sie mir diesen Unsinn hier gegeben haben?« Sie atmete tief durch. »Ihr Aufpasser hätte Viggie eigentlich in die Schule bringen sollen. Ich habe einen neuen Mitarbeiter beantragt, nachdem dieser Trottel sie verloren hat, woraufhin sie beinahe ertrunken wäre.«

Sean schaute Alicia neugierig an. »Wen haben Sie denn um diesen Wachmann gebeten?«

»Champ.«

Michelle sagte: »Champ hat mich um neun Uhr heute Morgen für den Flug abgeholt.«

»Wovon reden Sie? Was für ein Flug?«, fragte Alicia wütend.

»Beruhigen Sie sich, Alicia. Viggie ist vielleicht von selbst weggegangen«, sagte Sean.

»Und was ist das letzte Mal geschehen, als sie das getan hat?«

»Sie hat recht, Sean. Ich werde am Fluss nachsehen.«

»Und ich lasse die Anlage vom Sicherheitsdienst durchkämmen«, sagte Sean.

Sean und Michelle gingen eilig hinaus, während Alicia hilflos auf die Papiere starrte, die sie auf den Boden geworfen hatte.

Viggie war nicht am Fluss, und sämtliche Wasserfahrzeuge waren dort, wo sie sein sollten. Auch eine Durchsuchung von Babbage Town brachte kein Ergebnis. Die Entschuldigung für die Lehrerin war an einem Computer geschrieben worden, und niemand hatte gesehen, wer sie abgegeben hatte.

Der Wachmann, der für Viggie eingeteilt worden war, sagte, er sei kurz vor acht zu Alicias Haus gegangen. Dort habe dann ein Zettel an der Tür gehangen, worauf zu lesen stand, dass Viggie krank sei und heute nicht zur Schule gehen würde. Der Mann hatte den Zettel noch in der Tasche. Wie die Entschuldigung war auch er auf einem Computer geschrieben und konnte somit nicht zurückverfolgt werden.

»Also könnte jeder es getan haben«, sagte Sean. Er, Michelle und Horatio standen vor dem Tor von Babbage Town. Der Psychiater hatte sich ihnen bei der Suche nach Viggie angeschlossen. Sie hatten gerade das umliegende Gelände mit Sheriff Hayes und einer Gruppe von Freiwilligen durchkämmt, doch keinen einzigen Hinweis darauf gefunden, was mit dem Mädchen geschehen sein könnte.

Als sie dort standen, fuhr eine schwarze Limousine auf sie zu.

»Mist!«, fluchte Sean. »Nicht der. Nicht jetzt.«

Special Agent Ventris stieg aus dem Wagen und trat zu ihnen.

»Was wollen Sie, Ventris?«, verlangte Sean zu wissen.

»Ich will, dass Sie hier verschwinden. Ihre Gegenwart hat sich als äußerst kontraproduktiv erwiesen.«

»Und was genau haben Sie vorzuweisen? Abgesehen von zunehmender Verwirrung, meine ich.«

Warnend legte Michelle ihrem Partner die Hand auf die Schulter. »Bleib cool, Sean. Er *ist* Bundesagent«, murmelte sie.

»Sie sollten auf Ihre Freundin hören«, sagte Ventriss. »Falls das Mädchen entführt wurde, dann werden wir sie finden. Das ist eine Spezialität des FBI.«

»Sie meinen tot oder lebendig, stimmt's?«, erwiderte Sean verbittert.

Ventriss stieg wieder in seinen Wagen und fuhr davon. Sean starrte ihm wütend hinterher. »Du verdammter Hurensohn!«, schrie er dem FBI-Agenten hinterher.

»Okay«, sagte Horatio. »Ich denke, wir sollten jetzt alle erst einmal tief durchatmen.«

»Das will ich aber nicht!«, stieß Sean hervor. »Ich will mich nicht beruhigen. Ich will diesem Ventriss in den Hintern treten!«

»Gewalttätige Gefühle rauszulassen kann durchaus positiv sein«, bemerkte Horatio.

Alle drei drehten sich zur Straße um, als mehrere Busse zum Tor fuhren, kurz hielten und dann durchgewunken wurden.

Sean und Michelle liefen sofort zum Torposten. »Was ist los?«

»Wir räumen Babbage Town – vorerst jedenfalls.«

»Warum?«, fragte Michelle.

»Zwei geheimnisvolle Todesfälle, und jetzt ist ein kleines Mädchen verschwunden. Die Leute, die hier arbeiten, und ihre Familien haben Angst. Sie werden nach Williamsburg gebracht, bis sich hier alles geklärt hat.«

»Wer hat das angeordnet?«, wollte Sean wissen.

»Ich«, antwortete eine Stimme. Alle drehten sich zu Champ Pollion um, der auf sie zukam. »Wollen Sie mir das zum Vorwurf machen?«

»Dürfen wir bleiben?«, fragte Sean.

»Nein! Ich will nicht dafür verantwortlich sein, dass noch jemand zu Schaden kommt.«

Er wandte sich zum Gehen.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte Michelle.

»Ich gehe ebenfalls. Nicht mal die Entdeckung des Quantencomputers ist mir mein Leben wert.«

Zwei Stunden später war Babbage Town leer, abgesehen von ein paar Wachleuten. Michelle und Sean wanderten noch immer über das Gelände und suchten nach Hinweisen auf Viggies Verbleib, während Horatio in sein Zimmer gegangen war, um zu packen.

Als schließlich auch Michelle und Sean ihre Sachen in Alicias Haus packten, rief Sheriff Hayes an, um Sean eine Neuigkeit zu übermitteln, die nicht wirklich überraschend kam. »Es ist, als wäre das Mädchen vom Erdboden verschluckt.« Dann machte der Sheriff eine Bemerkung, bei der Sean fast den Hörer hätte fallen lassen. »Selbst die CIA macht bei der Suche mit, aber auch sie konnten nichts finden.«

»Die CIA!«

»Ja, Ian Whitfield hat gesagt, er habe gehört, dass Viggie vermisst wird, und er hat angeboten, uns bei der Suche zu helfen. Aber sie haben nichts gefunden.«

»Wow, wer wäre je auf die Idee gekommen, dass die CIA solch ein großes Herz hat«, spottete Sean. Er legte auf und warf den Hörer angewidert aufs Bett. Dann ging er zu Michelle aufs Zimmer und berichtete ihr, was Hayes gesagt hatte.

»Wir müssen Horatio abholen und zusehen, dass wir hier wegkommen«, erinnerte sie ihn. Zur Antwort machte Sean auf dem Absatz kehrt und ging. »Wo willst du hin?«, rief Michelle ihm hinterher.

»Zum Bootshaus. Ich muss nachdenken. Komm. Horatio können wir gleich abholen.«

Gemeinsam gingen sie über den Waldpfad zum Bootshaus und setzten sich auf den Anlegesteg.

»Wo könnte Viggie sein?«, dachte Michelle laut. Sie fühlte sich hundeelend.

Sean schaute über den Fluss hinweg. »Ich glaube, sie ist da drüben«, sagte er und deutete auf Camp Peary. »An dem gleichen Ort, wo ihr Vater getötet wurde.«

»Und Ian Whitfield will das mit seiner Hilfe bei der Suchaktion nur verdecken?« Sean nickte. »Dann glaubst du also, dass sie tot ist?«

»Gut sieht es jedenfalls nicht aus.«

»Aber warum, Sean? Warum Viggie?«

»Weil ihr Vater ihr gewisse Dinge erzählt hat, Michelle. Und dann hat sie *uns* Dinge erzählt, und jemand hat es herausgefunden. Und dieser Jemand wollte nicht, dass sie uns noch mehr erzählt.«

»Aber wer kann davon wissen?«

»Zwischen Babbage Town und Camp Peary ist offensichtlich kein Geheimnis sicher.«

Michelle schaute über das ruhige Wasser hinweg. »Ich weiß, dass das die CIA ist, Sean. Aber ein kleines Mädchen töten ...?«

»Soll das ein Scherz sein? Im Interesse der nationalen Sicherheit schrecken die vor nichts zurück.«

Michelle fragte: »Was könnte Monk Turing herausgefunden haben, dass er die CIA auf sich aufmerksam gemacht hat und vielleicht sogar dazu brachte, Viggie zu entführen?«

»Ich weiß es nicht. Und ich bin offenbar nicht klug genug, um es mir anhand der wenigen Informationen zusammenzureimen, die ich habe. Aber ich bin sicher, dass Monk und Len Rivest ermordet wurden. Ich

kenne die Motive noch nicht, und vielleicht wurden die beiden von unterschiedlichen Leuten oder Organisationen umgebracht, aber sie *sind* ermordet worden. Und Monk Turing kannte einen alten Mann, der vermutlich da drüben mal Kriegsgefangener war und der ihm von diesem Ort erzählt hat. Er hat ihm irgendetwas erzählt, das Monk veranlasst hat, dorthin zu gehen ... zum Sterben.«

»Dann ist Henry Fox also von diesem Ort entkommen, Monk aber nicht. Das entbehrt nicht einer gewissen Ironie.«

»Sieht so aus«, sagte Sean.

»Und jetzt Viggie.« Michelle schluckte ein Schluchzen herunter, und Sean legte den Arm um sie.

»Tut mir leid, Michelle. Diesmal habe ich wirklich Mist gebaut.«

»Wir beide haben sie allein gelassen, Sean«, erwiderte sie. »Wir *beide*.«

Sean schaute nachdenklich drein. »Wir haben das Haus heute Morgen gegen sechs verlassen. Es war noch dunkel. Alicia hat in Baracke eins an dem Code gearbeitet. Demnach hätte anschließend jeder Viggie entführen können. Mit einem schnellen Boot wäre sie binnen Minuten drüben in Camp Peary gewesen.«

Während Sean sprach, rannen Tränen über Michelles Gesicht. Er reichte ihr sein Taschentuch, und sie trocknete sich die Augen. »Und was jetzt?«, fragte sie.

Er schaute wieder zum anderen Ufer. »Jetzt werde ich über den Zaun steigen.«

Michelle löste sich aus seiner Umarmung. »Was?«

»Das ist der einzige Weg, Michelle. Ich habe Mist gebaut und Viggie schutzlos zurückgelassen. Ich kann nicht einfach hier rumsitzen und

nichts tun. Ich muss versuchen, sie zu retten.«

»Okay, wann gehen wir?«

»Du gehst nicht.«

»Dann gehst du auch nicht.«

»Michelle, das kann ich nicht zulassen. Vielleicht liege ich ja auch vollkommen falsch. Ich kann nicht erlauben, dass du dein Leben einfach wegwirfst.«

»Was für ein Leben, Sean? Manchmal weiß ich nicht mal, wer ich bin. Das einzige Leben, das mich im Augenblick kümmert, ist das von Viggie. Wenn du über diesen verdammten Zaun steigst, komme ich mit!«

Sean blickte sie an. Ein Teil von ihm empfand Stolz, weil sie sich weigerte, ihn allein gehen zu lassen; andererseits erinnerte er sich an Joans und Horatios Warnungen.

»Der CIA-Flug kommt morgen Nacht«, sagte Michelle. »Denkst du, sie werden versuchen, Viggie auf diese Weise wegzuschaffen? Vielleicht lassen sie das Mädchen bis dahin am Leben.«

Sean antwortete nicht, schaute nur weiter auf den Fluss. Wollte er sich wirklich mit jemandem wie Ian Whitfield anlegen?

Wenn es sein musste, ja.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er sprang auf. »Komm!«

76.

Toby Rucker rief Horatio zurück, als dieser gerade packte. Er habe Erfolg gehabt, sagte er dem Psychiater.

»Ungefähr um die Zeit, die Sie interessiert, hat man einen verlassenen Wagen gut eine Stunde Fahrt entfernt von hier gefunden, oben in den Smoky Mountains. Ich war damals noch Freiberufler, aber nachdem ich die Story im Archiv gelesen hatte, habe ich mich wieder daran erinnert.«

»Auf wen war der Wagen zugelassen?«

»Auf einen William Joyner, Sergeant in der U.S. Army. Er hat in dem Rekrutierungsbüro gearbeitet, das es hier unten gab. Das war in den späten Siebzigern.«

»Und was ist mit ihm passiert?«

»Das weiß niemand«, antwortete Rucker. »Sie haben den Wagen gefunden, ihn aber nicht. Die Polizei hat die Sache untersucht, und auch die Army hat ein paar Leute geschickt, aber sie haben nie etwas gefunden.«

»War Joyner verheiratet?«

»Nein. Er war Ende zwanzig. Mit achtzehn ist er zur Army gegangen. Er hat in Vietnam gekämpft, ist beim Militär geblieben und war gerade sechs Jahre wieder in den Staaten, als er verschwunden ist.«

Zögernd fragte Horatio: »Hatte er irgendwelche Beziehungen? Eine Freundin?«

»Im Archiv steht jedenfalls nichts davon. Warum? Wissen Sie etwas anderes?«

»Nein«, erwiderte Horatio rasch.

»Darf ich fragen, warum Sie sich für diesen Fall interessieren? Das hat South mir nicht gesagt.«

»Ich bin bloß neugierig. Dann ist die Untersuchung also in einer Sackgasse gelandet?«

»So ist es oft, wenn man keine Leiche findet. Vielleicht war Joyner die Army einfach nur leid und hat sich unerlaubt von der Truppe entfernt. Das wäre nicht ungewöhnlich.«

Horatio dankte dem Mann und legte auf. Wie es aussah, hatte William Joyner eine Affäre mit Frank Maxwells Frau gehabt und war verschwunden. Seine Leiche – vorausgesetzt er war tot – war nie gefunden worden. Was hatte Michelle vor all den Jahren gesehen, was sie derart geschädigt hatte? Horatio wusste, dass ihm nur einer diese Frage beantworten konnte: Michelle selbst. Auch wenn ihr Bewusstsein die Erinnerung schon vor langer Zeit begraben hatte, ihr Unterbewusstsein würde es nie vergessen.

Sean und Michelle holten ein paar Werkzeuge aus der Garage und versteckten sie in einer Tasche. Dann gingen sie zum Herrenhaus und erklärten dem Wachmann dort, sie wollten Horatio abholen. »Wir verlassen das Gelände, wie Champ gesagt hat.«

Der Wachmann ließ sie durch, und Michelle und Sean liefen in den obersten Stock hinauf und den Gang zu dem Zimmer hinunter, in dem Sean zuerst gewohnt hatte. Dann traten sie bis vor die Wand, hinter der Viggie den Geheimraum errechnet hatte – falls er existierte.

»Irgendwo muss eine Tür sein«, sagte Sean, »aber wir haben keine Zeit, sie zu suchen.« Sie machten sich mit den Werkzeugen an der Wand zu schaffen und brachen methodisch ein großes Loch hinein. Sean nahm eine Taschenlampe und spähte hinein. »Verdammt!«

»Was ist?«

»Du wirst schon sehen«, antwortete er. »Beeil dich!«

Mit neuerlichem Eifer machten sie sich wieder ans Werk. Kurz darauf traten sie durch ein großes Loch und schauten auf Wände voller elektronischer Geräte. An einer Wand schien eine Tür zu sein. Sean deutete darauf. »Man kommt durch das andere Zimmer hinein, durch das verschlossene.«

An einer Wand war eine Reihe von Monitoren angebracht, die das Innere der Baracken zeigten.

»Das ist Baracke eins«, sagte Sean und deutete auf einen der Bildschirme.

»Und Champs Baracke zwei«, ergänzte Michelle.

Sie winkte Sean zu den Computermonitoren an der anderen Wand. Zahlenkolonnen liefen über die Bildschirme.

»Sie zeichnen im Geheimen die Daten von den Computern in Champs Baracke auf!« Sean schnappte erstaunt nach Luft.

»Dann hatte Len Rivest also recht. Es gibt einen Spion in Babbage Town – einen elektronischen Spion«, sagte Michelle. Sie schaute zu einem rot blinkenden Gerät an der Wand. »Verdammt! Ist es das, was ich glaube?«, rief sie.

Beide sprangen durch das Loch und rannten zur Treppe, während der stumme Alarm weiter blinkte.

»Was ist mit Horatio?«, rief Michelle.

Sean machte kehrt, lief den anderen Gang hinunter und hämmerte gegen Horatios Tür. Als der Psychiater öffnete, packte Sean ihn und zerrte ihn

den Flur hinunter, wo Michelle auf sie wartete.

»Warum laufen wir so schnell?«, keuchte Horatio.

»Um dem Tod zu entgehen!«, stieß Michelle hervor.

Nach diesen Worten legte der kleine Psychiater einen bemerkenswerten Zahn zu.

»Wie kommen wir hier raus?«, fragte Michelle. »Das Haupttor ist bewacht.«

»Mit dem Boot«, antwortete Sean. »Kommt schon!«

Rasch machten die drei sich auf den Weg zum Bootshaus, wobei sie nur zwei Wachleute sahen, die jedoch beide nichts vom Einbruch in den Geheimraum zu wissen schienen.

»Woher wissen wir überhaupt, ob der stille Alarm funktioniert hat?«, fragte Michelle.

»Sollen wir nicht Sheriff Hayes anrufen?«, schlug Horatio vor.

»Im Augenblick traue ich keinem mehr«, erwiderte Sean entschlossen.

Sie erreichten das Bootshaus. Sean brach den Lagerschuppen auf, schnappte sich die Schlüssel für das Powerboot, und kurz darauf fuhren sie ohne Beleuchtung langsam den Fluss hinunter.

»Haltet die Augen auf«, warnte Sean.

Michelle wirkte verwirrt.

»Was ist?«, fragte Sean und schaute vom Ruder zu ihr.

»Warum ist Viggie zum Bootshaus gegangen, hat sich ein Kanu

geschnappt und ist auf den Fluss hinaus gepaddelt?«

»Ich dachte, sie hätte dir nicht gesagt, warum.«

»Wir waren mal zusammen hier und sind gemeinsam mit dem Kanu gefahren. Viggie sagte, es sei eines der schönsten Erlebnisse gewesen, das sie je gehabt hat. Dann haben wir eine Wette abgeschlossen und ein Rennen zum Haus gemacht: Wenn ich sie schlage, hat sie gesagt, würde sie mit mir über ›Codes und Blut‹ reden. Ich habe gewonnen. Viggie war sauer und hat wie wild dieses Lied gespielt – aber sie *hat* es gespielt.«

»Und?«

»Und warum ist sie wieder zum Fluss zurück?«, fragte Michelle erneut.
»Warum glaube ich, dass sie mir etwas sagen wollte? Dass sie wollte, dass ich zur Anlegestelle komme?« Michelle schaute übers Wasser nach Camp Peary. »Und da ist noch etwas Seltsames: Viggie hat mir aus heiterem Himmel diese Geschichte erzählt.«

»Was für eine Geschichte?«

»Dass sie wusste, dass Alan Turing sich mit einem vergifteten Apfel umgebracht hat. Viggie hat mir gesagt, dass es sie an die Geschichte von Schneewittchen erinnere. Schneewittchen wäre auch fast gestorben – so wie Viggie im Fluss. Und dann sagte sie noch, wer immer den Apfel hat, sei sehr mächtig. Warum sollte sie mir so etwas sagen?«

»Ich weiß es nicht. Aber wie hilft uns das weiter?«, entgegnete Sean.

Michelle rief plötzlich: »Mein Gott! Boot? Apfel?« Sie sprang zum Heck, beugte sich vor und starrte auf den eingepprägten Namen des Bootes. »The Big Apple«, las sie.

»›The Big Apple‹ wie in New York?«, fragte Sean.

»Nein, der Apfel wie in Schneewittchen«, korrigierte Michelle ihn.

»Kommt schon. Wir müssen das Boot auseinandernehmen.«

»Warum?«, fragte Horatio.

»Helft mir einfach. Na los!«

Eine Stunde später saßen die drei auf den Hecksitzen und starrten auf ihren Fund. Das zusammengerollte Stück Papier war im Bugstauraum versteckt gewesen, hinter ein paar Rollen Toilettenpapier.

Michelle sagte: »Sie muss an jenem Tag zum Fluss gegangen sein, um das hier zu verstecken. Vermutlich hat sie vorgehabt, mir noch einen Hinweis zu geben, oder vielleicht wollte sie mir das Dokument irgendwann einfach anvertrauen, so wie die anderen. Vielleicht hätte ich nur die Zauberworte sprechen müssen.«

Horatio erklärte: »Dass sie es versteckt hat, zeigt jedenfalls, dass sie vermutlich Angst hatte.«

»Und wie sich herausgestellt hat, waren ihre Ängste nicht unbegründet«, bemerkte Michelle verbittert.

»Es ist alt«, sagte Sean, der das Dokument hielt. »Zweiter Weltkrieg. Das muss es gewesen sein, was Henry Fox alias Heinrich Fuchs Monk Turing bei dessen Besuch in Deutschland gegeben hat.«

»Es ist eine Karte«, sagte Horatio und musterte das Papier.

»Von Camp Peary ... zumindest so, wie es aussah, als die Navy dort noch das Sagen hatte. Ich erkenne die Topografie wieder«, fügte Michelle hinzu.

Sean deutete auf eine Linie, die vom Flussufer bis ins Herz der Anlage verlief. »Der einzige Unterschied ist, dass es auf dieser Karte keinen toten Flussarm gibt. Die Karte kann nicht stimmen.«

»Sie ist nicht falsch, wenn diese Linie *nicht* den toten Arm darstellen soll«, konterte Michelle.

»Eine Straße?«

Michelle drehte das Dokument um. Auf der Rückseite standen die Initialen: *H. F.*

»Heinrich Fuchs«, sagte Horatio.

»Und da unten steht was geschrieben, aber auf Deutsch.«

»Schaut mal hier«, sagte Sean und deutete auf eine andere, frischere Handschrift.

»Das ist Englisch«, sagte Michelle. »Vielleicht Monk Turings Handschrift. Da sind Kompasspunkte, Richtungsangaben, alles.«

»Ja, aber Richtungsangaben *wohin?*«

Michelle drehte die Karte wieder um. »Zu dieser Linie. Das muss es einfach sein. Wartet mal ... Sean, falls du recht hast, ist Fuchs aus Camp Peary geflohen.«

»Okay ...«

»Und wie hat er das angestellt?«

»Ich weiß es nicht. Die einfachste Art wäre über den Fluss gewesen, nehme ich an. Wenn er die Straße oder auch den Weg durch die Felder und den Wald genommen hätte, hätten Hunde ihm folgen können. Wasser bedeutet fast immer eine saubere Flucht, aber erst mal muss man dorthin gelangen. Und ich bin sicher, dass sie damals eine Menge Wachen hier hatten.«

»Ja, das glaube ich auch ... allerdings *über* der Erde«, sagte Michelle.

»Über der Erde?«

»Diese Linie stellt einen *Tunnel* dar, der direkt nach Camp Peary hineinführt – oder im Fall von Heinrich Fuchs *hinaus* und in die Freiheit. Tunnel sind sehr beliebt bei Gefängnisausbrüchen.«

»Aber warum hätte Monk sich die Mühe machen sollen, um eine Karte von einem Tunnel zu bekommen, der nach Camp Peary führt? Der Mann ist getötet worden.«

»Sie haben ihn nicht im Tunnel getötet. Sie haben ihn möglicherweise erwischt, kurz *nachdem* er den Tunnel verlassen hat. Vielleicht wissen sie ja gar nichts davon.«

»Das beantwortet immer noch nicht die Frage, warum er das Risiko hätte auf sich nehmen sollen, in den Tunnel zu gehen.«

Horatio meldete sich wieder zu Wort. »Vielleicht hat Fuchs ihm von irgendwas dort erzählt. Von irgendwas, das in Camp Peary liegt. Ich weiß nicht ... von etwas *Wertvollem*.«

»Das alles klingt verrückt, Michelle; aber die Karte liefert uns noch etwas anderes: eine Möglichkeit, nach Camp Peary hineinzukommen.«

»Dann glaubst du also wirklich, dass Viggie dort ist?«

»Selbst wenn nicht, könnten wir vielleicht etwas Wichtiges herausfinden ... wichtig genug, um diese Leute dazu zu bewegen, Viggie freizulassen.«

»Aber wenn ich mich irre und sie doch von dem Tunnel wissen?«

Ernst schaute Sean auf die anderen beiden und rollte die Karte zusammen. »Dann, fürchte ich, sind wir so gut wie tot.«

Sie beschlossen, mit dem Boot weiter flussabwärts zu fahren, um die Ausrüstung einzuladen, die Sean für ihren Angriff auf Camp Peary geordert hatte. Danach führte Sean sie auf einen kleinen Umweg zu South Freeman. Arch, Virginia, lag nicht am Fluss; deshalb mussten sie das Boot an einem alten Pier festmachen und gut eine halbe Meile landeinwärts gehen. Sean benutzte Michelles Handy, um ihren Besuch anzukündigen, und obwohl es schon spät war, saß South mit seiner üblichen Zigarette zwischen den Lippen am Tisch, während seine Hände über die Tastatur flogen. »Mädchen aus Babbage Town verschwunden. Das ist *das* Thema in der ganzen Gegend hier. Was für eine Story! Und besser noch: Es ist Monk Turings kleine Tochter. Ich muss ein Extrablatt rausbringen. Bitte, machen Sie mir die Freude, und sagen Sie mir, dass die Spione auf der anderen Seite was damit zu tun haben.«

»Das hat etwas mit einem kleinen Mädchen zu tun, das *tot sein* könnte«, sagte Michelle in scharfem Ton. »Denken Journalisten wie Sie auch nur eine Sekunde darüber nach?«

Freeman hörte auf zu tippen, wirbelte in seinem Stuhl herum und funkelte Michelle an. »Hey, ich habe nichts gegen das Kind, und ich bete, dass sie gesund und munter gefunden wird und dass man die Kerle, die das getan haben, hinter Gitter bringt. Aber Nachricht ist Nachricht.«

Michelle wandte sich angewidert ab.

Sean sagte: »South, gab es je Gerüchte, dass sich etwas Wertvolles in Camp Peary befindet? Damals im Zweiten Weltkrieg, als die Navy dort noch das Sagen hatte.«

»Wertvoll? Nee, kann mich nicht daran erinnern. Abgesehen von den alten Städten und den CIA-Anlagen gibt es dort nur Wald und ein paar Teiche. Warum?«

Sean schaute enttäuscht drein. »Ich hatte gehofft, Sie würden mir von irgendeinem vergrabenen Schatz erzählen, von einem gesunkenen Schiff oder so.«

Freeman lächelte leicht. »Nun, da gibt es in der Tat eine Legende, aber das ist alles Unsinn. Glauben Sie mir.«

»Erzählen Sie es uns trotzdem, South«, forderte Horatio ihn auf.

»Warum? Falls es tatsächlich einen solchen Schatz in Camp Peary gibt, kommen Sie mit Sicherheit nicht an ihn ran.«

»Tun Sie uns den Gefallen«, sagte Sean.

Freeman lehnte sich auf dem Stuhl zurück und machte es sich für die Geschichte bequem. »Wohlan, das führt uns in die Kolonialzeit zurück.«

»Können Sie nicht einfach auf den Punkt kommen?«, drängte Michelle.

Freeman richtete sich abrupt wieder auf. »Hey, Lady, ich *muss* Ihnen gar nichts sagen!«

Sean hob beruhigend die Hand. »Lassen Sie sich Zeit, South.« Er setzte sich auf einen Stuhl, Freeman gegenüber, und funkelte Michelle an, die sich widerwillig auf die Schreibtischkante hockte und den alten Journalisten mit steinerner Miene anstarrte.

Freeman schien sich damit zufriedenzugeben, lehnte sich wieder zurück und begann erneut. »Erinnern Sie sich daran, wie ich Ihnen von Lord Dunmore erzählt habe?«

»Dem letzten königlichen Gouverneur von Virginia, ja«, sagte Sean.

»Nun, in den hiesigen Legenden heißt es, die Briten hätten Tonnen von Gold geschickt, um den Krieg hier zu finanzieren. Sie wollten Spione damit bezahlen sowie die deutschen Söldner, die sie angeheuert hatten,

und sie wollten die Bevölkerung damit auf ihre Seite ziehen. Außerdem sollte Dunmore mit dem Geld die Indianer gegen die Siedler aufstacheln, damit die an zwei Fronten kämpfen mussten. Heutzutage wissen das nur die wenigsten, aber damals waren viele Leute unentschieden, welche Seite sie unterstützen sollten. Größtenteils entschieden sie danach, wer gerade eine Schlacht gewonnen hatte oder wer in ihrem Hinterhof stand. Daher hätte dieses angebliche Gold eine Menge Schaden anrichten können.«

»Aber Dunmore war in Williamsburg«, sagte Sean.

»Von wo ihn die Kolonialtruppen vertrieben haben«, konterte Freeman. »Er musste zu seinem Jagdsitz fliehen, Porto Bello, eben jenem Haus, das heute auf der Liste der nationalen Denkmäler steht. Es liegt fast genau in der Mitte von Camp Peary.« Freeman stand auf und deutete auf eine Karte. »Ungefähr hier.« Er setzte sich wieder.

»Falls das Gold nach Porto Bello gelangt sein sollte, was könnte damit geschehen sein?«, fragte Sean und begann, auf und ab zu laufen.

»Wer weiß? Aber es ist nicht dorthin gelangt, weil es nie existiert hat.«

»Sind Sie sicher?«, fragte Sean.

»Seien wird doch mal realistisch. Falls diese Schatz in Camp Peary wäre, hätte irgendjemand ihn längst gefunden und es irgendwem gesagt. So was kann man nicht lange geheim halten.«

»Und wenn ihn tatsächlich noch niemand gefunden hat?«, erwiderte Sean.

»Ich bezweifle, dass Dunmore klug genug war, einen Berg Gold zu verstecken, sodass niemand ihn finden kann.«

Michelle sagte: »Camp Peary ist Tausende von Morgen groß. Vermutlich gibt es Flecken, die bis heute weder Navy noch CIA erkundet haben.«

Freeman schaute sie zweifelnd an. »Falls ja, kommt da heute ohnehin niemand mehr hin. Wenn die CIA das Gold also nicht findet, wird es nie entdeckt.« Er blickte zu Sean, der sich irgendetwas an der Wand anschaute. »Und? Habe ich recht?«

Seans Blick war auf ein Stück Papier an der Wand gerichtet.

Michelle schaute besorgt drein. »Sean, was ist?«

Sean fuhr herum. »South, diese Liste von Orten in Virginia, die nicht mehr existieren, diese Liste, die Sie mir gezeigt haben, ist die akkurat? Sind Sie sicher?«

Freeman stand auf und ging zu ihm. »Natürlich bin ich sicher. Diese Liste kommt direkt aus Richmond. Sie ist offiziell.«

»Verdammt, das ist es!«, rief Sean.

»Was ist was?«, fragte Horatio.

Als Antwort stieß Sean mit dem Finger auf einen Namen auf der Liste. »Es gab eine County in Virginia mit Namen *Dunmore*.«

»Jep«, sagte Freeman schadenfroh. »Nur, nachdem sie den Bastard rausgeworfen haben, haben sie den Namen geändert. Jetzt heißt es *Shenandoah* County. Ziemlich hübsch da.«

Sean stürmte hinaus, und die anderen folgten ihm. Es waren nicht die verdamnten Noten oder der Text. Es war der Titel des Liedes: *Shenandoah*. Das war der Schlüssel.

Freeman lief zur Tür und rief ihnen hinterher: »Was ist denn so wichtig an Shenandoah County?« Er schwieg und brüllte dann: »Vergessen Sie unsere Abmachung nicht! Ich will den verdamnten Pulitzerpreis!«

In der darauffolgenden Nacht kroch das Boot mit weniger als fünf Knoten über den Fluss; die Geschwindigkeit reichte gerade so eben, um das Fahrzeug steuern zu können. Die Lichter brannten, und eine einsame Gestalt stand am Ruder. Horatio Barnes schloss den Reißverschluss seiner Windjacke, als eine Bö des nahenden Tiefs die Luft abkühlte. Ein Stück Treibholz glitt an dem Powerboot vorbei. Horatio fuhr schon seit Jahrzehnten Boot in der Chesapeake Bay; somit war der York, selbst bei Nacht, keine Herausforderung für ihn.

Als er an seinem Kaffee nippte, wusste Horatio, dass er heute Nacht den leichten Job hatte; schließlich musste er nur ein wenig über den Fluss schippern. Aber ohne Zweifel beobachteten ihn sowohl menschliche als auch mechanische Augen. Doch das hier war ein öffentliches Gewässer, und solange er dem anderen Ufer nicht zu nahe kam, konnte die CIA nichts tun, um ihn aufzuhalten.

Dann erinnerte sich Horatio daran, dass irgendjemand auf Sean geschossen hatte, und da war Sean auf Privatbesitz gewesen. Sofort ließ Horatio sich auf seinen Stuhl fallen und duckte sich nach vorn. Er musste dem Bastard ja nicht unbedingt ein großes Ziel bieten. Dann kehrten seine Gedanken zum Schicksal der beiden Menschen zurück, an denen inzwischen sein Herz hing. »Passt auf euch auf«, sagte er in den kalten Wind hinein. Dann schaute er zum Himmel. »Und falls wir geschnappt werden sollten, dann, o Gott, lass uns nicht in ein Hochsicherheitsgefängnis kommen.«

Am Ufer, das Camp Peary gegenüber lag, hatten Sean und Michelle ihre Taucheranzüge angelegt und überprüft ihre Ausrüstung.

Sean atmete tief durch. »Keine Fehler, Michelle. Eine falsche Bewegung da drüben, und wir sind tot.«

Sie erwiderte nichts.

Sean schaute sie an. »Bist du bereit?«

Jedes Mal, wenn Michelle diese Frage in ihrem bisherigen Leben gehört hatte, war die Antwort ein sofortiges Ja gewesen. Nun aber zögerte sie. Die Bilder, die plötzlich in ihrem Kopf erschienen, waren mächtig, und sie alle deuteten auf eine potenzielle Katastrophe hin. Sie sah sich selbst, wie sie plötzlich erstarrte oder einem selbstmörderischen Impuls folgte, der sie das Leben kosten würde. Aber weit schrecklicher war noch das Bild von Sean King, wie er tot auf dem Boden lag, nur weil sie versagt hatte.

»Michelle?« Sean berührte sie am Arm, sie zuckte unwillkürlich zusammen. »Alles okay?«

Sie konnte ihm nicht in die Augen schauen und begann zu zittern.

»Michelle, was ist?«

»Ich ... Ich kann das nicht, Sean«, sagte sie. »Es tut mir schrecklich leid, aber ich kann dich nicht begleiten. Ich weiß, dass du mich für den größten Feigling der Welt halten musst, aber es ist ...« Sie konnte den Satz nicht beenden.

»Hör auf damit«, sagte Sean mit fester Stimme. »Du bist der mutigste Mensch, den ich kenne. Und es ist meine Schuld. Von Anfang an hatte ich nicht das Recht, dich in diese Sache hineinzuziehen.«

Michelle packte ihn an der Schulter. »Sean, du darfst nicht gehen, nicht allein! Sie werden dich töten!«

Sean hockte sich auf die Fersen und fummelte an seiner Maske herum, ohne seine Partnerin anzuschauen.

»Ich muss gehen, Michelle. Dafür gibt es viele Gründe.«

»Aber es ist zu gefährlich.«

»Das sind die meisten Dinge im Leben, die es wert sind, dafür zu sterben.« Er schaute über den Fluss hinweg. »Da drüben geht irgendetwas Übles vor sich, und ich muss herausfinden, was es ist. Ich muss sie aufhalten.«

»Sean, bitte«, sagte Michelle und klammerte sich an ihn.

Sean streifte seine Maske über und bereitete den Rest der Ausrüstung vor. »Wenn ich am Morgen nicht zurück bin, schnapp dir Hayes und sag ihm, was passiert ist.« Sanft löste er ihren Griff. »Es wird alles gut, Michelle. Ich bin bald wieder da.«

Sean ließ sich in den Fluss gleiten und war verschwunden. Michelle saß am Ufer und starrte auf die Wellen, bis die Wasseroberfläche sich wieder beruhigt hatte. Sie hatte sich noch nie so allein gefühlt. Und sie hatte sich noch nie so geschämt. Langsam legte sie sich auf die nasse Erde, schaute in den bewölkten Himmel hinauf und spürte, wie ihr die Tränen über die Wangen rannen.

In den Wolken sah Michelle Dinge – schreckliche Dinge aus längst vergangenen Jahren. Sie nahmen die Gestalt von Kreaturen aus den Albträumen an, die sie seit Jahren plagten und die sie weder erklären konnte noch verstand. Und inmitten dieser Gestalten sah sie ein kleines, furchtbar verängstigtes Mädchen, das die Hand um Hilfe ausstreckte, doch keine erhielt. Michelle war ihr Leben lang Einzelgängerin gewesen, größtenteils, weil sie sich nicht überwinden konnte, jemandem zu vertrauen, jedenfalls nicht völlig. Und doch gab es eine Person, die sich ihren Respekt und ihr Vertrauen mehr verdient hatte als jeder andere. Einen Menschen, der ihr bewiesen hatte, dass er im wörtlichen Sinne alles tun und opfern würde, um ihr beizustehen. Und diesen Mann hatte sie gerade allein in die Wasser des York gleiten lassen und auf eine offensichtliche Selbstmordmission geschickt.

Michelle konnte das nicht zulassen. Scheiß doch auf das, was in ihrem Kopf vorging. Sean würde sich dieser Sache nicht ohne sie stellen müssen. Wenn sie schon untergingen, dann gemeinsam.

Die Wolkenbilder lösten sich plötzlich auf. Michelle schnappte sich ihre Ausrüstung und stieg in den Fluss.

Ein paar Fuß unter der Wasseroberfläche des York bewegte sich Sean mit Hilfe seines Tauchmotors mit Leichtigkeit durchs Wasser, während er gleichzeitig effiziente Paddelbewegungen mit den Flossen machte. Der Sauerstoff kam aus einem kleinen Lufttank unterhalb seines Gesichts; außerdem hatte er sich eine wasserdichte Tasche umgeschnallt. Der Einbruch in Camp Peary war größtenteils improvisiert. Es gab Millionen Möglichkeiten, dass etwas schiefging; deshalb waren die Aussichten, dass alles reibungslos verlief, äußerst gering.

Das Wissen um den Titel des Songs, *Shenandoah*, hatte Sean verraten, dass er auf der richtigen Spur war. Shenandoah County war einst Dunmore County gewesen. Es war ein subtiler Hinweis gewesen, doch erst einmal entdeckt, deutete er in nur eine Richtung: zu Dunmores Jagdsitz Porto Bello auf dem Gelände von Camp Peary. Das musste auch Monk Turings Ziel gewesen sein. Um herauszufinden, warum, musste Sean dem Weg des Mannes folgen – einem Weg, der zu Turings Tod geführt hatte.

Sean erreichte das Ufer ein Stück von der Stelle entfernt, an der Monk Turing gefunden worden war. Er hoffte, dass Horatios Bootstour die Aufmerksamkeit der Sicherheitsleute ablenken würde. Außerdem hoffte Sean noch darauf, dass die CIA nicht damit rechnete, dass so kurz nach Turings Tod auf dem Gelände wieder jemand so dumm sein würde, hier einzudringen ... auch wenn das eine schwache Hoffnung war.

Eine Taschenlampe zu benutzen kam nicht in Frage; also holte Sean das Nachtsichtgerät aus der Tasche und schaltete es ein. Sein Sichtfeld verwandelte sich in ein verwaschenes Grün, aber wenigstens konnte er so etwas sehen.

Sean robbte an Land, nachdem er den Tauchmotor unter einem Strauch am Ufer versteckt hatte. Der Zaun, der Punkt ohne Wiederkehr, lag unmittelbar vor ihm. Sean holte ein kleines Gerät heraus, das nur einem

einzigsten Zweck diente: Es registrierte jede Form von Energie. Er richtete es auf den Zaun. Ein grünes Licht blinkte und signalisierte ihm, dass der Zaun nicht unter Strom stand und dass keine Bewegungssensoren installiert waren.

Sean wusste inzwischen, dass der äußere Zaun um Camp Peary so riesig war, dass die CIA weder Zeit noch öffentliche Gelder für ausgefeilte Sicherheitsmaßnahmen verschwendete. Die inneren Verteidigungsanlagen jedoch, die jedes Gebäude und jedes Trainingsgelände umgaben, waren etwas vollkommen anderes. Es waren Hightech-Anlagen, tödlich und nahezu unüberwindlich. Deshalb zählte Sean auch auf Heinrich Fuchs – offenbar der Einzige, dem die Flucht von hier gelungen war.

In diesem Augenblick jedoch wirkte es geradezu absurd, dass Sean seine Freiheit oder gar sein Leben auf etwas verwettete, das vor sechzig Jahren geschehen war. Plötzlich überkam ihn eine überwältigende Panik, während er auf der roten Tonerde am Ufer des York lag und sich darauf vorbereitete, in eine der am schwersten bewachten Anlagen der USA einzubrechen. Sean wollte am liebsten ins Wasser zurück und von hier verschwinden. Doch er konnte sich nicht rühren. Er war wie gelähmt.

Fast hätte er laut aufgeschrien, als er es spürte. An seiner Schulter. Als Nächstes hörte er die vertraute Stimme, die ihm tröstend ins Ohr flüsterte.

»Schon okay. Wir schaffen das«, sagte Michelle.

Sean drehte sich um und sah sie über sich knien. Ihre Miene sagte ihm alles, was er wissen musste. Er drückte ihren Arm und nickte. Was für ein Narr er gewesen war, auch nur einen Moment zu glauben, dass Michelle es nicht schaffen würde. Himmel, sie würde besser damit zurechtkommen als er selbst. Sean atmete tief durch und bewegte sich dann rasch vorwärts, Michelle auf den Fersen. Sie befanden sich nun unmittelbar vor dem Zaun. Während Michelle Wache hielt, schnitt Sean ein kleines Stück aus dem Maschendraht. Mitsamt ihrer Ausrüstung

schlüpfen sie durch das Loch. Sean drückte den Draht wieder zurück und huschte in den Wald.

Eine Minute später knieten sie nieder. Sean holte das Dokument heraus, das Heinrich Fuchs Monk Turing gegeben hatte. Das Papier war nun voll neuem Text und Berechnungen, die Sean und Michelle angestellt hatten. Nun mussten sie das Risiko eingehen und die Taschenlampe einschalten, um sich die Karte anzuschauen.

Fuchs hatte keine hilfreichen Markierungen gemacht und auch nicht die Stelle gekennzeichnet, an der sich der Tunneleingang befand. Doch dank Monk Turing waren Michelle und Sean auch nicht auf solche Hinweise angewiesen: Monk hatte auf dem Fuchs-Dokument sämtliche Richtungen, Landmarken und Kompasspunkte notiert und über seine Tochter eine wichtige Spur hinterlassen, was das Ziel betraf. Auch wusste Sean, dass Turing nicht deshalb sein Leben riskiert hatte, um die Fluchtroute eines ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen nachzuvollziehen. Turing musste einen anderen Grund dafür gehabt haben. Einen guten Grund.

Michelle und Sean folgten Turings Richtungsangaben nach Nordwest und erreichten schließlich eine kleine Lichtung, die vollständig von Birken umschlossen war. Das war es. Sean begann, Schritte zu zählen, doch Michelle hielt ihn auf.

»Wie groß war Turing?«, fragte sie.

»Ungefähr eins siebzig.«

»Du bist einen Kopf größer«, flüsterte sie. »Lass mich die Schritte machen.« Das tat Michelle dann auch, wobei sie kürzere Schritte machte, als für sie üblich. Monk Turing musste einen akribischen Verstand gehabt haben, dachte Sean, denn als Michelle stehen blieb, wusste er, dass sie es gefunden hatten. Sie befanden sich in jenem Teil des Waldes, den offenbar seit Jahrzehnten, wenn nicht gar Jahrhunderten kein Mensch mehr verändert hatte.

Sean kniete nieder und zeichnete den Buchstaben mit der Hand nach. Der Buchstabe war aus einem langen Stück Efeu gemacht, das Turing von einem Baum gerissen hatte.

Doch kein X markierte die Stelle, sondern ein V. Dieses V, das wusste Sean, stand für Viggie, denn auch das hatte Monk auf Fuchs' Karte geschrieben. Gemeinsam mit Michelle grub Sean im Waldboden. Schon bald legten sie einen großen Deckel aus moderigem Holz frei und hoben ihn mit einiger Mühe an. Ein Tunneleingang tat sich vor ihnen auf.

Sie ließen sich durch die Öffnung hinab, fielen die letzten paar Fuß und landeten auf dem Tunnelboden. Michelle kletterte auf Seans Schulter, um den Eingang wieder mit dem Holzdeckel zu schließen. Dabei sah sie ein Stück Seil, das an der Innenseite des Deckels hing.

»Monk muss das Seil hier angebracht haben, ehe er in den Tunnel gegangen ist«, sagte sie und wies Sean darauf hin. »Er brauchte das Seil, um wieder rauszukommen, weil er allein war. Der Deckel ist sonst zu hoch.«

»Ich hab auch ein Stück Seil dabei«, sagte Sean. »Auf dem Weg heraus stemme ich dich hoch, und du kannst es dann oben festmachen, damit ich hinausklettern kann.«

Nachdem der Deckel geschlossen war, schalteten sie ihre Lampen ein. Die Tunneldecke wurde rasch niedriger, sodass ein großer Mensch nur geduckt laufen konnte. Die Wände bestanden aus rotem Ton, trocken und fest. Alle zwei Fuß waren Balken in die Wände eingelassen und quer über die Decke gezogen.

»Sieht nicht gerade so aus, als würde das einer Überprüfung durch das Bergbauamt standhalten«, bemerkte Michelle ein wenig besorgt. »Ob Fuchs das alles allein gebaut hat? Das ist 'ne Menge Arbeit für einen Mann.«

»Ich vermute, andere Gefangene haben ihm geholfen, aber Fuchs war der

Einzig, der den Tunnel dann auch benutzt hat.«

»Warum?«

»Ich glaube, die anderen Gefangenen sind kurz nach Kriegsende entlassen worden, Fuchs aber nicht.«

»Warum nicht?«

»Wenn Heinrich Fuchs der Funker auf seinem Schiff gewesen ist, muss er den Enigma-Code gekannt haben. Damals haben die Alliierten keine Gefangenen entlassen, die Kenntnis von diesem Code hatten. Dieses Wissen war zu gefährlich, als dass sie das Risiko eingehen durften, dass er in die falschen Hände geriet. Der kalte Krieg bahnte sich an. Und jetzt komm, gehen wir's an.«

Die Boeing 767 hatte größere Treibstofftanks und andere Modifikationen, wie man sie für lange Strecken übers Meer hinweg benötigte. Über Norfolk, Virginia, erreichte der dickbäuchige Jet das amerikanische Festland. Dann setzte er den Abstieg zu seinem endgültigen Ziel fort. Die 767 gehörte weder einer einheimischen noch einer ausländischen Airline, weder einer Firma noch einem Individuum, und auch nicht dem Militär der Vereinigten Staaten. Normalerweise hätte solch ein Flugzeug beim Überflug über eine der wichtigsten Militäranlagen der USA einen Alarmstart der Jäger in Norfolk provoziert, um die Maschine abzufangen. Doch keine Sirene ertönte, keine Navy-Piloten liefen zu ihren Maschinen, denn die Boeing war von höchster Stelle autorisiert, jeden Punkt in den Vereinigten Staaten anzufliegen. Die 767 setzte ihren Flug fort, wie seit gut zwei Jahren an jedem Samstag. In weniger als dreißig Minuten würde der Pilot das Fahrwerk ausfahren, nachdem er die Landeklappen ausgerichtet hatte, und zur Landebahn hinabsinken, die der amerikanische Steuerzahler finanziert hatte: ein langer Betonstreifen, auf den kaum ein US-Bürger je einen Fuß setzen würde.

Sean und Michelle erreichten das Ende des Tunnels und lauschten auf Geräusche auf der anderen Seite der Decke, die sich kaum zehn Zentimeter über ihren Köpfen befand. Sie waren gerade unter einigen der ausgefeiltesten Sicherheitssystemen hergegangen, die Amerika zu bieten hatte. Wären sie über der Erde gewesen – die Sicherheitsleute hätten sie längst gefangen genommen oder getötet.

Sie legten die Hände an die Decke und drückten gleichmäßig, die Muskeln gespannt, um jederzeit davonrennen zu können. Es blieb jedoch still auf der anderen Seite; die Decke wurde zur Seite geschoben, und Sean und Michelle kletterten hinaus und in ein Zimmer, das sie mit ihren Lampen ausleuchteten. Die Wände bestanden aus Ziegeln, und die Luft war feucht und stank.

»Als wären wir in die Vergangenheit gereist«, bemerkte Michelle mit leiser Stimme, während sie sich die Ziegelwände, die verrottenden Balken und den teilweise irdenen Boden anschaute.

»Willkommen in Porto Bello«, sagte Sean. »Die Navy muss Fuchs und die anderen Gefangenen hier festgehalten haben, und die Deutschen haben es geschafft, direkt unter der Nase der Navy einen Tunnel zu graben.«

In einer Ecke hatten sich ein paar Ziegel aus der Wand gelöst und lagen nun auf einem Haufen.

»Das ist nicht sehr beruhigend«, sagte Michelle und schaute sich die Ziegel an. »Das ganze Haus könnte jeden Augenblick über uns zusammenfallen.«

Sean hob einen der Ziegel auf. »Es steht nun schon zweihundert Jahre. Eine Stunde mehr wird es schon noch aushalten.«

Sean richtete die Taschenlampe auf den Boden. Die Erde war aufgewühlt. »Monk Turing ... zumindest hoffe ich das«, sagte er.

»Und wo ist das Gold?«, fragte Michelle.

»Wir haben das Haus noch nicht durchsucht«, erinnerte Sean sie.

»Ich bin mehr daran interessiert, Viggie zu finden als den Schatz.«

Sean schaute auf die Uhr. »Wir müssen uns beeilen. Die Maschine wird bald landen.«

Nachdem sie ein wenig im Keller herumgesucht hatten, machten sie sich auf den Weg nach oben. Im Erdgeschoss fanden sich noch nicht einmal die Reste von Möbeln, und doch konnte man hier und da einen Hauch von Eleganz in den Holzvertäfelungen und am Kamin erkennen. Im Schlussstein über der Eingangstür war eine englische Krone

eingemeißelt. Zwar hatten die Jahrhunderte dem Ort viel von seinem Glanz genommen; trotzdem überkam Sean und Michelle ein seltsames Gefühl, als sie ein Gebäude durchstreiften, das schon gestanden hatte, als Washington, Jefferson und Adams um die amerikanische Unabhängigkeit gefochten hatten.

Eindeutig wurde dieses heruntergekommene Haus nicht von der CIA benutzt. Kaum hatten Michelle und Sean durch eines der zerbrochenen Bleiglasfenster geschaut, wussten sie auch, warum: Das Einzige in der Nähe war ein kleiner Flussarm.

Sean deutete darauf. »Der tote Arm des York«, sagte er.

Fuchs und seine Mitgefangenen waren offenbar dem Lauf des Flussarms gefolgt, als sie ihren Tunnel gegraben hatten, alles in der zutreffenden Annahme, das Wasser würde sie zum York und schlussendlich zur Freiheit führen.

Für Sean und Michelle war der tote Arm ebenfalls von großer Bedeutung, denn er floss nahe am Ende der Landebahn vorbei.

Sie durchsuchten das Haus, um sicherzugehen, dass Viggie nicht hier war. Einen Schatz fanden sie dabei auch nicht. Anschließend schlichen sie aus dem alten Haus und hielten aufs Wasser zu. Michelle schaute zu dem dunklen Haus zurück. Es stand auf einem ebenen Stück Land mit zwei großen Bäumen davor. Das Dach war flach, und Schieferschindeln bedeckten das obere Drittel des Gebäudes; ein paar Spitzbogenfenster befanden sich darin. Ein einzelner Kamin ragte aus der Mitte empor. Das Haus bestand vollständig aus Ziegeln und hatte eine hölzerne Veranda, die sich schon gefährlich neigte.

»Ich habe das Haus aus der Luft gesehen, als ich mit Champ unterwegs war«, sagte Michelle.

Sean nickte. »Ich bin sicher, deshalb ist auch Monk mit Champ geflogen. Er wollte sehen, ob Porto Bello bewohnt war und ob sich etwas in der

Nähe befand.«

Eine Minute später waren sie in dem toten Arm und schwammen nach Osten, wobei sie fast den gleichen Weg nahmen wie durch den Tunnel. Bis jetzt hatten sie keine Spur von anderen menschlichen Wesen gesehen; doch beide wussten sie, dass sich das jeden Moment ändern konnte – und wer ihnen als Nächster über den Weg lief, würde vermutlich eine Waffe tragen und den drängenden Wunsch verspüren, sie zu töten.

81.

Mit ausgeschalteten Lichtern glitt der Jet über die Bäume am Rand von Babbage Town hinweg, flog über den York, überquerte den Sicherheitszaun und setzte auf der verstärkten Oberfläche der zehntausend Fuß langen Landebahn auf, ehe Schubumkehr und Bremsen dafür sorgten, dass die Maschine ausrollte.

Das Flugzeug rollte zum Ende der Landebahn, und die Piloten drehten es auf der breiten Betonfläche. Ein Bus, ein Hummer und ein Lastwagen warteten bereits dort. Die Turbinen wurden abgeschaltet, die Hecktür des Flugzeugs geöffnet. Eine Gangway wurde herangefahren, und Personen stiegen aus. Die Frachtraumtür im hinteren Teil des Fliegers wurde geöffnet, und der Lastwagen fuhr rückwärts heran.

Sean und Michelle krochen auf dem Bauch bis zum Maschendrahtzaun am Rand der Landebahn. Mit ihren Nachtsichtgeräten konnten sie genau beobachten, was geschah. Sean zeichnete alles mit einer speziellen Überwachungskamera auf, die selbst ohne Licht hervorragende Bilder lieferte.

Michelle zuckte unwillkürlich zusammen, als der erste Mann in Nadelstreifenanzug und mit einem arabischen Kopftuch aus dem Flugzeug stieg. Ihm folgten ein Dutzend weitere Männer, alle im gleichen Aufzug.

Michelle deutete zum hinteren Teil des Flugzeugs. Sean erschrak, als er die Fracht sah. Außer Gepäck wurden auch große, in schwarzes Plastik verpackte Ballen ausgeladen.

Besorgt schaute er zu Michelle und flüsterte: »Scheiße! Ist es das, was ich glaube?«

Sie schauten weiter zu. Ein Range Rover parkte neben dem kleinen Bus, und eine Person stieg aus.

Sean erstarrte.

Es war Valerie Messaline in einem beigen Hosenanzug. Sie ging zu den Arabern und sprach mit ihnen. Sean sah einen weißen Sicherheitsausweis, den Valerie um den Hals trug. Sie gehörte zur CIA. Und sie war eine Weltklassemchauspielerin. Sean hatte ihr tatsächlich jedes Wort ihrer traurigen Geschichte geglaubt.

Michelle sah, wie erstaunt er war, und fragte leise: »Valerie?«

Er nickte nur.

Valerie sprach ein paar Minuten mit einem der Araber, während die anderen Männer mit ihrem Gepäck zum Bus geführt wurden. Gelegentlich schauten der Araber und Valerie zu der Ladung, die soeben gelöscht wurde. Einmal ging Valerie mit dem Araber zu einem der Ballen, berührte ihn und lachte über etwas, das der Mann sagte.

Eine Minute später stieg Valerie mit dem Araber in den Range Rover, und gemeinsam folgten sie dem Bus, vermutlich zu einem der Gebäude in der Nähe, die auf Freemans Satellitenfoto zu sehen waren.

Nachdem die Ladung gelöscht war, fuhren alle Männer bis auf zwei mit dem Hummer davon. Die Zurückgebliebenen stiegen in den Lastwagen. Während der Hummer den gleichen Weg nahm wie der Bus mit den Arabern, fuhr der Laster in die entgegengesetzte Richtung, wo Sean und Michelle sich in der Nähe des Zauns versteckten.

»Zurück!«, flüsterte Sean drängend.

Sie krochen zurück und drückten sich flach auf den Boden.

Der LKW hielt am Tor, und einer der Männer stieg aus, um es zu öffnen. Der Lastwagen fuhr hindurch und hielt; der zweite Mann verschloss das Tor.

Michelle nahm ihren Rucksack ab und drehte sich zu Sean um. »Geh zurück nach Babbage Town. Schnapp dir Hayes, und zeig ihm das Video. Dann wartet, bis ihr von mir hört.«

Sean starrte sie an. »Warten, bis wir von dir hören? Wo willst du hin?«

»Das Video reicht nicht«, sagte Michelle. »Wir müssen sichergehen, was diese Ladung betrifft.«

Bevor Sean etwas sagen oder auch nur die Hand ausstrecken konnte, um sie festzuhalten, sprang Michelle vor, näherte sich dem LKW von hinten, schwang sich unter ihn und klammerte sich mit Armen und Beinen fest, als er davonrollte.

Sean war wie benommen. Er konnte nicht glauben, was Michelle gerade getan hatte.

Während seine Partnerin mit dem LKW in der Nacht verschwand, lag Sean mutterseelenallein mitten in der geheimsten Anlage der CIA und fragte sich ernsthaft, ob er wohl gleich einen Herzinfarkt bekommen würde. Schließlich gewann er wieder ein wenig Ruhe zurück. Er steckte Michelles Rucksack in seinen und schlich zurück nach Porto Bello. Durchs Wasser war das alte Haus nur gut vierhundert Meter entfernt. Es hätten genauso gut vierhundert Meilen sein können.

Sean war nicht der Einzige, der sich fragte, warum Michelle aus einem Impuls heraus so gehandelt hatte. Auch Michelle hegte Zweifel an ihrem Tun, und mehr als einmal war sie versucht loszulassen und zu Sean zurückzurennen. Doch irgendetwas ließ sie weiter festhalten.

Geräusche, die nicht vom Lastwagen stammten, drangen an ihre Ohren. Offenbar näherten sie sich dem Haupttor, denn der LKW wurde langsamer und blieb schließlich stehen. Kurz überkam sie Panik. Wurde der Laster durchsucht, ehe er Camp Peary verließ? Dann hörte Michelle zu ihrer Erleichterung das Quietschen des Sicherheitstores. Der LKW fuhr weiter und verließ Camp Peary.

Sie bogen auf eine Straße ab, und der Lastwagen beschleunigte. Michelles Arme und Beine wurden allmählich müde, doch sie hielt sich eisern fest. Wenn sie bei dieser Geschwindigkeit losließ, würde es vermutlich ihren Tod bedeuten. Kurz darauf sah sie die Räder anderer Fahrzeuge, die an ihnen vorbeifuhren.

Schließlich bog der Lastwagen von der Straße ab und auf eine Kieszufahrt. Der Kies wiederum wich Asphalt, und fünf Minuten später blieb der Laster stehen. Die Türen gingen auf. Michelle sah zwei Paar Beine aus der Kabine steigen und davongehen. Als die Schritte der beiden Männer verstummt waren, ließ sie sich los und rollte sich unter dem Laster hinaus.

Aufmerksam schaute sie sich um. Das Gelände kam ihr irgendwie vertraut vor, obwohl tiefe Dunkelheit herrschte und die Umgebung nur schemenhaft auszumachen war.

Michelle hörte die Männer zurückkommen, nutzte den LKW als Deckung und lief hinter ein kleines Gebäude in unmittelbarer Nähe. Sie bog um die Ecke, blieb stehen und riskierte einen Blick. Als sie um das Gebäude spähte, verschlug es ihr den Atem. Jetzt wusste sie genau, wo sie war.

Sean erreichte das Gelände vor Porto Bello, ohne dass jemand ihn sah. Er stieg die morschen Eingangsstufen hinauf und hatte keine Zeit zu reagieren, als eines der Bretter unter ihm brach. Sean fiel. Sein Bein traf gegen etwas Scharfes, und unwillkürlich schrie er vor Schmerz. Er erstarrte, als sein Schrei zum Himmel stieg und sich dann wie ein Sommerregen über das ganze Areal verteilte.

War das eine Sirene? Waren es schnelle Schritte? Hatte er gerade das Bellen eines Schweißhundes gehört?

Nein, es waren nur Trugbilder, die seine Angst ihm vorgaukelte. Sean befreite sich aus den Trümmern der Veranda und verfluchte leise den königlichen Gouverneur dafür, dass er Holz anstatt Ziegel für seine Veranda gewählt hatte. Dann griff er nach unten und spürte Blut aus einem tiefen Schnitt im Unterschenkel quellen.

Sean humpelte ins Haus und eilte in den Keller hinunter. Dort stolperte er über Trümmer und prallte gegen die Wand, wobei er lose Ziegel aus dem Mauerwerk brach. Fluchend rappelte er sich auf die Knie und rieb sich die aufgeschürften Hände. Auf Augenhöhe mit den Grundmauern schaute er auf die kleine Lücke, die er gerade geschlagen hatte. Er leuchtete hinein. Irgendetwas war da hinter der Grundmauer ...

»Verdammt!«

Sean schnappte sich ein abgebrochenes Stück Holz, rammte es in die Lücke und drückte immer stärker, bis der Mörtel nachgab. Dann griff er ins Loch hinein und holte den Gegenstand heraus, wobei er sich die Hände noch mehr aufschürfte.

Es war eine Goldmünze. Sean grub weiter und barg einen kleinen, harten Stein. Er wischte den Dreck ab und richtete die Taschenlampe darauf. Der Stein erwies sich als funkelnder Smaragd. Als Sean weitergrub, sah

er etwas, das wie ein Goldbarren und weitere Goldmünzen aussah.

Es war Lord Dunmores Schatz. Sean hatte ihn gefunden, und angesichts der frischen Trümmer am Boden war auch Monk Turing darauf gestoßen.

Das also hat Heinrich Fuchs Monk als Gegenleistung dafür erzählt, dass der Amerikaner ihm bei der Rückkehr nach Deutschland geholfen hatte!

Sean erkannte, dass sich hier das Lösegeld für einen König verbarg. South Freeman hatte sich geirrt. Dunmore *war* klug genug gewesen, den Schatz so gut zu verstecken, dass man ihn mehr als zweihundert Jahre lang nicht gefunden hatte ... bis ein deutscher Kriegsgefangener es sich in den Kopf gesetzt hatte, einen Tunnel in die Freiheit zu graben.

Als Sean auf seine Hände schaute, wurde ein weiteres Rätsel gelöst, und auch das hatte mit Monk Turing zu tun. Sean lächelte triumphierend, doch sein Hochgefühl verflog, als er ein Geräusch hörte.

Schnelle Schritte, die sich dem Haus näherten. Und diesmal war es keine Einbildung.

Sean schnappte sich ein paar Ziegel und verkeilte sie in dem Loch in der Wand, um den Schatz zu verbergen. Dann steckte er die Goldmünze und den Smaragd in die Tasche, lief zum Tunnelleingang und öffnete ihn. Er häufte ein paar Ziegel auf den Holzdeckel, schob ihn halb über die Öffnung, sprang hinein und zog den schweren Deckel wieder über den Eingang.

Dann lief er los, verletztes Bein hin oder her.

Als Sean das andere Ende des Tunnels erreichte, erkannte er, dass er nun wirklich in der Klemme saß. Er starrte zum Ausgang hinauf, der sich gut einen Meter über seinem Kopf befand. Selbst wenn er mit seinem verletzten Bein so hoch hätte springen können – es gab nichts, woran er sich festhalten konnte. Michelle hatte sich auf seine Schultern stellen

müssen, um den Eingang wieder zu verschließen. Ihr Fluchtplan hatte darin bestanden, dass er Michelle hinaushob und sie dann ein Seil hinunterließ, an dem er hätte hinaufklettern können.

Moment mal. Wenn er recht hatte und Heinrich Fuchs tatsächlich alleine geflohen war, wie hatte er das angestellt? Sean kniete sich neben einen alten, aus der Wand gefallenem Balken. Es gelang ihm, das schwere Stück Holz beiseite zu schieben. Eilig schaufelte er mit den Händen den Dreck weg, bis eine Leiter zum Vorschein kam. Vermutlich hatte sie seit Fuchs' Flucht unberührt hier gelegen. Irgendwann war dann ein Stützbalken auf sie gefallen, und Dreck hatte sich darauf gesammelt.

Sean nahm die Leiter und stellte sie unter den Ausgang. Die Leiter reichte genau bis zum Holzdeckel, der den Ausgang versperrte. Sean warf sich seine Tasche über die Schulter, packte die Leiter und kletterte so schnell hinauf, wie er konnte. Er schob den Deckel beiseite, stemmte sich hoch und zog die Leiter mit sich hinaus. Dann hielt er inne. Falls Michelle nicht mit dem Lastwagen aus Camp Peary herausgekommen sein sollte, würde sie die Leiter vielleicht zur Flucht brauchen. Einen Augenblick später wurden diese Gedanken nebensächlich, als Geräusche an Seans Ohr drangen. Nun waren andere Leute im Tunnel. Michelle konnte auf diesem Weg nicht mehr hinaus.

Sean warf die Leiter in den Wald, legte die Klappe wieder zurück, drehte sich um und zählte die Schritte zur Lichtung zurück. Es begann zu nieseln, und inzwischen drangen beunruhigende Geräusche aus allen Richtungen auf ihn ein. Suchscheinwerfer durchschnitten die Dunkelheit. Sean ließ sich auf den Boden fallen und tastete in seiner Tasche.

Ein paar Sekunden später wäre der Mann fast auf ihn getreten. Sean sah die Maschinenpistole, das geschwärmte Gesicht und die Augen, die sich langsam in seine Richtung bewegten. Er schoss, und der Mann zuckte und fiel zu Boden. Sean steckte den Elektroschocker in die Tasche zurück, nahm den Waffengurt des Mannes und sah ihn sich an. Eine Pistole, Handschellen, ein Schlagstock und etwas, wofür Sean Verwendung hatte: zwei Handgranaten. Er schob sie in seine Tasche und

kroch in den Wald.

Er musste nach rechts, um wieder zu seiner Ausrüstung zu kommen. Unglücklicherweise kamen die Geräusche genau aus dieser Richtung. Sean zog den Sicherungsbolzen aus einer der beiden Granaten, warf sie nach links, so weit er konnte, und drückte sich die Hände auf die Ohren. Sekunden später erwachte ganz Camp Peary zum Leben, als eine Explosion durch die Nacht dröhnte.

Sean hörte Schreie und schnelle Schritte. Und er wartete noch immer. Zehn Sekunden, zwanzig Sekunden ... eine Minute. Dann sprang er auf und lief los.

Zwei Minuten später war er durch den Zaun und hatte die Tauchmotoren gefunden. Michelles ließ er zurück für den Fall, dass sie es bis hierher schaffte.

Sean hörte ein Boot. Mit brüllendem Motor kam es aus Süden auf ihn zu. Hastig steckte Sean sich das Mundstück des Sauerstofftanks in den Mund und glitt ins Wasser. Er tauchte tief genug, um der Bootsschraube aus dem Weg zu gehen, schaltete seinen Tauchmotor an und ließ sich geradewegs durch den York ziehen. Am anderen Ufer, gut zweihundert Meter vom Bootshaus entfernt, kam er aus dem Wasser. Er war erschöpft, hatte aber noch keine Zeit, sich auszuruhen. Er lief in den Wald, schnappte sich die Tasche, die er früher am Abend dort gelassen hatte, und tauschte seinen Taucheranzug gegen Straßenkleidung. Den größten Teil seiner Sachen verstaute er in der Tasche und versteckte sie unter einem Busch. Seine Videokamera hatte einen USB-Anschluss, und so kopierte er das Video auf einen Memorystick. Dann lief er durch den Wald nach Babbage Town. Er musste Michelle finden, bevor es zu spät war.

83.

Das kleine Flugzeug wurde mit der Fracht des LKWs beladen. Da die Sitze ausgebaut waren, bot die Maschine genug Platz dafür. Champ Pollion stieg ins Cockpit und bereitete die Cessna zum Start vor. Obwohl Regen und Wind immer stärker wurden, ging er nach wie vor davon aus, dass es keine Probleme mit dem Zeitplan geben würde. Die Männer beendeten das Beladen, behielten jedoch mehrere Plastikballen im Wagen, ohne dass Champ es hätte sehen können. Dann fuhren sie los und verschwanden rasch in der Dunkelheit.

Champ ging die Checkliste durch und legte dann einen Schalter um. Die Propellertriebwerke erwachten zum Leben. Champ hatte gerade sein Headset aufgesetzt, als die Tür aufflog und Michelle den Kopf in die Kabine steckte.

»Haben Sie noch Platz für einen zusätzlichen Passagier?«

Ein paar Sekunden lang starrte Champ sie fassungslos an. Dann flog seine Hand zur Waffe an seinem Gürtel, doch Michelles Faust war schneller. Der Schlag warf Champ seitwärts in den Sitz. Blut spritzte aus seiner Nase. Er rollte sich auf den Copilotensitz und dann zur anderen Tür hinaus. Er ließ sich auf den Boden fallen, doch schon war Michelle über ihm. Als er aufzustehen versuchte, versetzte sie ihm einen wuchtigen Tritt gegen den Kopf, der ihn wieder zu Boden schickte. Sein Bein schoss vor und brachte Michelle zu Fall. Rückwärts taumelte sie gegen das Flugzeug. Die Cessna vibrierte; die Motoren kämpften gegen die Bremsen an.

Champ gelang es, seine Waffe zu ziehen, doch mit einem gut gezielten Tritt schleuderte Michelle sie ihm aus der Hand. Eine Sekunde später landete Champ einen Fausthieb in ihrer Seite. Greller Schmerz jagte durch Michelles Brustkorb. Und schon folgte Champs Fuß seiner Faust. Michelle erkannte, dass sie es mit einem erfahrenen Gegner zu tun hatte. Sie wich dem Tritt durch einen Sprung nach hinten aus, ließ sich zu

Boden fallen, rollte sich ab, schnellte aus der Bewegung hoch und stand Champ wieder kampfbereit gegenüber.

»Was machen Sie hier?«, brüllte Champ über den Motorenlärm hinweg.

»Eine Zivilfestnahme!«, rief Michelle zurück, während sie nach einer Lücke in Champs Verteidigung suchte.

»Sie haben keine Ahnung, was Sie da tun.«

»Seit wann betätigen sich angesehene Wissenschaftler als Drogenkuriere für die CIA? Es ist doch Stoff in den Ballen, oder?«

»Michelle, Sie verstehen nicht, was hier vor sich geht.«

»Dann erklären Sie es mir.«

»Das kann ich nicht, und ich will Ihnen nicht wehtun.«

»Mir wehtun? Was ist mit Monk Turing? Und mit Len Rivest?«

»Ich versuche nur, meinen Job zu tun. Das müssen Sie mir glauben.«

»Tut mir leid, Champ, mein Vertrauen ist gerade eben den Bach runtergegangen.« Während des Gesprächs war Michelle immer näher an Champ herangerückt. Jetzt wirbelte sie herum und landete einen Treffer an seinem Kopf, der den Mann nach hinten warf. Doch bevor sie nachsetzen konnte, hatte Champ sich schon wieder erholt und rammte ihr den Fuß in die Schulter. Michelle wurde drei, vier Schritte zurückgeschleudert, wirbelte herum und wich so eben einem weiteren Schlag aus; dann konterte sie und landete einen wuchtigen Treffer in Champs Niere. Erstaunlicherweise brachte ihn das nicht zu Fall. Er taumelte zurück, keuchte, doch seine Verteidigung war noch intakt.

»Sie sind gut«, rief Michelle über den Lärm der Flugzeugmotoren hinweg.

»Vielleicht nicht so gut wie Sie«, gab er zu und schaute über die Schulter. »Michelle, Sie müssen hier weg.«

»Warum? Damit Sie mit Ihren Drogen verschwinden können?«

»Ich werde kein Verbrechen begehen. Sie müssen mir vertrauen.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich kein Vertrauen mehr habe.« Sie sprang, und ihr Fuß traf seine Brust. Champ fiel nach hinten und landete genau neben seiner Waffe. Er schnappte sich die Pistole, zielte und ...

Michelle sprang ins Cockpit zurück und schlug im selben Augenblick die Tür zu, als eine Kugel aus Champs Pistole das Glas explodieren ließ. Michelles Blick flog über die Kontrollinstrumente. Vor ihrem Rundflug hatte sie Champ dabei beobachtet, wie er die Checkliste durchgegangen war. Jetzt zahlte sich diese Aufmerksamkeit aus. Michelle löste die Radbremse, schob den Gashebel nach vorne, und die Cessna schoss los.

Eine weitere Kugel peitschte durchs Cockpit, und diesmal konnte Michelle ihr nicht aus dem Weg springen. Sie schrie vor Schmerz auf, als das Geschoss ihren Arm durchschlug und ein blutiges Loch hinterließ, ehe es das Seitenfenster zerschmetterte. Michelle rammte den Gashebel weiter nach vorne, und die Cessna legte an Geschwindigkeit zu und schoss über den Beton zur Hauptstartbahn. Champ rannte der Maschine hinterher und feuerte einen weiteren Schuss auf das Heck ab, verfehlte jedoch sein Ziel.

»Stopp!«, schrie er. »Du weißt ja nicht, was du tust, du Irre!«

Michelle hatte nicht die Absicht, die Cessna zu starten. Sie trat aufs rechte Ruderpedal und riss das Flugzeug herum. Champ blieb mitten im Lauf stehen, als die Maschine direkt auf ihn zukam. Er hob die Waffe, doch statt zu schießen, warf er sich herum und rannte los. Dennoch musste Michelle abbremsen, um ihn nicht zu überrollen. Als das Flugzeug immer näher kam, schrie Champ vor Angst, warf sich zur Seite und rollte in ein paar Kerosinfässer hinein.

Michelle zog den Gashebel zurück, betätigte die Bremse, sprang aus der Kanzel und rannte zu den Fässern. Sie wartete nicht, bis Champ sich aufgerappelt hatte, sondern warf sich auf ihn und rammte ihm den Ellbogen gegen den Kopf. Champ stöhnte auf, und sein Körper erschlaffte.

»Dass du mir ja nicht stirbst«, sagte Michelle, als sie nach seinem Puls fühlte. »Im Knast ist noch ein Zimmer für dich frei.« Champs Atmung war regelmäßig, sein Puls kräftig. Ohne Zweifel würde er bald mit mörderischen Kopfschmerzen aufwachen und das dringende Bedürfnis verspüren, seinen Anwalt anzurufen.

Michelle schaute sich um, sah ein paar Kabel an einem Werkzeugschuppen und fesselte Champ damit. Dann durchsuchte sie seine Taschen, fand sein Handy und die Wagenschlüssel und lief zum Flugzeug zurück. Sie stieg ein, schaltete die Motoren aus, stach den Schlüssel in den Plastikballen, der ihr am nächsten war, und überprüfte den Inhalt. Es war Heroin; sie war sich fast sicher. Eines der Päckchen schob Michelle in eine Tasche, die sie in einem der Frachtabteile des Flugzeugs gefunden hatte. Als sie sich zum Gehen wandte, erregte ein Geräusch vom hinteren Teil der Maschine ihre Aufmerksamkeit. Sie sah, dass einer der Ballen sich leicht bewegte. Michelle wuchtete ihn zur Seite und sah, dass am Ende der Kabine irgendetwas in eine Decke eingewickelt war – und dieses Etwas zuckte und wand sich.

Michelle zog an der Decke, und eine gefesselte und geknebelte Viggie kam zum Vorschein.

Rasch befreite Michelle das Mädchen, und gemeinsam liefen sie von der Cessna weg.

»Mick ...«, begann Viggie.

»Später! Jetzt lauf!«

Sie erreichten Champs Mercedes und stiegen ein. Michelle wählte

Sheriff Hayes' Nummer, weckte den Mann und gab ihm einen groben Überblick über das, was geschehen war. »Fahren Sie mit allem, was Sie haben, nach Babbage Town!«, rief sie zum Schluss.

»Ach du Schande.« Mehr brachte der Gesetzeshüter nicht heraus.

Michelle ließ den Motor an und trat das Gaspedal durch. Während Viggie mit weit aufgerissenen Augen dasaß und sich krampfhaft festhielt, jagte Michelle über den Parkplatz und bog mit kreischenden Reifen auf die Straße, wo sie weiter beschleunigte. Zurück blieb ein bewusstloses Genie, das sich auf einen langen Gefängnisaufenthalt freuen durfte, sowie eine Cessna voller Heroin mit besten Wünschen von der CIA.

84.

Sean duckte sich hinter eine niedrige Hecke. Was er sah, zerstörte jede noch so kleine Hoffnung darauf, dass er diese Nacht überleben würde: Männer in schwarzer Körperpanzerung und mit MP5-Maschinenpistolen – eindeutig Regierungswaffen vom anderen Ufer – sprachen mit zwei Sicherheitsleuten von Babbage Town.

Schließlich verteilten sich die Männer und kamen in Seans Richtung. Sofort zog er sich in den Wald zurück. Ein paar Minuten später kam er auf einer Lichtung unmittelbar hinter Len Rivests Haus heraus. Auf der anderen Straßenseite befand sich die Rückseite von Baracke Nr. 3. Sean schlich von Baum zu Baum, stets auf Deckung bedacht. In einiger Entfernung waren Rufe und schnelle Schritte zu hören.

Mit einem Stein zerschlug Sean das Schloss an der Hintertür der Wäscherei und schlich hinein. Der Geruch von Waschmittel und Stärke schlug ihm entgegen, als er sich die großen Maschinen anschaute. Es dauerte nicht lange, bis er fand, wonach er suchte. Er schnappte sich die Kleider und schlüpfte aus der Wäscherei ins Freie.

Weiter vorne sah er sein Ziel: Alicia Chadwicks Haus. Es war dunkel. Unbemerkt gelangte Sean zur Hintertür und rüttelte an der Klinke. Die Tür war offen. Er ging hinein, blieb stehen, lauschte. Alles schien ruhig zu sein. Dann duckte er sich, als plötzlich Schatten über die Straße huschten.

Sean eilte die Treppe hinauf zur Tür seines Schlafzimmers und schlüpfte hinein. Er wollte an sein Handy kommen, das er dummerweise zurückgelassen hatte, als sie aus Babbage Town geflohen waren. Doch sofort fiel ihm auf, dass sein Zimmer durchsucht und zum Teil leergeräumt worden war. Sean ging zu Alicias Zimmer, öffnete die Tür und ging hinein, um dort nach einem Telefon zu suchen.

Ein Schlag traf ihn auf die Schulter.

»Geh weg von mir! Hau ab!«, rief eine Stimme.

Sean packte ihre Hand, bevor sie erneut zuschlagen konnte. »Alicia, ich bin es. Sean.«

Alicia hatte sich hinter der Tür versteckt und mit ihrer Prothese nach ihm geschlagen.

»Sean ...?«, sagte sie erstaunt.

Er drückte sie an sich und versuchte, sie mit ihrem einen Bein aufrecht zu halten.

»Was machen Sie denn hier?«, fragte er. »Ich dachte, Sie wären weg.«

»War ich auch. Ich bin zurückgekommen für den Fall, dass Viggie auftaucht. Dann habe ich jemanden im Haus herumschleichen hören.«

»Alicia, wir müssen hier raus.«

»Warum? Was ist passiert?«

»Ich habe keine Zeit, Ihnen das jetzt zu erklären, aber die CIA hat damit zu tun. Es geht um Drogen und Mord. Es wimmelt hier nur so von CIA-Leuten, aber ich habe einen Plan.«

Rasch schnallte Alicia sich ihre Prothese wieder an und fragte: »Wo ist Michelle?«

»Ich wünschte, das wüsste ich. Sie ist den Drogenkurieren gefolgt. Ich muss die Polizei anrufen. Haben Sie ein Handy dabei?«

»Das habe ich im Wagen gelassen.«

»Mist! Haben Sie ein Festnetztelefon hier?«

»Nein.«

Sean schaute sich um. »Okay, wir werden Folgendes tun: Sie gehen zu Ihrem Wagen. Ich nehme an, er ist vor dem Haus geparkt?«

»Ja.«

Sean holte die Kleidungsstücke hervor, die er sich aus der Wäscherei beschafft hatte. Es war eine Wachmannuniform. Rasch zog er sie an. Als Alicia die Wunde an seinem Bein sah, rief sie: »Sie sind ja verletzt, Sean!«

»Vergessen Sie's. Wenn wir nicht von hier verschwinden, wird es mir bald noch viel schlechter gehen. Sollte jemand Sie anhalten, sagen Sie einfach, dass Sie Angst hätten und weg wollten. Ich werde Ihnen folgen.«

»Sie haben doch die Uniform. Warum tun Sie nicht einfach so, als wären Sie mein Begleitschutz?«

»Die Sicherheitsleute werden mich erkennen, wenn sie mein Gesicht sehen. Aber aus der Ferne werden sie nur die Uniform erkennen, und das verschafft mir eine Chance. Draußen stoße ich wieder zu Ihnen; dann können wir zu den Cops fahren.«

Alicia war der Panik nahe. »Und wenn sie mich nicht gehen lassen? Vielleicht glauben die Leute, ich wüsste etwas.«

»Spielen Sie die Ängstliche.«

Alicia brachte ein schwaches Lächeln zustande. »Das dürfte mir nicht schwerfallen. Ich mache mir nämlich gleich in die Hose.« Sie wurde ernst »Glauben Sie, dass diese Männer auch Viggie entführt haben?«

»Ja«, sagte er knapp, schaute sich im Zimmer um und gab Alicia einen schweren Briefbeschwerer. »Das ist zwar keine tolle Waffe, aber besser

als gar nichts.«

Draußen war wieder Lärm zu hören. Sean sagte: »Alicia, nehmen Sie die Hauptstraße vorbei an Baracke drei und dem Pool, und fahren Sie über den vorderen Hof hinaus.« Er lächelte sie an. »Sie schaffen das schon.«

Alicia nickte, atmete tief durch und folgte Sean nach unten.

Anfangs lief alles nach Plan. Alicia kam an zwei Sicherheitsleuten vorbei, ohne dass diese sie aufhielten. Sie hatte gerade den Pool erreicht, als es zur Katastrophe kam. Ein Team von Bewaffneten lief auf sie zu. Der Anführer hob die Hand, um sie zum Anhalten zu bewegen.

»Scheiße«, murmelte Sean in seinem Versteck. Er schaute sich nach irgendetwas um, das er benutzen konnte, um Alicia aus dem Schlamassel herauszuholen. Dann hatte er eine Idee. Er griff in seine Tasche und holte die Handgranate heraus, die er der Wache in Camp Peary abgenommen hatte. Vorsichtig zog er den Bolzen heraus und warf die Granate über den Zaun von Baracke Nr. 2. Die Granate prallte gegen den großen Wassertank und fiel zu Boden. Sean war schon losgerannt und kletterte in die unteren Äste eines Baums.

Sekunden später riss die Explosion ein Loch in den Tank. Tonnen von Wasser schossen hervor und überfluteten das umliegende Gelände wie ein Fluss, der über die Ufer tritt. Sean hörte Schreie und schaute gerade noch rechtzeitig hin, um zu sehen, wie Alicia und die Bewaffneten von den Füßen gerissen wurden. Alicia wurde zwischen mehrere Stühle am anderen Ende des Pools gespült. Die drei Bewaffneten wurden gegen den steinernen Grill geschleudert. Als das Wasser zurückwogte, lagen sie regungslos am Boden.

Sean watete zu Alicia. »Tut mir leid wegen des Tsunamis«, rief er. »Was anderes ist mir nicht eingefallen.«

Als er näher kam, sah er, dass Alicia ihre Prothese umklammert hielt und sich vor Schmerzen wand.

Sean kniete sich neben sie. »Alicia, was ist?«

Sie stöhnte: »Als das Wasser mich getroffen hat ... Es fühlt sich an, als würde eine Stahlspitze in meinem Schenkel stecken. Ich kann nicht gehen.«

Sean untersuchte das Bein – und dann fiel er kopfüber in das Wasser im Pool. Sein Schädel schmerzte, als wäre er gebrochen. Er drückte sich vom Boden ab und schoss in die Höhe. Doch kaum durchstieß sein Kopf die Wasseroberfläche, schlang sich etwas um seinen Hals und wurde festgezogen. Instinktiv griff Sean nach der Schlinge, doch diese hatte sich so tief in seinen Hals gegraben, dass seine Finger sie nicht packen konnten.

Alicia hatte eine Garotte um seinen Hals geworfen und versuchte ihn zu erwürgen.

Sean konnte nicht atmen; die Augen quollen ihm aus den Höhlen. Er versuchte, Alicia abzuschütteln, doch sie schlang ihr gesundes Bein um seinen Leib und zog mit aller Kraft an der Würgeschnur. Voller Panik schlug Sean mit der Faust hinter sich, verfehlte jedoch sein Ziel. Dann schlug er auf das Bein um seine Brust, doch Alicia trat ihn mit dem Stumpf in den Rücken und trieb ihm die Luft aus den Lungen. Alicia auf dem Rücken, fiel Sean nach vorne ins Wasser. Doch im Unterschied zu ihm konnte Alicia tief einatmen. Sean drohte der Schädel zu platzen, und die verdammte Schlinge wurde immer enger gezogen. Er spürte, wie ihn die Kraft verließ. Sein Körper erschlaffte, und ihm wurde schwarz vor Augen.

Hilf mir, Michelle, hilf mir ...

Und dann verschwand der Druck um seinen Hals wie durch ein Wunder. Auch Alicias Körper spürte er nicht mehr. Eine Sekunde später brach er aus dem Wasser hervor, schnappte gierig nach Luft und würgte.

»Komm! Mach schon!«

Vor Schmerz konnte Sean die Worte kaum verstehen, doch es konnte nur Michelle sein, die zu ihm sprach. Sie war gerade noch rechtzeitig gekommen. Sie war in Sicherheit ...

»Mach voran!«, sagte die Stimme. Eine Hand packte ihn grob.

Sean hob den Blick und schaute ins Gesicht von Ian Whitfield. Alicia lag bewusstlos neben ihm auf dem Beckenrand.

»Wir müssen von hier verschwinden«, drängte der Chef von Camp Peary und zog Sean in die Höhe.

»Was machen Sie denn hier?«, brachte Sean mühsam hervor, hustete Wasser und rieb sich den Hals.

»Keine Zeit. Machen Sie schon. Hier wimmelt es von Leuten.«

»Ja, von *Ihren* Leuten, Sie verdammter Hurensohn.«

»Nicht heute Nacht. Es sind zwei Trupps aus dem Lager, aber die sind mir gegenüber nicht verantwortlich. Kommen Sie!«

Whitfield humpelte schnell zu der Lücke zwischen Baracke Nr. 2 und der Hauptgarage.

Sean zögerte einen Augenblick. Er schaute zu Alicia hinunter. Der Briefbeschwerer, mit dem sie ihn niedergestreckt hatte, lag neben ihr. Sie hatte versucht, ihn umzubringen.

Warum?

Eine Sekunde später hörte Sean Rufe hinter sich. Er lief zu Whitfield, der sich neben einen Baum gekauert hatte.

»Wollen Sie mir nicht endlich sagen, was hier los ist?«, fragte Sean mit heiserer Stimme.

»Jetzt nicht!« Whitfield zog eine Pistole aus dem Gürtel und reichte sie Sean, während er selbst eine MP5 unter einem Strauch hervorzog, wo er sie offenbar vorher versteckt hatte. »Wenn Sie die benutzen müssen, zielen Sie auf den Kopf. Die Körperpanzerung hält Pistolenkugeln stand.«

»Wohin wollen wir?«

»Ich habe ein Boot knapp zweihundert Meter von der Anlegestelle entfernt.«

»Gibt es keine Patrouillen auf dem Wasser?«

»Doch, aber wenn wir erst einmal beim Boot sind, werde ich Sie unter einer Persenning verstecken. Wenn die Leute mich erkennen, werden sie uns nicht belästigen.«

»Dann los.«

Whitfield hob die Hand. »Nicht so schnell. Ich habe gesehen, nach welchem Schema diese Leute bei ihrer Suche vorgehen. Sobald sie ein Areal geräumt haben, gehen wir los.«

»Wo ist Michelle?«

»Keine Ahnung.«

»Sie war unter dem Lastwagen, der Camp Peary verlassen hat.«

Einen Moment lang schaute Whitfield ihn wie benommen an; dann legte sich ein grimmiger Ausdruck auf sein Gesicht. »Verdammt.«

»Es war Heroin, das mit dem Flugzeug gekommen ist, nicht wahr? Und

die Araber? Wer sind die?«

Whitfield wedelte drohend mit seiner MP. »Jetzt hören Sie mal gut zu, King. Ich schulde weder Ihnen noch sonst jemandem irgendwelche Erklärungen. Ich bin hier, um Ihnen den Hals zu retten und vielleicht ein paar Fehler zu korrigieren. Zwingen Sie mich nicht, meine Entscheidung noch einmal zu überdenken.«

85.

Michelle ließ den Mercedes stehen, bevor sie auf die Hauptstraße nach Babbage Town kamen, und machte sich mit Viggie im Schlepptau auf den Weg durch den Wald zum Fluss. Auf der Fahrt bis hierher hatte Viggie erzählt, wie jemand in ihr Schlafzimmer gekommen sei und ihr etwas aufs Gesicht gedrückt habe. Als sie wieder zu sich gekommen war, hatte sie gefesselt im Flugzeug gelegen.

Bevor sie in den Wald vordrangen, sah Michelle eine Kolonne schwarzer Kombis, alle auf dem Weg nach Babbage Town. Merkle Hayes' Streifenwagen führte die Fahrzeuge an. Wenigstens war die Kavallerie jetzt eingetroffen.

Michelle und Viggie gingen am Ufer des York entlang, hielten sich aber versteckt, denn auf dem Fluss war genug los, um Michelle erkennen zu lassen, dass irgendetwas geschehen war.

Die Frau und das Mädchen rutschten und kämpften sich über das nasse Ufer und erreichten schließlich das Gelände von Babbage Town. Michelle schaute zum Himmel, als ein Flugzeug über sie hinwegflog. Kaum war es verschwunden, richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Gegner, denen sie sich stellen musste. Sie hatte versucht, Sean übers Handy zu erreichen, ehe ihr eingefallen war, dass er es in Babbage Town gelassen hatte. Nun rief sie Horatio an. Er meldete sich sofort. Michelle erklärte ihm kurz und knapp, was geschehen war und dass sie Viggie hatte.

Michelle war dankbar, dass er sofort die einzig wichtige Frage stellte: »Wo soll ich euch abholen?«

Ein paar Minuten später fuhr Horatio mit dem Powerboot ans Ufer.

»Ich habe in einer kleinen Bucht in der Nähe geankert«, erklärte er. »Ich hatte gehofft, dass jemand mich anruft. Wo ist Sean?«

»Ich weiß es nicht ...« Michelle hatte über seine Schulter hinweg in Richtung Wald geschaut. »Sean!«

Eine Woge der Erleichterung spülte über sie hinweg, als Sean King zwischen den Bäumen hervortrat. Einen Augenblick später wich diese Erleichterung eisigem Schrecken, denn sie sah Ian Whitfield mit einer Maschinenpistole hinter Sean. Michelle richtete die Waffe auf Whitfields Kopf. »Lassen Sie ihn gehen!«

»Schon gut, Michelle«, rief Sean. »Er ist hier, um zu helfen.«

»Blödsinn!«, brüllte sie.

»Er hat mir das Leben gerettet.«

Whitfield sagte: »Wie ich höre, sind Sie eine verteufelt gute Schützin, Maxwell.« Er trat vor und warf ihr seine MP zu. »Das sollten Sie auch sein.«

Michelle fing die MP mit einer Hand und hielt ihre Waffe weiter auf Whitfield gerichtet, doch das Misstrauen in ihren Augen war verschwunden. »Was geht hier vor?«, fragte sie Sean.

»In Babbage Town wimmelt es von Leuten aus Camp Peary. Sie sind bis an die Zähne bewaffnet. Und die gute Alicia hat versucht, mich umzubringen.«

»Ich habe die Cops gerufen«, sagte Michelle. »Sie sind in Babbage Town.«

Sean schaute ihr über die Schulter. »Viggie?«

Schüchtern winkte ihm das Mädchen zu.

Whitfield schaute zu Horatio und dem Powerboot. »Wer ist das?«

»Ein Freund von uns«, antwortete Sean. »Kommt.« Er schickte sich an, ins Boot zu steigen.

»Nein!«, rief Whitfield. »Dieses Boot wird es da draußen nicht schaffen. Folgen Sie mir.«

Sie machten sich auf den Weg das Ufer entlang und stiegen in das Sturmboot, das Whitfield an einem aus dem Wasser ragenden Stumpf vertäut hatte. Er ließ die vier sich aufs Deck legen und breitete eine Persenning über sie.

Sean steckte noch einmal den Kopf heraus und wedelte mit seiner Pistole. »Wenn Sie versuchen, uns reinzulegen, puste ich Ihnen das Hirn raus.«

Der Sturm hatte inzwischen seine ganze Wucht entfaltet. Auf dem Fluss bildeten sich hohe Wellen, und es regnete in Strömen. Michelle lugte noch einmal unter der Persenning hervor, schnappte sich eine Rettungsweste und legte sie Viggie an.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als sich ihnen ein anderes Boot näherte. Sean hörte Whitfield leise fluchen, was er nicht gerade als ermutigend empfand. Er verstärkte den Griff um seine Pistole.

Das andere Boot war viel größer als Whitfields Sturmboot. Es hatte zehn Bewaffnete an Bord – und noch jemand anderen. Sean zuckte zusammen, als er die Stimme dieser Person hörte: »Wo warst du, Ian?«, fragte Valerie Messaline.

»In Babbage Town. Sieht so aus, als hätten sie die Cops gerufen.«

»Wer?«, fragte die Frau kühl.

»Wer immer in Camp Peary eingebrochen ist, nehme ich an«, antwortete Whitfield. »Aber das ist jetzt egal. Die Katze ist aus dem Sack. Wir müssen uns zurückziehen. Sofort.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte sie. »Warum nimmst du nicht ein paar Männer mit und fährst in deinem Boot den Fluss hinunter? Wer immer bei uns eingebrochen ist, könnte versuchen, auf diesem Weg zu fliehen.«

»Nein. Du solltest deine Mannschaft nehmen und nach Babbage Town fahren. Wie es aussieht, werden unsere Jungs alle Hilfe gebrauchen können. Ich fahre nach Camp Peary zurück und versuche, von dort den Schaden in Grenzen zu halten.«

Während er sprach, hatte Valerie sich das Fahrzeug angesehen. Als sie den Kopf nun wieder hob, lag ein triumphierendes Lächeln auf ihrem Gesicht. »Dein Boot liegt ziemlich tief im Wasser, wenn man bedenkt, dass es nur einen Passagier hat«, sagte sie.

Whitfield drückte den Gashebel nach vorne und rammte das andere Fahrzeug. Zwei Männer fielen über Bord, und Valerie wurde von den Beinen gerissen. Whitfield legte den Rückwärtsgang ein, und das Sturmboot sprang förmlich nach hinten. Dann schob er den Gashebel wieder vor, und das Boot schoss davon.

Valeries Männer eröffneten das Feuer. Kugeln peitschten ins Wasser und stanzen Löcher in den Rumpf des Sturmboots.

»Ich könnte ein bisschen Hilfe gebrauchen!«, rief Whitfield.

Sean und Michelle warfen die Persenning beiseite und sprangen auf, während Horatio liegen blieb und schützend die Arme um Viggie schlang. Das größere Boot jagte ihnen hinterher. Sean und Michelle duckten sich vor den Kugeln und erwiderten das Feuer. Michelle feuerte eine Garbe quer über den Bug des Verfolgers.

»Wir müssen Munition sparen!«, rief Whitfield. »Ich habe nur zwei Ersatzmagazine für die MP und eins für jede Pistole.« Er warf Michelle ein MP-Magazin zu.

Sie fuhren nun mehr als hundert Stundenkilometer. Das Boot sprang

Übelkeit erregend schnell über den Fluss; gleichzeitig wurde der Wind immer stärker. Es dauerte nicht lange, und die Wellen hatten eine Höhe von mehr als einem Meter erreicht.

Sean zielte sorgfältig und feuerte vier Schüsse ab. Auf diese Entfernung und an Bord des dahinjagenden Bootes war eine Pistole jedoch nicht sehr effektiv.

»Darf ich mal eine dumme Frage stellen?«, rief Sean Whitfield zu.

»Fragen kostet nichts«, rief Whitfield zurück.

»Können Sie uns sagen, warum Ihre liebe Gattin versucht, uns umzubringen?«

Whitfield lenkte das Boot durch eine besonders schwierige Welle und brüllte: »Sie ist nicht meine Frau. Sie ist mein Boss!«

Sean starrte ihn offenen Mundes an. »Ihr Boss? Was reden Sie da? Ich dachte, Sie wären der Chef von Camp Peary.«

»Denken Sie, was Sie wollen!«

»Und Sie machen Drogengeschäfte?«

Whitfield schwieg.

»Und was ist mit den Arabern aus dem Flugzeug?«, fragte Sean.

Whitfield schüttelte den Kopf. »Kein Kommentar.«

»Hat Alicia Len Rivest ermordet?«

Schweigen.

»Sie hätte auch mich fast umgebracht, wären Sie nicht gewesen«, sagte

Sean dann. »Was so ziemlich der einzige Grund ist, warum ich Sie nicht vorläufig festnehme.«

»Und Champ?«, fragte Michelle. »Arbeitet er für die CIA?«

Whitfield erwiderte: »Wir sollten uns erst einmal darauf konzentrieren, die nächsten zehn Minuten zu überleben.«

»Sie holen auf!«, rief Michelle, als sie hinter sich blickte.

»Ihre Maschinen sind doppelt so groß wie meine«, sagte Whitfield über die Schulter hinweg. »Halten Sie sich fest!«

»Was glauben Sie eigentlich, was wir hier ...«

Sean konnte den Satz nicht beenden, denn Whitfield gelang es irgendwie, bei voller Geschwindigkeit eine Neunziggradwende zu fahren. Sean wäre über Bord gegangen, hätte Michelle ihn nicht gepackt, als er an ihr vorbeirutschte. Gleichzeitig hatte sie die Beine um Viggie geschlungen für den Fall, dass Horatio sie nicht festhalten konnte.

»Mick!«, kreischte Viggie verzweifelt.

»Ich hab dich, Viggie!«

Whitfield gab Gas, und das Sturmboot schoss auf das gegenüberliegende Ufer zu, direkt auf den toten Arm, der nach Camp Peary hineinführte. Gut dreihundert Meter vom Ufer entfernt flogen sie an einer Reihe von Leuchtbojen vorbei, die vor höchster Gefahr für jeden warnten, der weiter als bis an diese unsichtbare Grenze fuhr – und Sean hatte guten Grund zu glauben, dass diese Warnung ernst gemeint war. Als Nächstes ging es an zwei Booten vorbei, die die Einfahrt des toten Flussarms bewachten. Die Männer an Bord richteten ihre Waffen auf das Sturmboot, einschließlich einer Bazooka; doch als sie sahen, wer da kam, senkten sie ihre Waffen wieder und starrten Whitfield verwirrt an. Whitfield hatte sogar den Nerv, den Männern zu salutieren.

Whitfield lenkte das Boot erst nach links, dann nach rechts. Offensichtlich wich er unsichtbaren Hindernissen im Wasser aus, während er gleichzeitig auf einen Bildschirm an der Steuerkonsole schaute.

»Sie holen weiter auf«, rief Michelle. Dann wurde sie noch bleicher.
»Sie wollen eine Rakete abfeuern!«, kreischte sie. Der Mann am Bug des sie verfolgenden Boots visierte sie tatsächlich mit einer Rakete an.

Viggie schrie vor Angst.

Michelle rief: »Horatio, lass sie nicht los!«

Whitfield richtete den Blick auf eine bestimmte Stelle im Wasser.
»Festhalten!«, brüllte er.

Sean und Michelle ließen sich aufs Deck fallen und hielten sich an allem fest, was sie finden konnten, einschließlich am jeweils anderen.

Das Sturmboot traf auf die Welle, schoss sie geradewegs hinauf und flog durch die Luft. Seine Doppelschrauben kreischten, als sie sich aus dem Wasser hoben. Dann prallte das Boot wieder auf die Wasseroberfläche.

»Passt auf!«, rief Valerie Messaline auf dem verfolgenden Boot. Sie hatte offensichtlich erkannt, was Whitfield gemacht hatte.

Michelle schaute gerade noch rechtzeitig zurück, um sie und einige Männer vom Boot springen zu sehen. Der Steuermann versuchte, die Stelle zu umfahren, über die Whitfield gesprungen war, doch es war zu spät. Das Boot traf auf die Mine und explodierte.

Whitfield machte sofort eine enge Wende und schoss wieder aus dem toten Arm hinaus, vorbei an Messaline und ihren Männern, die verzweifelt versuchen, ihre Körperpanzerung loszuwerden, um nicht in die Tiefe gezogen zu werden.

»Wie haben Sie das gemacht?«, fragte Sean erstaunt.

Whitfield tippte auf den Bildschirm vor sich. »Das ist leicht, wenn man weiß, wo die Minen liegen. Gestern habe ich die Position von einer ändern lassen. Ich bin gerne auf alle Eventualitäten vorbereitet.«

Das Sturmboot jagte wieder auf den York hinaus. Keiner von ihnen sah den Start der Rakete von einem der Patrouillenboote. Das Geschoss verfehlte sie um Haaresbreite. Fast wäre das Sturmboot von der Wucht der Explosion gekentert, als die Rakete nur gut zehn Meter entfernt ins Wasser schlug; doch Whitfield gelang es, das Boot wieder unter Kontrolle zu bekommen. Inzwischen regnete es in Strömen. Sean und Michelle rann das Wasser übers Gesicht, während sie sich langsam auf ihre zitternden Beine erhoben.

Michelle schaute sich um. »Viggie! Horatio!«

Sie blickten nach hinten. Viggie hüpfte in ihrer Rettungsweste bereits fünfzig Meter entfernt im Wasser. Links von ihr ruderte Horatio wild mit den Armen und ging unter.

Michelle zögerte nicht. Sie schnappte sich einen Rettungsring, sprang vom Boot und schwamm zu Horatio. Sie sah nicht, dass Sean von der anderen Seite des Bootes sprang und auf Viggie zuhielt. Michelle erreichte Horatio und drückte ihm den Rettungsring in die Hand. »Alles in Ordnung, Horatio. Keine Panik. Schaffst du es bis zum Boot, während ich Viggie hole?«

Er nickte, und Michelle schwamm zu Viggie. Was sie sah, als sie sich dem Mädchen näherte, traf sie wie ein Schlag: Viggie wurde in ein Boot gehievt, das von Männern aus Camp Peary gesteuert wurde. Michelle kniff die Augen zusammen, um im Regen und der Dunkelheit besser sehen zu können, und ihre Aufmerksamkeit fiel auf ein anderes Spektakel. Zwei Männer auf dem Boot zielten auf Sean, der noch immer verzweifelt versuchte, Viggie zu erreichen.

»Nein!«, schrie Michelle, doch sie konnte nichts tun.

Einen Augenblick später hörte sie das Geräusch hinter sich. Sie drehte sich um und sah Whitfields Boot schnell auf sich zukommen. Horatio war bereits an Bord. Als das Boot näher kam, sah Michelle, wie Whitfield das Ruder an Horatio übergab. Dann beugte der Chef von Camp Peary sich über die Seite des Sturmboots und schob sein Bein durch eine Bungeeschlinge am Dollbord. Er streckte die Hand aus. Michelle wusste sofort, was er vorhatte. In ihrer Zeit beim Secret Service hatte sie dieses Manöver einmal bei einer gemeinsamen Übung mit dem FBI trainiert. Als das Boot an ihr vorbeiraste, streckte sie den Arm aus und ergriff Whitfields Hand. Der Mann packte sie mit eisernem Griff, während die Geschwindigkeit des Bootes sie aus dem Wasser und direkt aufs Deck riss. Michelle machte sich nicht einmal die Mühe, ihm zu danken. Sie rappelte sich auf, schnappte sich eine Waffe und richtete sie auf das andere Boot.

Michelle wusste, dass Viggie an Bord war; also konnte sie nicht direkt auf die Männer feuern, doch es gelang ihr, fünf Schüsse in rascher Folge abzugeben. Die Männer wurden gezwungen, sich zu ducken, sodass Sean eine Chance zur Flucht hatte.

»Näher ran, dann schnappen wir ihn uns!«, rief Michelle.

»Ich glaube nicht, dass ich das kann«, erwiderte Horatio vom Steuer her.

Michelle sprang zum Ruder, während Whitfield sich wieder übers Dollbord legte. Als das Sturmboot an Sean vorbeiraste, wurde auch er aus dem Wasser und auf Deck gerissen.

»Vollgas!«, rief Whitfield.

»Was ist mit Viggie?«, schrie Michelle zurück.

»Weg hier, oder wir sind tot!«

Michelle rammte den Gashebel nach vorne. Das Sturmboot beschleunigte so vehement, dass Sean und Horatio fast wieder über Bord gefallen wären.

Michelle rief über das Heulen des Sturms hinweg: »Wir trommeln eine Armee zusammen, und dann setzen wir über diesen verdammten Fluss und holen Viggie zurück!«

Sie lenkte das Sturmboot ans Ufer auf der anderen Seite des York. Sie sprangen von Bord und liefen zum Eingang von Babbage Town. Doch kaum zeigten sie sich, waren sie von Agenten umringt. Merkle Hayes trat vor. Er trug keine Polizeiuniform, sondern eine blaue Windjacke mit der Aufschrift »DEA«. Agent Ventris stand neben ihm.

Sean starrte Hayes an. »DEA? Sie sind bei der Drogenfahndung?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Hayes.

»Haben Sie die Leute zusammengetrieben?«, fragte Michelle.

»Wen?«, entgegnete Ventris wütend. »Hier ist niemand außer ein paar Sicherheitsleuten.«

»Hier hat es von CIA-Leuten in Körperpanzern nur so gewimmelt«, sagte Sean.

»Jetzt sind sie jedenfalls nicht mehr hier.«

»Wir hatten gerade ein Feuergefecht auf dem Fluss. Man hat sogar eine Rakete auf uns abgefeuert. Wollen Sie mir etwa sagen, Sie haben nichts davon gehört?«, fragte Michelle ungläubig.

»Seit wir hier sind«, sagte Hayes, »hat fast ständig eine Sirene geheult. Wir haben das verdammte Ding gerade erst abstellen können. Bei dem Geheul und dem Sturm haben wir tatsächlich nichts gehört.«

»Haben Sie wenigstens das mit Drogen beladene Flugzeug auf dem Privatflugplatz gefunden?«, fragte Michelle.

Hayes schüttelte den Kopf. »Als meine Männer dort ankamen, haben sie weder das Flugzeug noch Champ Pollion gefunden.«

»Von was für Drogen reden Sie?«, fragte Ventris.

Als Antwort griff Michelle in ihre Tasche und holte das nasse Päckchen heraus. »Die hier. Davon war mindestens eine Tonne in Champs Flieger. Heroin.«

Hayes nahm den Beutel. »Und wo ist das her?«

Sean deutete zum Fluss. »Von da drüben. Aus Camp Peary.«

In diesem Augenblick stieg auf der anderen Seite des York ein Feuerball zum Himmel.

»Was ist das?«, rief Ventris.

»Verdammt!«, stieß Michelle hervor. »Das Flugzeug, das ich vorhin über uns habe hinwegfliegen hören. Ich wette, das war Champ. Er muss geflohen und mit den Drogen nach Camp Peary geflogen sein. Sie haben es gesprengt, um die Beweise zu vernichten.«

»Soll das heißen, die Drogen kamen tatsächlich aus Camp Peary?«, fragte Hayes, während Michelle nervös Ventris beäugte.

»Sagen Sie es ihnen, Whitfield«, sagte Sean.

Nur, dass Whitfield nicht da war.

»Wo ist er hin?«, stieß Sean hervor. »Whitfield war bei uns! Er hat mir das Leben gerettet!«

»Das stimmt«, bestätigte Michelle, und auch Horatio nickte zustimmend.

»Sie müssen uns glauben, Hayes«, sagte Sean.

»Das wollen wir ja«, erwiderte Hayes leise.

»Moment mal ...« Sean holte die Videokamera aus seinem Rucksack. »Sehen Sie sich das an.« Er ließ das Band ablaufen und wies die beiden Beamten auf das Flugzeug, die Araber, Valerie Messaline und die Ballen hin, die ausgeladen wurden.

Ventris sagte: »Die Aufnahmen stammen tatsächlich aus Camp Peary. Wie sind Sie da herangekommen?«

»Was das betrifft, könnten wir eine Amnestie brauchen«, erwiderte Sean nervös.

Michelle schob sich an Sean vorbei, bis sie direkt vor Ventris stand. »Hören Sie zu«, sagte sie wütend. »Diese Leute haben Viggie Turing

entführt. Sie haben das Mädchen in eines ihrer Boote gehievt und sind jetzt vermutlich auf dem Weg zurück nach Camp Peary.«

»Haben Sie das gesehen?«, fragte Hayes.

»Ja!«, rief Michelle und packte Ventris' Jacke. »Entführt! Wie war das noch mit der FBI-Spezialität? Gehen wir!«

»Wir können nicht einfach Camp Peary stürmen«, sagte Hayes. »Wir brauchen zumindest einen Durchsuchungsbefehl.«

»Dann besorgen Sie einen! Sie sind hier der Sheriff!«

Hayes seufzte. »Nein, bin ich nicht«, sagte er. »Ich gehöre tatsächlich zur Drogenfahndung. Seit zwei Jahren arbeitet Mike mit uns zusammen. Ich bin hier nur als Sheriff eingeschleust worden.«

»Warum gerade hier?«, fragte Michelle.

»Weil in den letzten Jahren eine Menge Drogen an die Ostküste gelangt sind. Wir haben die Quelle auf dieses Gebiet hier eingegrenzt«, meldete Ventris sich zu Wort. »Wir haben sogar Babbage Town selbst für die Quelle gehalten, aber wir wussten nicht, wie die Dealer den Stoff ins Land bekommen. Wir dachten, er käme mit dem Boot.«

»Sie müssen doch gewusst haben, dass Champ Pollion ein Flugzeug hat«, sagte Sean.

»Das wussten wir auch. Aber die Cessna hatte nicht die Reichweite, um Drogen von außerhalb reinzubringen. Und wir wollten an die Quelle heran«, erklärte Hayes.

»An die CIA-Flüge haben wir nie gedacht. Die CIA ist eine Regierungsbehörde«, fügte Ventris hinzu und schaute verlegen drein.

Michelle schnappte sich Seans Band und drückte es Ventris in die Hand.

»Hier ist Ihr verdammter Beweis. Und jetzt hören Sie mit dem Gelaber auf. Besorgen Sie sich einen Durchsuchungsbeschluss, und schaffen Sie so viele Cops wie möglich über den Fluss, ehe Viggie etwas passiert. Ich schwöre bei Gott: Wenn ihr etwas zustößt, werde ich Sie jagen und Ihnen die Scheiße aus dem Leib prügeln.«

Ohne zu zögern, sagte Ventris: »Gehen wir.«

»Mike«, gab Hayes noch einmal zu bedenken. »Es ist die verdammte CIA.«

»Mehr als es versuchen können wir nicht.«

Es dauerte eine Weile, um diese Zeit einen Durchsuchungsbeschluss zu bekommen, und der Richter, der ihn schließlich ausstellte, schien ganz und gar nicht begeistert zu sein, dass ausgerechnet Camp Peary das Ziel der Aktion war. Doch das Videoband und die Zeugenaussagen von Sean, Michelle und Horatio gaben den Ausschlag. Trotzdem brach bereits der Morgen an, als eine Kolonne von Kombis vor dem Haupttor der CIA-Anlage hielt und Ventris und Hayes, zwei Dutzend Bundesagenten sowie Sean und Michelle zum Torhaus führten.

Auf Seans Drängen war Horatio Barnes von zwei Agenten der Drogenfahndung nach Nord-Virginia zurückeskortiert worden, wo man sich erst einmal um seinen verrenkten Rücken, seine gesättigte Lunge und sein überstrapaziertes Nervensystem kümmern würde. Sean hatte ihm eine Kopie des Videos auf USB-Stick gegeben und ihn gebeten, mehrere weitere Kopien davon anzufertigen und sie an unterschiedlichen Orten sicher aufzubewahren.

Ventris hielt seinen Dienstaussweis und den Durchsuchungsbefehl, als drei bewaffnete Wachposten auf ihn zukamen.

»Sie sollten lieber einen Ihrer Vorgesetzten holen, meine Herren«, sagte Hayes und zeigte ebenfalls seine Dienstmarke.

Einer der Wachmänner entgegnete in professionell-kühlem Tonfall:
»Wie der Zufall es will, sind *Ihre* Vorgesetzten gerade hier.«

Nun traten zwei weitere Männer aus dem Wachhaus. Einer trug einen Anzug, der andere eine Khakihose sowie eine Windjacke mit dem DEA-Schriftzug.

Sean verließ der Mut, als er sah, wie Ventris und Hayes sich versteiften. Der Mann im Anzug sagte: »Agent Ventris, geben Sie mir den Durchsuchungsbefehl.«

»Aber Sir, ich ...«, begann Ventris.

»Sofort!«

Ventris reichte ihm das Schreiben. Der Mann schaute es sich an und zerriss es.

Der Mann mit der DEA-Jacke wandte sich an Hayes. »Und jetzt geben Sie mir die Videoaufnahme.«

»Woher wissen Sie davon?«, fragte Hayes.

»Sie haben die Aufnahme dem Richter gezeigt, um den Durchsuchungsbefehl zu bekommen. Jetzt geben Sie sie mir.«

Hayes holte das Band aus der Tasche und gab es seinem Boss, der es wiederum an die CIA-Wachen weiterreichte.

»Und jetzt schicken Sie Ihre Männer wieder zu den Fahrzeugen zurück, und machen Sie, dass Sie hier wegkommen.«

Hayes wollte protestieren, doch der Mann kam ihm zuvor.

»Die nationale Sicherheit steht auf dem Spiel, Hayes. Ich sage nicht, dass mir das gefällt, aber so ist es nun mal. Gehen Sie!«

Ventris' Boss nickte knapp und sagte: »Sie auch, Ventris.«

Die Männer drehten sich zu ihren Kombis um. Michelle und Sean schickten sich an, ihnen zu folgen, doch die Wachen von Camp Peary hielten sie auf.

»Sie beide werden in Gewahrsam genommen«, sagte einer von ihnen.

»Was?«, rief Sean.

Ventris und Hayes wollten sich einmischen, doch wieder traten ihnen ihre Vorgesetzten in den Weg.

»Nehmen Sie Ihren verdammten Karren, und machen Sie, dass Sie hier wegkommen. Wir haben hier keine rechtlichen Befugnisse«, erklärte Ventris' Chef.

»Wir hatten einen Durchsuchungsbefehl«, erwiderte Ventris verbittert.

»Wollen Sie wegen Behinderung der Justiz in den Knast, Mike?« Der Mann funkelte Sean und Michelle an. »Oder wegen Beihilfe bei einem Verbrechen? Bewegen Sie Ihren Arsch, und sagen Sie sich, dass alles nur ein Albtraum war. Das ist ein Befehl.«

Ventris und Hayes schauten Michelle und Sean hilflos an. Sean nickte. »Gehen Sie nur. Wir werden das schon klären.« Er klang allerdings nicht sonderlich selbstbewusst, denn das war er auch nicht.

Als die Wagenkolonne wegfuhr, waren Schritte zu vernehmen. Sean und Michelle drehten sich um.

Valerie Messaline stand dort in einem beigen Drillichanzug; um ihren Hals baumelte ein CIA-Ausweis.

»Willkommen in Camp Peary«, sagte sie. »Wie ich gehört habe, brennen Sie darauf, uns zu besuchen.«

Die Zelle war ein zwei mal zwei Meter großer Betonwürfel, kalt, feucht und fensterlos. Man hatte Sean die Kleider abgenommen und ihm befohlen, sich in Habachtstellung in die Ecke zu stellen. Nach sechs Stunden war er erschöpft und hockte sich auf den Boden. Sofort flog die Zellentür auf, und Hände zogen ihn wieder in die Höhe. Eine Stunde später, als seine Beine taub wurden, hockte er sich erneut nieder. Und so wiederholte sich das immer und immer wieder. Zweiundzwanzig Stunden später gestattete man ihm endlich, sich auf seine harte Pritsche fallen zu lassen. Nachdem er dort jedoch nur eine Minute gelegen hatte, traf ihn ein Schwall kaltes Wasser ins Gesicht. Dann wurde er gezwungen, sich auf die Kante eines stählernen Stuhls zu setzen, der auf dem Boden festgenietet war. Wenn er sich auch nur einen Millimeter bewegte, flog die Tür wieder auf, und er wurde in die ursprüngliche Position zurückgezwungen. Eine Stunde später saß er so knapp auf der Kante, dass er kaum noch auf dem Stuhl bleiben konnte. Dreißig Minuten später wurde er sogar noch weiter nach vorne gezwungen. Jedes Mal, wenn sie ihn bewegten, blieb ein Teil der Haut seines Hinterns auf dem kalten Metall kleben. Nach fünf Stunden verkrampften sich seine Muskeln. Nach zehn Stunden erbrach er alles, was er im Magen hatte. Sechzehn Stunden später erlaubte man ihm schließlich, sich in seinem eigenen Erbrochenen aufs Bett zu werfen. Man gab ihm einen Becher Wasser, aber nichts zu essen.

Kaum war er eingeschlafen, flog die Tür mit lautem Knall wieder auf, und er wurde mit Schlagstöcken in die Seite geschlagen. Man befahl ihm, wach zu bleiben. Als er erneut einzuschlafen drohte, wiederholte sich das Ganze. Zwei Tage lang ging das so, bis er schließlich zusammenbrach und als unkontrolliert zuckendes Bündel am Boden lag.

Nachdem er drei Tage lang auf diese Weise behandelt worden war, fand er die Kraft zu schreien: »Ich bin Bürger der Vereinigten Staaten, verdammt! Das könnt ihr nicht mit mir machen! Das *könnt* ihr nicht mit mir machen!«

Er sprang auf und stürmte zur Tür, doch kräftige Hände stießen ihn zurück. Sean fiel auf den Beton und scheuerte sich Knie und Hände auf.

»Das könnt ihr nicht mit mir machen«, wiederholte er. Er versuchte aufzustehen, sich gegen seine Wärter zu wehren, doch er war zu schwach. »Das könnt ihr nicht mit mir machen. Dazu habt ihr kein Recht.«

»Wir haben jedes Recht dazu«, sagte eine Stimme. Sean hob den Blick und sah Valerie Messaline.

»Du bist in eine Anlage der Vereinigten Staaten eingebrochen. Du hast gestohlen.«

»Das ... du bist ja verrückt.«

»Du bist ein Verräter. Wir haben Beweise, dass du unter dem Vorwand hierhergekommen bist, einen Mord zu untersuchen, doch in Wahrheit wolltest du die CIA ausspionieren.«

»Das ist Schwachsinn, und das weißt du! Ich will einen Anwalt! Sofort!«

Valerie fuhr mit ruhiger Stimme fort: »Aufgrund unserer Untersuchungen haben wir dich und Michelle als Personen eingestuft, die Staatsfeinden unmittelbare Hilfe leisten, indem sie die CIA ausspionieren. Deshalb habt ihr weder das Recht auf einen Rechtsvertreter, noch könnt ihr ein Haftprüfungsverfahren stellen, solange wir nicht beschließen, euch eines Verbrechens anzuklagen und vor Gericht bringen.«

Sean explodierte: »Du kannst mich nicht einfach hier behalten, nur weil du es so willst!«

»Das Gesetz stellt uns in dieser Hinsicht einen beachtlichen Spielraum zur Verfügung.«

»Was willst du von mir?«, rief Sean.

»Dinge, die du gesehen hast. Dinge, die du gehört hast, sogar Dinge, die du dir nur eingebildet hast. Aber darüber werden wir reden, sobald du noch ein bisschen weicher gekocht worden bist. Du und deine Freundin, ihr habt es uns auf dem Fluss ziemlich schwergemacht. Jetzt ist Zahltag.«

Sie wandte sich zum Gehen.

»Ihr habt Monk Turing umgebracht. Und Len Rivest. Habt ihr auch die Leichenhalle in die Luft gejagt? Alles im Dienst an diesem verdammten Land? Weißt du eigentlich, wie viele Gesetze ihr gebrochen habt?«

»Monk Turing hat genau das getan, was du auch getan hast«, erwiderte Valerie. »Er ist hier eingebrochen. Dafür hat man ihn erschossen. Und wir hatten alles Recht dazu.«

»Ja, sicher. Wenn das die Wahrheit wäre, hättet ihr es nicht wie einen Selbstmord aussehen lassen. Turing hat Leute aus dem Flugzeug steigen sehen, stimmt's? Er hat die Drogen gesehen. Deshalb musste er sterben. Aber ihr habt nicht gewusst, dass er schon einmal hier war und alles in einem Code festgehalten hat. Alicia hat den Code an sich genommen – und im Gegensatz zu dem, was sie uns erzählt hat, glaube ich, dass sie ihn geknackt hat. Deshalb ist Viggie verschwunden. Habe ich recht? Komm schon, sag's mir!«

»Du bist wohl kaum in der Position, Antworten zu verlangen.«

Trotz seiner Schwäche wurde Sean gerade erst warm. »Und Rivest ... Er wollte mir etwas über Babbage Town erzählen, bevor er getötet wurde. Vielleicht hat er herausgefunden, dass die CIA die Anlage ausspioniert. Vielleicht hat er sich Alicia anvertraut, die so getan hat, als hätte sie etwas für ihn übrig. Nur, dass er nicht gewusst hat, dass sie zu deinem Team gehört. Und *Peng*, er ist tot. Später sprengt ihr dann die Leichenhalle in die Luft, um sämtliche Beweise zu vernichten. Na, wie

bin ich? Volltreffer?«

»Du kannst spekulieren, so viel du willst.«

»Das FBI und die DEA wissen, dass ihr uns hier habt. Ihr werdet niemals damit durchkommen.«

Valerie schaute ihn herablassend an. »Du verstehst wirklich nicht, wie das hier läuft, was? Im großen Plan, Millionen von Leben zu retten – was machen da schon ein paar Tote aus? Ihr seid nur ein Pickel am Arsch der Geschichte. Niemand wird sich an euch erinnern.« Sie drehte sich zur Wache um. »Nehmt ihn ordentlich in die Mangel.« Und dann schloss sich die Zellentür hinter ihr.

Zwei Tage später konnte Sean sich kaum noch an seinen eigenen Namen erinnern. »Aufhören ... bitte ...«, flehte er immer wieder. »Bitte.«

Sie schienen ihn gar nicht zu hören. Stattdessen hoben sie ihn hoch und trugen ihn in einen anderen Raum. Dort wurde er in eine lange Kiste gelegt, die an einen Sarg erinnerte. Im Innern war es so eng, dass er sich kaum bewegen konnte. Drähte wurden an seiner Brust und seinem Arm befestigt. Als man den Deckel schloss, war dieser nur Zentimeter von seinem Gesicht entfernt. Das Gefühl der Klaustrophobie war extrem. Was Sean nicht sehen konnte, waren die Rohre, die an der Kammer angebracht waren. In regelmäßigen Abständen wurde die Temperatur im Innern gesenkt, bis Sean kurz vor der Unterkühlung stand. Er rang um Atem, als die Sauerstoffzufuhr verringert wurde. Kurz bevor er das Bewusstsein verlor, pumpeten sie frische Luft hinein. Zehn Stunden dauerte dieser Prozess, und Sean wurde immer schwächer. Schließlich verlor er – zu seinem Glück – das Bewusstsein.

Als er später in seiner Zelle wieder aufwachte, bemerkte er, dass er einen Besucher hatte.

»Hallo, Sean«, sagte Alicia.

»Bist du gekommen, um dich an meinem Leid aufzugeilen?«, erwiderte er schwach.

»Nein. Es bereitet mir keineswegs Vergnügen, dich so hier zu sehen.«

»Ach, wirklich? Irgendwie fällt mir das schwer zu glauben.« Sean setzte sich auf und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

»Drogenschmuggel, Mord, Kidnapping, Folter. Habe ich irgendwas ausgelassen?«

»Ich bin nicht sicher, was du meinst«, sagte sie ruhig.

»Ich meine, dass du und Val bei diesen Flügen Drogen schmuggelt.«

»Von mir aus kannst du es so nennen.«

»Und wie nennst du die Ermordung von Monk Turing und Len Rivest?«

»Monk ist erschossen worden, weil er hier widerrechtlich eingedrungen ist.«

»Aber du hast Len umgebracht, stimmt's? Und ich dachte, du hättest ihn gemocht.«

»Wir alle müssen unseren Job tun.«

»Dann gibst du es also zu? Du hast ihn getötet?«

»Wir sind im Krieg. Da müssen wir alle unseren Job tun«, wiederholte sie.

»Und mich hättest du auch fast umgebracht!«

»Wir wussten, dass du es warst, der bei uns eingebrochen ist. Du hast gewisse Dinge gesehen. Du und Michelle. Genau wie Monk Turing. Deshalb seid ihr auch hier.«

»Ihr foltert uns also, um herauszufinden, was wir wissen, ja? Und was dann? Werdet ihr uns gehen lassen?«

»Das liegt nicht in meiner Verantwortung.«

»Oh, gut, schieb ruhig jemand anderem den Schwarzen Peter zu. Was wird es diesmal sein? Wieder eine Gasexplosion? Selbstmord? Werde ich in der Badewanne sterben? Nebenbei ... Hast du wirklich den Pümpel benutzt oder dein Metallbein?«

»Ich befolge nur Befehle.«

»Von Valerie? Braucht es wirklich nicht mehr, damit du jemanden tötest? Die Befehle einer Psychopathin? Was ist mit dem Pathologen? Womit hatte der sich die zweifelhafte Ehre verdient, in die Luft gejagt zu werden?«

»Kollateralschäden lassen sich nicht vermeiden. Das liegt in der Natur unseres Berufs. Es gefällt mir nicht, aber ich kann auch nichts dagegen tun.«

»Und ob du das kannst. Du könntest einfach aufhören.«

»Ich weiß nicht, in was für einer Welt du leben willst, aber offensichtlich haben wir da gegensätzliche Vorstellungen.«

»Gehört es auch zu deiner Vorstellung, Viggie zu töten?«

Alicia senkte den Blick. »Viggie wird wieder in Ordnung kommen.«

Sean brüllte: »Nein, wird sie nicht, Alicia! Sie wird auch ein ›Kollateralschaden‹ sein. Vermutlich ist sie das schon. Du weißt es, und ich weiß es auch.«

Alicia wandte sich zum Gehen.

»Was denn? Wolltest du mich nur noch mal kurz sehen, bevor der Hammer fällt? Noch ein Opfer für die glorreiche Zukunft? Ich bin sicher, Len hat das zu schätzen gewusst. Wusste er eigentlich, dass du es warst? Hat er gedacht, du wärest gekommen, um ihn zu ficken? Ein bisschen Spaß in der guten alten Wanne?«

»Halt den Mund!«, stieß Alicia hervor.

»Nein. Du wirst mir schon zuhören müssen.«

Als Alicia aus der Zelle floh, folgten ihr seine Wutschreie. »Wirst du Viggie eine Kugel in den Kopf jagen? Wirst du?«

Alicia lief los, konnte den Schreien aber nicht entfliehen. Der Flur war glatt, und sie rutschte aus. Beim Sturz schlug ihre Prothese gegen das gesunde Bein und schnitt in die Haut. Sie ließ sich auf den Boden sinken und schluchzte leise, während Seans Schreie durch den leeren Flur hallten.

»Es tut mir leid, Viggie«, schniefte Alicia. »Es tut mir leid.«

90.

Drei weitere Tage war Sean gezwungen, in Habachtstellung zu stehen oder sich auf die Stuhlkante zu hocken. Er bekam kaum etwas zu essen, und ein Becher Wasser war seine einzige Ration am Tag, gerade genug, um ihn am Leben zu erhalten. Dreimal wurde er wieder zu dem Sarg gebracht. Wann immer er einzuschlafen drohte, wurde ihm in die Seite gestochen oder ein Wasserstrahl auf ihn gerichtet. Ohrenbetäubende Musik wurde ohne Vorwarnung in seine Zelle gelassen und dröhnte stundenlang. Auch leiteten sie Strom in seine Zelle, sodass er jedes Mal einen leichten Schlag bekam, sobald er sein Bett, die Wand oder bestimmte Stellen am Boden berührte. Schließlich kauerte er nur noch zitternd in einer Ecke und hatte Angst, sich zu bewegen. Sein Bauch war leer, seine Haut wund, und sein Geist drohte zu zerbrechen.

Nach seinem letzten Ausflug in den Sarg wachte er zwei Stunden später in seiner Zelle wieder auf und schaute sich um. Er wusste nicht mehr, wie lange er schon hier drin war. Es hätten Tage, Wochen oder gar Jahre sein können. Sein Hirn verweigerte ihm schlicht den Dienst. Als die Zellentür sich öffnete, begann er zu schluchzen. Er hatte Angst vor dem, was sie ihm als Nächstes antun würden.

»Hallo, Sean. Willst du jetzt ein braver Junge sein?«, fragte Valerie.

Er konnte nicht einmal mehr den Kopf heben.

»Deine Freundin ist aus härterem Holz geschnitzt. Die haben wir nie zum Weinen gebracht.«

Nun schaute er auf. »Wo ist Michelle?«

»Darüber solltest du dir nun wirklich keine Sorgen machen. Oder, kleiner Mann?«

Als Sean diese eiskalte Frau anschaute, ihr arrogantes Gesicht und ihre

selbstbewusste Körperhaltung sah, wurde die Furcht von Wut verdrängt. Sean drückte die Hand an die Wand, um sich abzustützen, und ehe jemand reagieren konnte, stieß er sich ab und war über ihr, die Hände um ihre Kehle gelegt. Er wollte sie töten, jedes Quäntchen Arroganz aus diesem hässlichen, niederträchtigen Miststück herausquetschen.

Wachen zerrten Sean von Valerie herunter und stießen ihn in die Ecke. Als er sich wieder aufsetzte, stand Valerie an der gegenüberliegenden Wand. Sie wirkte gefasst, doch er konnte die Angst in ihren Augen sehen. Und dieser kleine Triumph war alles, was er im Augenblick brauchte.

Sean stand auf zitternden Beinen, stützte sich an der Wand ab und sagte: »Das ist ein hässlicher blauer Fleck, Valerie. Vielleicht solltest du dich auch mal in den Sarg legen. Es heißt, Sauerstoffentzug sei gut bei Würgemalen ... falls du nicht erstickst, heißt das.«

»Wenn du glaubst, dass es bis jetzt schon schlimm gewesen ist«, zischte sie, »dann warte nur ab.«

»Wo ist Michelle?«

»Du solltest dir keine Sorgen darum machen.«

»Sie ist meine Partnerin und Freundin; aber ich nehme an, so etwas wie Freundschaft und Partnerschaft ist dir unbekannt.« Er schaute zu einem der Wachmänner, einem jungen Burschen mit kurzen blonden Haaren und kräftigen Muskeln. »He, Junge, du solltest hoffen, die Dame hier nicht zu verärgern. Sonst nennt sie dich vermutlich noch einen Spion und foltert dich, und du könntest nichts dagegen tun.«

Der Mann schwieg, doch Sean sah einen Hauch von Zweifel in seinen Augen, als er verstohlen zu seinem Boss schaute.

Sean drehte sich wieder zu Valerie um. »Wo ist Michelle?«, rief er. Er hatte gar nicht gewusst, dass er noch so viel Kraft in der Lunge hatte.

»Ich sehe schon, wir werden noch eine Menge Arbeit mit dir haben.«

»Ich habe Freunde bei der CIA. Die Agency hat das hier nie im Leben sanktioniert. Dafür wirst du im Knast verrotten!«

Valerie schaute ihn kalt an. »Ich tue nur meinen Job. *Du bist* derjenige, der dieses Land zum Einsturz bringen will. *Du bist* der Feind. *Du bist* hier eingebrochen. *Du bist* ein Spion. *Du bist* ein Verräter.«

»Und *du bist* voll Scheiße.«

»Wir haben sogar Beweise dafür, dass du an Drogenschmuggel beteiligt warst.«

»Oh, und das kommt ausgerechnet von *dir*.«

»Wenn wir mit dir fertig sind, wirst du uns alles sagen, was wir wissen wollen.«

»Ihr könnt mich durch Folter vielleicht zwingen zu sagen, was ihr hören wollt, an der Wahrheit ändert das nichts.«

»Und was wäre das für eine Wahrheit?«

»Dass du wahnsinnig bist!«

Valerie wandte sich dem Wachmann zu. »Geht eine Stufe höher. Nehmt ihn richtig hart ran.«

Ehe der Wachmann reagieren konnte, öffnete sich die Zellentür, und ein anderer Mann im Anzug kam herein, gefolgt von zwei Bewaffneten.

»Was machen Sie denn hier?«, fragte Valerie schroff.

Der Mann im Anzug antwortete: »Ian Whitfield hat mich geschickt, um Ihnen Instruktionen zu erteilen.«

»Instruktionen von Whitfield? Er hat keinerlei Autorität über mich.«

»Whitfield vielleicht nicht, aber *diese* Person hier.« Er reichte Valerie eine Notiz. Während sie den Zettel überflog, wusste Sean, der sie aufmerksam beobachtete, was gerade geschehen war: Valerie war soeben zum Sündenbock in einer typischen Washington-Intrige geworden, die jeder, der am Beltway arbeitete, sofort erkannte, die dem Normalbürger jedoch völlig unbekannt war.

Valerie faltete das Papier zusammen und steckte es in ihre Tasche.

Einer der Wachleute trat vor, drehte Valerie um und legte ihr Handschellen an. Als sie abgeführt wurde, warf sie noch einen Blick auf Sean. Ihre Positionen hatten sich soeben umgekehrt, und Sean hatte nicht die Absicht, sich diese Gelegenheit entgehen zu lassen. Mit angestrengter, jedoch klarer Stimme sagte er: »Du solltest dir lieber einen verdammt guten Anwalt holen, Lady. Du wirst ihn brauchen.«

91.

Am nächsten Tag wurden Sean und Michelle getrennt in ein Privatkrankenhaus geflogen, wo sie offenbar die einzigen Patienten waren. Sie hatten keine Ahnung, wo sich dieses Krankenhaus befand, und niemand wollte ihre Fragen beantworten. Allerdings ließ man ihnen erstklassige Pflege zuteil werden. Nach mehreren Tagen voll langem, ununterbrochenem Schlaf, gefolgt von zwei Wochen gutem Essen und leichten Leibesübungen waren beide wieder so gut wie neu.

Die Ärzte hatten Sean und Michelle getrennt voneinander behandelt und sich geweigert, dem einen vom anderen zu erzählen. Schließlich hielt Sean es nicht mehr aus. Er schwang einen Stuhl vor einer verängstigten Krankenschwester und einem Pfleger und verlangte, endlich Michelle sehen zu dürfen. »Sofort!«, rief er.

Als Sean in ihr Zimmer kam, saß sie am Fenster und blickte in einen deprimierend grauen Himmel hinaus. Als hätte sie seine Gegenwart gefühlt, drehte sie sich um, rief »Sean!« und lief zu ihm. So standen sie in der Mitte des Zimmers und klammerten sich zitternd aneinander.

»Sie ... Sie wollten mir nichts über dich erzählen«, begann Michelle, und Tränen traten ihr in die Augen.

»Und ich wusste nicht mal, ob du noch lebst«, entgegnete Sean leise.
»Aber jetzt ist es vorbei, Michelle. Wir sind in Sicherheit. Und sie haben Valerie verhaftet.«

»Haben sie dich in den Sarg gesteckt?«, fragte Michelle.

»Mehr als einmal. Sie haben gesagt, du hättest nie geweint.«

»Oh, ich habe geweint, Sean. Glaub mir.« Sie schaute wieder zum Fenster hinaus. Darunter befand sich ein Blumenbeet, doch die Blumen waren bereits verblüht und ließen die Köpfe hängen. »Ich habe sehr viel

geweint«, fügte sie hinzu.

»Es tut mir leid, Michelle.«

»Was tut dir denn leid? Man hat dich genauso behandelt wie mich.«

»Es war meine Idee, über den Zaun zu steigen.«

»Ich bin ein großes Mädchen, Sean. Ich hätte dich auch allein gehen lassen können.«

»Ich weiß, warum du das nicht getan hast«, sagte er. »Ich weiß.«

Und dann saßen sie am Fenster und schauten sich die toten Blumen an.

Nachdem Sean und Michelle sich ausreichend erholt hatten, flog man sie in einem Privatjet an einen anderen Ort, und weiter ging es in einem Wagen mit abgedunkelten Scheiben in eine unterirdische Garage, von wo aus man sie über einen Sicherheitsaufzug in ein riesiges Büro brachte, in dem nur drei Stühle standen. Während zwei muskulöse Kerle mit Waffen unter den Jacketts draußen warteten, setzten Sean und Michelle sich einem kleinen, dünnen, tadellos gekleideten Mann mit weißem Haar und schmaler Brille gegenüber. Der Mann legte die Finger aneinander und schaute die beiden mitfühlend an.

»Zunächst einmal möchte ich mich im Namen der Regierung offiziell entschuldigen für das, was Ihnen widerfahren ist.«

Sean entgegnete zornig: »Seltsam. Ich dachte, es wäre unsere Regierung gewesen, die versucht hat, uns zu töten.«

»Eine Regierung und ihr Apparat sind bisweilen schwer zu überschauen, Mr. King. Von Zeit zu Zeit überschreitet jemand die Grenzen«, entgegnete der Mann in sachlichem Tonfall. »Das heißt aber noch lange nicht, dass die gesamte Regierung schlecht ist. Nichtsdestotrotz *sind* Sie in eine CIA-Anlage eingebrochen.«

Sean war nicht gerade versöhnlich gestimmt. »Beweisen Sie das!«

Ehe der Mann antworten konnte, sagte Michelle: »Ist Ihnen eigentlich klar, was dort geschieht? Machen Sie uns wirklich Vorwürfe für das, was wir getan haben?«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Es ist nicht mein Job, jemandem Vorwürfe zu machen, Miss Maxwell. Meine Aufgabe ist vielmehr, von diesem Punkt an auf eine Art und Weise weiterzumachen, die uns allen zugute kommt.«

»Und wie genau sollen wir das tun?«, verlangte Sean zu wissen. »*Unsere* Regierung hat uns die Seele aus dem Leib geprügelt. Ein Mädchen mit Namen Viggie Turing ist von *unserer* Regierung entführt worden. *Unsere* Regierung hat Menschen ermordet. Wie machen wir da auf eine Art und Weise weiter, die uns allen zugute kommt, um Ihre Worte zu benutzen?«

Der Mann beugte sich vor. »Ich will es Ihnen sagen. Wir haben uns das Video angeschaut, aufgrund dessen der Durchsuchungsbefehl ausgestellt worden ist. Wie Sie wissen, zeigt es ... nun ja, kompromittierende Aktivitäten. Unseren Technikern zufolge wurde das Video kopiert.«

»Sie wollen das Video, das zeigt, wie *unsere* Regierung gegen hundert Gesetze verstößt.«

»Es war nicht *unsere* Regierung, Mr. King«, erwiderte der Mann heftig. »Wie ich bereits sagte, überschreiten manche Leute bisweilen ihre Grenzen.«

»In unserem Fall haben sie die Grenzen nicht nur überschritten, sie sind darüber hinweggetrampelt.« Sean musterte den Mann. »Deshalb hat man jetzt also Sie geschickt mit Ihren guten Manieren und dem feinen Anzug, in dem Sie aussehen, als wären Sie einem Roman von John le Carré entsprungen. Sie sollen uns endlich kriegen.«

»Ich bin froh, dass Sie die Situation verstehen. Wie auch die Tatsache, dass wir sämtliche Kopien des Videos benötigen, Mr. King«, fügte der Mann leise hinzu.

»Darauf möchte ich wetten. Aber ich bin Anwalt, und ich will quid pro quo, und eines kann ich Ihnen sagen: Ihr Angebot sollte lieber zehnmal höher sein als das, was Sie im Sinn haben, wenn Sie wirklich einen Deal mit uns machen wollen.«

»Ich bin befugt, gewisse Zugeständnisse zu machen ...«

»Scheiß drauf. Hier sind unsere Bedingungen: Erstens wollen wir Viggie gesund wiederhaben. Wenn Sie sagen, das sei unmöglich, geht das Band direkt an einen Journalistenfreund von mir, der sich dann über den Pulitzerpreis freuen dürfte. Zweitens soll Valerie Messaline, oder wie immer sie heißt, bekommen, was sie verdient, und ich spreche nicht von Beförderung. Drittens, Alicia Chadwick bekommt das Gleiche. Und die Nummer, die sie in Camp Peary abziehen, muss sofort aufhören. Keine Drogen mehr, keine Folter. Und mit diesen Forderungen kommen Sie noch gnädig davon.«

Der Mann lehnte sich zurück und dachte darüber nach. »Um die beiden Frauen haben wir uns bereits gekümmert. Darauf haben Sie mein Wort.«

»Ihr Wort ist mir scheißegal. Ich will Beweise.«

»Na schön.«

»Was ist mit Viggie?«, platzte Michelle heraus. »Alles in Ordnung mit ihr?«

Der Mann nickte knapp. »Aber die Aktivitäten in Camp Peary, von denen Sie reden, Mr. King ... einige davon werden enden. Tatsächlich ist das schon geschehen. Aber ich kann Ihnen nicht versprechen, dass es mit allem so sein wird. Ich kann Ihnen jedoch versichern, dass diese Aktivitäten essenziell für die Sicherheit dieser Nation sind.«

»Sagen Sie das nicht immer, wenn Sie einen Dreck um jemandes Rechte geben?«

»Wie kann Drogenschmuggel essenziell für die Sicherheit unserer Nation sein?«, fragte Michelle.

»Wir verkaufen die Drogen nicht«, erklärte der Mann ungeduldig. »Wir vernichten sie.«

»Ja, klar, und ich habe nie inhaliert«, schnaubte Sean.

»Drei Menschen sind getötet worden«, sagte Michelle. »Ermordet.«

»Das ist ein großes Unglück. Aber was sind schon drei Leben, wenn es gilt, Tausende zu retten, wenn nicht gar Millionen?«

»Ich nehme an, das ist so lange großartig, wie niemand geopfert wird, der Ihnen am Herzen liegt«, konterte Sean.

»Trotzdem kann ich Ihnen nicht versprechen, dass sämtliche Aktivitäten in Camp Peary, deren Zeuge Sie geworden sind, enden werden.«

»Dann haben wir wohl ein Problem«, sagte Sean. »Und wenn Sie darüber nachdenken sollten, die *zwei* Probleme zu eliminieren, die Ihnen gegenüber sitzen, dann sollten Sie auch über Folgendes nachdenken: Ich habe fünf Kopien von diesem Film anfertigen lassen, und alle sind an sicheren Orten versteckt. Falls Michelle und ich also nicht mit neunzig Jahren friedlich im Bett sterben sollten, wird eine dieser Kopien zu meinem bereits erwähnten, Pulitzer-hungrigen Freund gelangen, damit er die Geschichte zuerst veröffentlichen kann, gefolgt von der *New York Times*, der *Washington Post* und der *Times* in London.«

»Das sind nur vier Kopien. Was ist mit der fünften?«

»Die geht an den Präsidenten. Ich wette, der wird einen Heidenspaß an dem Film haben.«

»Wie es scheint, haben wir eine Pattsituation.«

Sean stand auf und ging auf und ab. »Gute Anwälte denken stets an Kompromisse. Hier ist einer für Sie: Es gibt einen Schatz in Camp Peary.«

»Bitte?«, sagte der Mann überrascht. »Ich ...«

»Halten Sie den Mund, und hören Sie zu. Er ist in den Grundmauern von Porto Bello versteckt. Gold, Silber, Edelsteine. Die Klunker sind Millionen wert.«

»Mein Gott!«, rief der Mann.

»Ja, aber bevor Sie jetzt Dollarzeichen in den Augen bekommen ... Das ganze Zeug soll zum höchstmöglichen Preis verkauft werden. Wenn die Regierung es kaufen will, dann soll sie. Mir ist es egal. Aber der Erlös wird in drei gleiche Teile geteilt.«

Der Mann griff zu Stift und Papier. »Also schön. Ich nehme an, ein Teil geht an Sie.«

»Nein«, sagte Sean entschieden. »Ein Teil geht an Viggie Turing. Das wird sie zwar nicht für den Tod ihres Vaters entschädigen, aber es ist ein Anfang. Der zweite Teil geht an die beiden Kinder von Len Rivest. Sie sind auf dem College und können das Geld vermutlich gut gebrauchen. Und der dritte Teil geht an die Familie des Pathologen, der bei der so genannten Gasexplosion ums Leben gekommen ist. Haben Sie das?«

Der Mann beendete seine Notiz und nickte. »Ja.«

»Gut. Ich werde die Summen überprüfen, die ihnen gezahlt werden. Also versuchen Sie nicht, mich auszutricksen. Und es ist mir egal, ob der Kongress extra ein Gesetz dafür verabschieden muss. Sie bekommen das Geld steuerfrei.«

»Das dürfte kein Problem sein«, sagte der Mann.

»Das dachte ich mir schon.«

»Und wir wollen Viggie sehen, um sicherzugehen, dass es ihr gut geht«, fügte Michelle hinzu.

»Das kann arrangiert werden.«

»Dann arrangieren Sie es«, sagte Sean. »Je eher, desto besser.«

»Geben Sie uns eine Woche, und alles ist erledigt.«

»Sorgen Sie dafür.«

»Und Sie werden niemandem etwas über das alles hier erzählen?«, fragte der Mann.

»Niemandem. Ich will schließlich nicht in den Knast.«

»Und wer würde uns schon glauben?«, fügte Michelle hinzu.

»Dann bekommen wir auch die Kopien?«, hakte der Mann nach.

»Dann bekommen Sie auch die Kopien.«

»Und wir können Ihnen vertrauen?«

»Genau so, wie wir Ihnen vertrauen können«, erwiderte Sean.

Eine Woche später trafen sich Sean und Michelle mit Joan Dillinger in deren Büro mit einem anderen Mann, der weder seinen Namen nannte noch preisgab, für wen er arbeitete. Er verkündete lediglich, dass die Eigentümer von Babbage Town der Agentur für ihre Dienste dankbar seien, und überreichte ihnen einen Scheck. Die Summe – das sah Sean sofort – würde auf absehbare Zukunft all ihre finanziellen Probleme lösen, und ein Urlaub war auch noch drin. Letzteres konnten sie nach der Aufregung gut gebrauchen.

»Ich hoffe, Sie haben jemanden gefunden, um Champ und Alicia zu ersetzen«, sagte Sean. »Schade, dass Sie so gute Leute verloren haben.«

»Ihr Mitleid rührt mich. Aber dank Ihnen werden keine elektronischen Augen unsere Arbeit mehr bespitzeln«, erwiderte der Mann.

Als er sich zum Gehen wandte, konnte Sean sich einen letzten Seitenhieb nicht verkneifen. »Warum verschwenden Sie eigentlich all die Zeit und das Geld, um etwas zu entwickeln, das die Welt zum Stillstand bringen kann?«

Der Mann schaute ihn fragend an. »Wer hat Ihnen gesagt, dass es in Babbage Town um so etwas geht?«

»Ein paar echte Genies.«

Der Mann hob die Augenbrauen. »Sagen wir mal so: Was Sie da beschreiben, ist durchaus eine Möglichkeit, aber es ist schon ein wenig komplizierter.«

»Und Sie wollen wirklich würfeln, wenn die ganze Welt auf dem Spiel steht?«, fragte Sean.

»Wenn wir es nicht tun, tut es jemand anders.«

Joan lächelte. »Gute Arbeit, Sean.« Sie hielt kurz inne und schaute zu Michelle. »Das gilt auch für Sie, Maxwell. Nach dem zu urteilen, was ich gehört habe, hätte Sean es ohne Sie nicht geschafft.«

Sie wusste nichts über Michelles Qualen in den Händen von Valerie Messaline oder von ihrer Abmachung mit der Regierung, und das würde sie auch nie erfahren.

Widerwillig schüttelten die beiden Frauen sich die Hände.

Als sie zu ihrem Apartment zurückkehrten und in der Tiefgarage aus dem Wagen stiegen, hielt eine Limousine neben ihnen. Ian Whitfield lehnte sich aus dem Seitenfenster und sagte knapp: »Einsteigen.«

Sie setzten sich Whitfield gegenüber. »Tut mir leid«, sagte er, »dass es so lange gedauert hat, Sie da rauszuholen.«

»Wie ist es Ihnen eigentlich gelungen, die böse Hexe auszustecken?«, fragte Sean.

Überraschenderweise war es Michelle, die antwortete: »Sie haben herausgefunden, dass sie einen Teil der Drogen verkauft und das Geld in die eigene Tasche gesteckt hat. Damit haben Sie sie gekriegt, nicht wahr?«

»Wie haben Sie das denn herausgefunden, Maxwell?«, fragte Whitfield.

»Als ich am Flughafen war und sie die Drogen in Champs Flugzeug geladen haben, ist mir aufgefallen, dass ein paar Ballen zurückgehalten wurden. Sie waren Valeries Anteil. Der alte Knacker von der Regierung hat uns erzählt, die CIA würde die Drogen vernichten, aber Hayes und Ventris haben erklärt, die Gegend würde geradezu von dem Stoff überflutet.«

Whitfield sagte ernst: »Nicht einmal Valeries Verbindungen waren gut genug, um sie da rauszuholen.«

Sean schnippte mit den Fingern. »Das erklärt auch, warum sie in der Bar war und so getan hat, als würde sie angemacht. Sie hat die Drogen vertickt.«

Whitfield nickte. »Ich habe schließlich einen ihrer Leute dazu gebracht, dass er auspackt. Mit der Information hatte ich sie dann und konnte Sie beide befreien.«

»Aber warum sind Sie das Risiko eingegangen, die Drogen von Champ wegfliegen zu lassen? Warum haben Sie sie nicht einfach in Camp Peary vernichtet?«, fragte Sean.

»Wir haben dort keine entsprechenden Anlagen. Aber als Michelle den guten alten Champ auf frischer Tat ertappt hatte, ist uns nichts anderes übrig geblieben.«

Sean fragte: »Und was ist mit der alten Val und ihrem mörderischen Sidekick Alicia passiert?«

Als Antwort reichte Whitfield ihnen eine Kopie der *Washington Post*. Auf Seite A-6 befand sich eine kurze Story über den tragischen Tod zweier Angestellter des Außenministeriums bei einem Autounfall in der Nähe von Peking. Daneben waren zwei körnige Fotos der Opfer zu sehen.

Sean schaute zuerst zu Michelle, dann zu Whitfield. »Verdammt, ich wollte nicht, dass sie umgebracht werden.«

»Was haben Sie denn geglaubt, was mit ihnen geschieht? Dass wir sie vor ein Gericht stellen, wo die ganze Geschichte herausgekommen wäre? Wo die hochsensiblen Programme, an denen sie gearbeitet haben, der breiten Öffentlichkeit bekannt geworden wären?« Er schaute sich das Foto von Alicia an. »Ich saß mit ihr im Humvee, als wir im Irak auf die Mine gefahren sind. Ich war derjenige, der sie rausgezogen hat. Seitdem ist mein Bein verkrüppelt. Sie war mal eine gute Agentin, doch irgendwo ist etwas schiefgelaufen.«

»Was ist mit dem Schatz?«, fragte Sean.

Whitfield holte ein paar Dokumente hervor und reichte sie ihm.

»Sämtliche Einnahmen wurden in drei Teile geteilt, steuerfrei, wie Sie es verlangt haben. Eine nette Geste übrigens«, fügte er hinzu. »Die meisten Leute wären nicht so großzügig gewesen.«

»Und Viggie?«, fragte Michelle.

»Zu der fahren wir gerade. Es geht ihr bestens. Zum Glück war Valerie so sehr mit Ihnen beiden beschäftigt, dass sie ihre Pläne mit Viggie erst einmal auf Eis gelegt hat.«

Sean beugte sich vor. »Ian, Sie haben sich gegen Ihre Agency und auf unsere Seite gestellt. Warum sind Sie nicht tot oder verhaftet?«

Whitfields Gesicht nahm einen grimmigen Ausdruck an. »Technisch gesehen war ich der Chef von Camp Peary, in Wirklichkeit aber hatte Valerie dort das Sagen. Sie hat beeindruckende Arbeit geleistet, und ihre Karriere war sehr steil. Ich kannte den Deal nicht, als ich den Job übernommen habe, aber ich musste damit leben, wenn ich weiter nach oben wollte. Ziemlich schnell habe ich dann bemerkt, dass es ein Fehler war, denn Valerie überschritt die Grenzen immer weiter. Sie hat mehrere der Paramilitärs vereinnahmt, die im Lager stationiert sind. Ich konnte nichts weiter tun, als auf einen Fehler von ihr zu warten, obwohl sie nie einen zu begehen schien.« Whitfield schaute zu Sean. »Ich weiß, dass Valerie sich ziemliche Mühe gegeben hat, auch Sie einzusacken.«

»Es ist mir nicht allzu schwergefallen, ihr zu widerstehen«, erwiderte Sean, und das entsprach sogar fast der Wahrheit.

»Gut. Denn Sie wären nicht mehr lebend da rausgekommen. Deshalb bin ich am Strand aufgetaucht. Ich wusste, dass Valerie sich Sorgen gemacht hat, wie viel Sie herausgefunden haben könnten. Ich bin ihr gefolgt und habe den gehörnten Ehemann gespielt. Sie war ziemlich angepisst, weil

ich Sie habe entwischen lassen.«

Sean schaute erstaunt drein. »Danke, dass Sie mir das Leben gerettet haben ... wieder einmal.«

»Es ist mein Job, Amerikaner zu beschützen, selbst vor meinem eigenen Brötchengeber.«

»Ich bin überrascht, dass Valerie uns nicht sofort hat töten lassen.«

»Ich nehme an, sie wollte es Ihnen heimzahlen, dass Sie ihren Plan vereitelt haben. Außerdem musste sie herausfinden, wie viel Sie wussten.«

»Und wer hat Len Rivest umgebracht?«, fragte Sean.

»Ich kann Ihnen nur sagen, dass Alicia kein romantisches Interesse an Rivest hatte.«

Sean sagte: »Und dass sie und Champ in Babbage Town waren, war auch kein Zufall, stimmt's?«

»Champ und Alicia sind schon vor langer Zeit von der CIA rekrutiert worden. Man hat sie bereits in Babbage Town eingeschleust, als die Anlage gebaut wurde. Nebenbei bemerkt – sie waren wirklich gute Wissenschaftler.«

»Und sie waren in Babbage Town, um jede Technologie im Zusammenhang mit Quantencomputern zu stehlen?«, fragte Michelle.

»Sagen wir mal so: Sie waren interessierte Beobachter. Aber woran wirklich in Babbage Town gearbeitet wurde, war ... nun, ein Gegenmittel gegen den Quantencomputer.«

»Ein Gegenmittel?«, sagte Michelle.

»Es steht fest, dass ein kommerzieller Quantencomputer irgendwann Realität sein wird. Die Leute, denen Babbage Town gehört, haben versucht, einen Quantencomputer zu bauen, um dann im Anschluss ein Gegenmittel herstellen zu können.«

»Dann sind also die Eigentümer von Babbage Town genau diejenigen, denen ein Quantencomputer schaden würde«, schloss Sean.

»Wie Banken und internationale Konzerne«, fügte Michelle hinzu.
»Leute mit richtig tiefen Taschen.«

Whitfield nickte. »Sie mussten das im Geheimen machen. Hätte die Öffentlichkeit es herausgefunden, hätte es eine Panik gegeben. Aber die CIA wollte nicht einfach daneben stehen und so etwas direkt vor ihrer Nase geschehen lassen. Ich kann allerdings nicht behaupten, dass wir an einem Abwehrgerät interessiert gewesen wären. Wir sind schließlich Spione.«

»Und? Wie dicht sind diese Leute davor, die Welt zum Stillstand zu bringen?«

Whitfield zuckte mit den Schultern. »Wenn ich Sie wäre, würde ich mir schnell wieder angewöhnen, mit Bargeld zu bezahlen, und mir einen Vorrat an Papier und Stiften anschaffen.«

»Aber war es denn Zufall, dass Babbage Town direkt gegenüber von Camp Peary liegt?«, fragte Sean.

Whitfield schüttelte den Kopf. »Die CIA ist über eine Scheinfirma Eigentümerin des Geländes. Sie haben es gekauft, eben *weil* es Camp Peary direkt gegenüber liegt. Champ hat die Leute hinter Babbage Town überredet, das Land zu pachten.«

Michelle fügte hinzu: »Und Champ war ein Pilot, der die Drogen für Sie ausfliegen konnte.«

»Damit eines klar ist: Champ ist ein guter Agent. Er hat getan, was man ihm befohlen hat. Punkt. Er hat weder mit Valerie noch mit Alicia zusammengearbeitet.« Whitfield schaute zu Michelle. »Er hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, dass es ihm leidtue, wie sich alles entwickelt hat.«

»Leidtun! Der Bastard hat mir in den Arm geschossen!«

»Wenn er Sie hätte töten wollen, wären Sie jetzt tot.«

»Viggie war in dem Flugzeug. Wollte er sie umbringen?«

»Nein. Wir wollten das Mädchen von Valerie wegbringen. *Sie* sind uns dabei in den Weg geraten.«

»Oh«, sagte Michelle und schaute reumütig drein.

»Champ hat mich auch gebeten, Ihnen zu sagen, dass Sie viel haben, für dass es sich zu leben lohnt. Und Sie sollen das Fliegen aufgeben. Ich bin allerdings nicht sicher, was er mit Letzterem gemeint hat.«

Michelle schaute auf ihre Hände. »Es geht Champ also gut, ja?«

»Ja. Und wie ich ist er versetzt worden.«

»Warum wurde Viggie entführt?«, fragte Michelle.

Whitfield antwortete: »Es verbarg sich auch ein Code in den *Noten* des Lieds, den Alicia mit Hilfe der Computer von Babbage Town geknackt hat. Er basierte auf dem Enigma-Code aus dem Zweiten Weltkrieg.«

»Hab ich's doch gewusst!«, rief Sean. »Sie hat meinen Hinweis auf Enigma verwendet, um ihn zu knacken, und uns dann belogen. Und Viggie selbst war auch ein Code, ein lebender, atmender Code.«

»Und der Titel des Liedes war der Hinweis: ›Shenandoah‹«, fügte

Michelle hinzu.

»Richtig«, stimmte Sean ihr zu.

»Was hat das entschlüsselte Lied denn besagt?«, fragte Michelle.

»Es hat ein paar der Dinge beschrieben, die Monk in Camp Peary gesehen hat. Es war genug für Valerie, um Alicia zu befehlen, Viggie zu entführen.«

»*Alicia* hat sie entführt?«, rief Michelle.

Whitfield nickte. »Ich weiß, dass es nach allem, was sie getan hat, vermutlich nicht viel bedeutet; aber Alicia hat mir und Champ geholfen, Viggie in dieses Flugzeug zu bringen. Ich glaube, das Mädchen hat ihr wirklich am Herzen gelegen, denn das war ein großes Risiko.«

»Es bedeutet vielleicht doch ein wenig«, räumte Sean ein.

»Ian, wie können Sie nur weiter für einen Laden arbeiten, der mit Drogen handelt?«, fragte Michelle.

Whitfield zuckte mit den Schultern. »Sie brauchen Mohnblumen, um Opium herzustellen, und Opium, um Heroin zu produzieren. Im Augenblick hält allein die Mohnernte in Afghanistan die Wirtschaft in Gang. Wenn wir es nicht kaufen, werden es die Terroristen tun und die riesigen Profite aus dem Drogenhandel gegen uns einsetzen. Es ist schlicht und einfach das kleinere Übel. Manchmal ist das die einzige Wahl, die man hat.«

»Es ist trotzdem falsch«, beharrte Michelle. »Und was Valerie getan hat, war kriminell.«

»Valerie war eine ganz gewöhnliche Verbrecherin. So verrückt es auch klingen mag, ich glaube, sie wollte Sie beide nach der Folter töten und war fest überzeugt davon, damit auch durchzukommen. Die Rolle, die

sie für die CIA im Sinn hatte, entsprach nicht der, die ich mir vorstelle. Und so wird die CIA auch nie werden, solange ich noch ein Wörtchen mitzureden habe.«

»Eines müssen Sie uns sagen, Ian: Wie ist Monk Turing über den Fluss gekommen?«, fragte Sean.

Whitfield zögerte. »Ich schätze, das schulde ich Ihnen. Es war ein Tauchmotor. Wir haben ihn gefunden.«

Sean schaute zu Michelle. »Nein«, sagte er. »Das war ...«

Whitfield fiel ihm ins Wort. »Wir haben sogar zwei davon gefunden. Einen in der Nacht, in der die Hölle losgebrochen ist.« Er musterte die beiden. »Wissen Sie etwas darüber?«

Sean lächelte. »Große Geister denken also doch das Gleiche.«

Die Limousine hielt.

»Wir sind da«, sagte Whitfield und öffnete die Tür. »Lassen Sie sich Zeit. Ich warte draußen.«

93.

Als die Frau die Tür öffnete, sah Michelle, dass Viggie Turing tatsächlich nach ihrer Mutter kam.

»Sie hat Sie erwartet«, sagte die Frau und winkte das Paar herein.

»Sie sind Viggies Mutter?«, fragte Michelle.

»Nein, ich bin Helen, ihre Tante. Meine arme Schwester ist schon vor Jahren gestorben; aber die Leute haben schon immer gesagt, dass wir uns ähneln.« Sie führte Sean und Michelle ins Wohnzimmer. Kaum sah Viggie Michelle, begann sie Klavier zu spielen. Michelle setzte sich neben das Mädchen und drückte es an sich.

Helen sagte: »Ich wusste noch nicht einmal, dass sie in Virginia waren. Und ich habe auch nichts davon gewusst, dass Monk etwas passiert ist. Und dann ist Viggie plötzlich aufgetaucht. Ich wäre fast in Ohnmacht gefallen.«

»Dann hatte Monk also das Sorgerecht?«, fragte Michelle, die inzwischen wieder zu ihnen getreten war. Viggie saß nach wie vor am Klavier.

Helen senkte die Stimme, sodass Viggie sie nicht hören konnte. »Meine Schwester hatte ein schweres Leben. Drogen, eine psychische Erkrankung ... Wir vermuten, dass sie Viggie sogar körperlich misshandelt hat. Monk hat sie schließlich weggeholt, aber vielleicht hätte auch ich mich schon früher einmischen sollen. Aber ich weiß, wie ich das wiedergutmachen werde. Ich werde Viggie adoptieren.«

»Das ist großartig, Helen«, sagte Michelle. »Sie ist wirklich ein ganz besonderes Mädchen.«

»Ich weiß, dass sie eine Therapie braucht. Zuerst habe ich mir Sorgen

gemacht, denn die Behandlung, die sie benötigt, scheint sehr teuer zu sein. Doch dann, vor kurzem, habe ich erfahren, dass Monk als reicher Mann gestorben ist. Viggie wird mehr als genug Geld haben.«

Sean sagte: »Falls Sie einen guten Psychiater brauchen – da weiß ich jemanden. Und er hat Viggie schon gesehen.«

Viggie stand auf, nahm Michelles Hand und zog sie zum Fenster. Sie deutete hinaus und auf einen See in der Nähe. »Können wir wieder aufs Wasser?«

»Kannst du das denn? Nach dem, was letztes Mal passiert ist?«

»Das war nur, weil ich allein gegangen bin. Wenn ich mit dir gehe, ist alles okay, stimmt's?«

»Stimmt.«

Später, auf dem Rückweg zur Limousine, sagte Michelle: »Es war wirklich sehr großzügig von dir, den Schatz wegzugeben, vor allem, weil du ihn gefunden hast.«

»Eigentlich hat Heinrich Fuchs ihn gefunden. Aber als ich den Schatz entdeckt habe, ist mir noch etwas anderes klar geworden, was mir die ganze Zeit Kopfzerbrechen bereitet hat.«

»Und das wäre?«, fragte Michelle.

»Erinnerst du dich noch daran, dass Monk rote Flecken an den Händen hatte?«

»Ja, Rostflecken vom Sicherheitszaun.«

»Nein. Der Zaun ist nagelneu. Da gibt es keinen Rost. Ich habe das gesehen, als ich ihn durchgeschnitten habe. Monk hat die Flecken von den Backsteinziegeln bekommen, als er nach dem Schatz gesucht hat.

Bei mir war es genauso.« Sean schüttelte den Kopf. »Codes und Blut. Ich habe mich geirrt. Das hatte nichts mit Alan Turing und irgendwelchen Blutsverwandtschaften zu tun. Monk hat das im übertragenen Sinne gemeint. Seine Hände haben blutig *ausgesehen*, weil er sich durch die Ziegel zu dem Schatz gegraben hat.«

»Wie viele Male, glaubst du, hat Monk sich in Camp Peary eingeschlichen?«, fragte Michelle.

»Mindestens einmal zu viel. Er hat offensichtlich Dinge gesehen, die er nicht hätte sehen dürfen. Dass er eine verschlüsselte Nachricht in den Notizen hinterlassen hat, lässt darauf schließen, dass er zuerst als Schatzjäger unterwegs war, dann aber versucht hat, dem illegalen Treiben in Camp Peary ein Ende zu bereiten.«

»Aber wie wollte er den Schatz bergen? Gold ist nicht leicht zu bewegen.«

»Vielleicht hat Monk das nur wegen der Herausforderung getan. Aber der Kerl war ein Genie. Vielleicht wollte er nur die Edelsteine. Die wären leicht zu transportieren gewesen.«

»Und als Monk zu Len Rivest gesagt hat, es sei eine Ironie ...«, begann Michelle.

»Ja, es war Ironie, dass eine der größten Geheimorganisationen der Welt nicht die leiseste Ahnung von dem *geheimen* Schatz genau vor ihrer Nase hatte.«

Als sie die Limousine erreichten, sagte Whitfield: »Jetzt sollten wir den Deal abschließen.«

»Die Videokopien?«, fragte Sean, und Whitfield nickte.

Sean sagte dem Fahrer, wohin dieser fahren sollte. Er hatte sich die Kopien von Horatio besorgt und sie an verschiedenen sicheren Orten

versteckt. Nachdem sie alle Kopien eingesammelt hatten, übergab er sie Whitfield. Der Mann schaute sie sich an und gab eine davon Sean zurück.

Sean sagte: »Ian, sie erwarten fünf Kopien. Wenn Sie nur vier abliefern, könnten Sie einen Unfall haben, ganz zu schweigen von dem, was mit uns geschehen würde.«

»Ich werde noch eine Kopie von den vier hier ziehen. Sie wissen das nicht von mir, aber wenn Sie es mit der CIA zu tun haben, ist es immer besser, ein Ass im Ärmel zu haben. Ich werde betonen, dass wir nicht wissen können, ob Sie nicht vielleicht noch weitere Kopien haben. Damit dürften wir beide auf der sicheren Seite sein.«

Die Limousine brachte sie zu ihrer Wohnung zurück, und sie stiegen aus. Sean drehte sich noch einmal um. »Ich weiß, dass wir Sie vermutlich nie wiedersehen werden, aber sollten Sie jemals Hilfe brauchen, haben Sie Freunde in Virginia.«

Whitfield schüttelte beiden die Hände. »Wenn ich bei der ganzen Sache irgendetwas gelernt habe, dann, dass *echte* Freunde selten sind.«

Es war ein kalter Tag Anfang November, als Sean Michelle zu Horatios Praxis fuhr.

»Ich will das nicht tun, Sean. Ich will das wirklich nicht.«

»Hey, du bist lebend aus Camp Peary herausgekommen. Und du bist nicht der Typ, der sich vor einem Deal drückt.«

»Danke für deine Unterstützung«, erwiderte Michelle verbittert.

Horatio wartete auf sie.

Sean schickte sich an zu gehen, doch Michelle packte ihn an der Hand.
»Bitte, bleib bei mir.«

Sean schaute zu Horatio. »Das ist keine gute Idee«, sagte der Psychiater.

»Aber ich will, dass er bleibt.«

»Du wirst mir einfach vertrauen müssen, Michelle. Sean kann nicht bleiben.«

Nachdem Sean den Raum verlassen hatte, dauerte es nicht lange, bis die Hypnose wirkte.

Horatio verbrachte einige Minuten damit, Michelle zu ihrem sechsten Lebensjahr zurückzuführen, und er brauchte noch ein paar Minuten, um zu jener Nacht in Tennessee zurückzukehren, in der ihr Leben sich für immer verändert hatte.

Michelles Augen waren geöffnet, obwohl ihr Bewusstsein nicht mehr das Kommando hatte. Horatio beobachtete mit professionellem Interesse, aber auch mit wachsender Qual, wie sie erzählte, was geschehen war.

Manchmal sprach sie dabei wie ein Kind und dann wieder mit dem Vokabular und der Reflexion einer Erwachsenen, deren Unterbewusstsein schon lange mit den Geschehnissen jener Nacht rang und versuchte, ihnen einen Sinn zu geben.

Der Mann in Uniform war in jener Nacht gekommen. Michelle erinnerte sich nicht daran, ihn je zuvor gesehen zu haben. Sie musste immer geschlafen haben, wenn er gekommen war. Doch in dieser Nacht war ihre Mutter sehr nervös und behielt Michelle bei sich. Ihre Mutter sagte dem Mann, dass sie ihn nicht sehen wolle, dass er gehen müsse. Zuerst dachte der Mann, das wäre ein Witz, und als klar wurde, dass dem nicht so war, wurde er wütend. Er begann sich auszuziehen. Als er nach Michelles Mutter griff, rief diese ihrer Tochter zu, sie solle laufen. Dann riss der Mann Michelles Mutter auch schon die Kleider vom Leib. Sie wollte ihn aufhalten, doch er war zu stark und zwang sie zu Boden.

Michelle hatte nur eine Sekunde gebraucht, um sie zu erreichen. Sie hatte die Waffe ihres Vaters schon manchmal gehalten – natürlich ungeladen. Sie zog die Pistole des Soldaten aus dem Holster, das er mit seinen Kleidern aufs Sofa geworfen hatte. Sie richtete die Waffe auf seinen Rücken und feuerte. Ein großer roter Fleck erschien mitten auf dem Rücken des Mannes.

Er starb, ohne einen Laut von sich zu geben, und sank auf Michelles Mutter zusammen, die vor Entsetzen das Bewusstsein verlor.

»Ich habe ihn getötet. Ich habe einen Mann getötet.« Tränen rannen über Michelles Gesicht, als sie nun von diesem Ereignis berichtete, das so lange in ihrem Innern vergraben war.

Mit der Pistole in der Hand hatte sie noch immer dort gestanden, als die Tür aufschwang und ihr Vater ins Zimmer kam. Er sah, was geschehen war, nahm Michelle die Waffe ab und zog die Leiche des Mannes vom Körper seiner Frau. Sie war noch immer bewusstlos. Er trug sie hinauf, legte sie ins Bett und eilte wieder hinunter zu Michelle. Er flüsterte ihr zärtlich ins Ohr.

»Er hat meine Hand genommen«, sagte Michelle mit schwacher Stimme. »Er hat gesagt, er müsse eine Weile fort, aber er würde bald zurück sein. Ich habe ihn angefleht, er solle nicht gehen, habe mich an sein Bein geklammert und wollte nicht loslassen. Dann hat er gesagt, er würde mich mitnehmen ... dass wir einen Ausflug machen. Er setzte mich vorne in den Wagen. Dann ging er wieder hinein, holte den Mann hinaus und legte ihn hinten auf den Boden.«

»Warum nicht in den Kofferraum?«, fragte Horatio.

»Der war voll Müll«, antwortete Michelle sofort. »Also hat Daddy den Mann vor den Rücksitz gelegt. Ich habe das Gesicht des Mannes gesehen. Seine Augen waren noch immer geöffnet. Ich wusste, dass er tot war, denn ich hatte auf ihn geschossen. Ich weiß, was passiert, wenn man auf jemanden schießt. Man stirbt. Man stirbt immer.«

»Was hat dein Daddy als Nächstes getan?«, fragte Horatio sanft.

»Er hat eine Zeitung über den Mann gelegt. Und einen alten Mantel und ein paar Kisten ... was er finden konnte. Aber ich konnte immer noch sehen, wie die Augen des Mannes mich anschauten. Ich begann zu weinen und sagte zu Daddy: ›Daddy, ich kann noch immer die Augen des Mannes sehen. Er schaut mich an. Mach, dass er damit aufhört.«

»Und was hat dein Daddy getan?«

»Er hat mehr Zeug auf ihn gelegt. Mehr Zeug, bis ich den Mann nicht mehr sehen konnte. Keine Augen mehr, die mich anstarrten.«

»Und dein Daddy ist irgendwo hingefahren?«

»In die Berge. Er hat den Wagen geparkt und ist kurz weggegangen. Aber er hat mir versprochen, dass er wieder zurückkommt. Und das ist er auch. Er ist zurückgekommen.«

»Ohne den Mann?«

Michelle bekam einen Kloß im Hals, und dann schluchzte sie: »Er hat den Mann weggebracht. Aber ich konnte nicht auf den Boden runterschauen. Er war ja vielleicht noch da.« In ihrer Qual beugte sie sich nach vorn.

»Ruh dich ein bisschen aus, Michelle«, sagte Horatio. »Alles ist gut. Nichts von alledem kann dich verletzen. Der Mann kommt nicht wieder. Du kannst ihn nicht mehr sehen.«

Michelle richtete sich auf, und schließlich versiegten ihre Tränen.

Horatio fragte: »Sollen wir weitermachen?«

Gefasst nickte sie und sagte: »Und dann ist er nach Hause zu Mami gefahren. Mein Daddy hat mich nach Hause gefahren.«

»War sie da wach?«

Michelle nickte. »Sie hat geweint. Sie und Daddy haben miteinander gesprochen. Daddy war wütend ... so wütend wie noch nie. Sie dachten, ich könne es nicht hören, aber ich konnte. Dann ist Daddy zu mir gekommen und hat mit mir gesprochen. Er hat gesagt, dass Mami und Daddy mich lieben, dass alles nur ein böser Albtraum gewesen sei. Ein Albtraum, hat er gesagt. Er hat mir gesagt, ich solle diesen schlimmen Traum vergessen und nie darüber reden.« Sie brach wieder in Tränen aus. »Und das habe ich auch nie getan. Ich verspreche es dir, Daddy, ich habe nie jemandem etwas gesagt. Ich schwöre.« Sie schluchzte immer heftiger. »Ich habe ihn getötet. Ich habe diesen Mann getötet.«

»Beruhige dich, Michelle«, sagte Horatio, und sie lehnte sich auf dem Stuhl zurück.

Horatio wusste, was Michelle zerstörte: dass sie das alles in ihrer Seele behielt. Es war wie eine Wunde, die nie gesäubert worden war. Die Infektion würde sich verschlimmern und tödlich enden. Michelle hatte das Wissen um den Ehebruch ihrer Mutter und die Tatsache, dass ihr

Vater einen Tod vertuscht hatte, ihr Leben lang mit sich herumgetragen. Und doch wusste Horatio, dass dieses Wissen im Vergleich zu den Schuldgefühlen verblasste, einen anderen Menschen getötet zu haben.

Er erinnerte sich, was sie einmal gesagt hatte, als sie noch in Babbage Town gewesen waren: dass ihr Problem vielleicht daher rühre, dass sie mit sechs jemanden brutal getötet habe. Damals hatte Horatio gedacht, Michelle wolle ihn provozieren, doch in Wahrheit hatte ihr Unterbewusstsein zu ihm gesprochen. Er hatte es nur nicht auf Anhieb erkannt.

Horatio glaubte nicht, dass Michelle das Gesicht des toten Mannes auf der Ladefläche ihres SUV oder auf dem Boden in ihrem Schlafzimmer sah. Er glaubte nicht, dass sie überhaupt etwas sah. Es war mehr, als würde sie irgendetwas Schreck-liches fühlen, ohne zu wissen, was es war. Ihre Reaktion war gewesen, das zu verdecken, physisch zu erreichen, wozu sie psychisch nicht in der Lage war.

Horatio wartete noch ein paar Sekunden und sagte dann: »Okay, Michelle, kannst du mir von der Rosenhecke erzählen?«

»Daddy hat sie eines Nachts abgeholt. Ich hab ihn von meinem Fenster aus gesehen.«

Horatio lehnte sich zurück und erinnerte sich daran, dass Frank Maxwell die Hecke als Geschenk für seine Frau zum Hochzeitstag gepflanzt hatte. Offensichtlich hatten die Maxwells diesen Albtraum überstanden, indem sie ihn schlicht begraben hatten. Und doch gab es dort draußen auch eine Familie, die sich seit dreißig Jahren fragte, was mit dem Toten geschehen war. Und seit all diesen Jahren lagen seine Knochen irgendwo in den Hügeln von Tennessee. Eines Tages würden die Maxwells sich dem stellen müssen, was sie getan hatten, zumindest in den verborgenen Kammern ihrer eigenen Seelen, wenn nicht gar vor einem Strafgericht. Horatio schaute wieder zu Michelle. »Ruh dich jetzt aus. Ruh dich aus.«

Er verließ das Zimmer und sprach mit Sean, erzählte ihm aber nichts von

dem, was Michelle ihm enthüllt hatte. »Und ihr kann ich es auch nicht sagen«, erklärte er Sean.

»Und was hat das jetzt genützt?«

»Da ihr Unterbewusstsein nun enthüllt hat, was es weiß, nimmt das vielleicht ein wenig Druck von ihrem Bewusstsein. Auch kann ich jetzt eine Therapie entwerfen, die ihr helfen wird. Tatsächlich kann ich ihrem Unterbewusstsein in einer weiteren Hypnosesitzung Dinge suggerieren, die das Problem vielleicht sogar ein für alle Mal lösen werden.«

»Warum tust du das nicht direkt?«

»Weil es ihr Unterbewusstsein einer Belastung aussetzen könnte, die sich vielleicht als schädlich erweisen könnte.«

»Und was kann ich tun?«

»Du könntest verständnisvoller sein, was ihre kleinen Macken angeht. Das wäre schon mal ein Anfang.«

Horatio kehrte in seine Praxis zurück und holte Michelle vorsichtig aus der Trance zurück.

»Und? Was habe ich gesagt?«, fragte sie ängstlich.

Horatio antwortete: »Weißt du, ich denke, wir haben heute wirklich große Fortschritte gemacht.«

»Du wirst es mir nicht sagen ... oder, du kleiner Bastard?«, stieß Michelle hervor.

»Ah, das ist die Michelle, die ich zu lieben und zu fürchten gelernt habe.«

Nachdem sie Horatio verlassen hatten, sagte Michelle zu Sean: »Wirst

du es mir erzählen, oder wirst du nicht?«

»Ich kann nicht, denn er hat auch mir nichts erzählt.«

»Komm schon. Erwartest du wirklich, dass ich dir glaube?«

»Das ist die Wahrheit.«

»Kannst du mir denn gar nichts sagen?«

»Doch. Ich werde keine Scherze mehr darüber machen, dass du so schlampig bist.«

»Das war's? Dafür habe ich meine Seele offenbart?«

»Mehr kann ich nicht tun.«

»Das glaube ich einfach nicht.«

Sean legte den Arm um sie. »Schon gut. Ich *kann* dir noch etwas sagen. Aber zuerst muss ich dir etwas geben.« Er griff in seine Tasche und holte den Smaragd heraus, den er aus Lord Dunmores Haus mitgenommen hatte. Er hatte ihn an einer Halskette anbringen lassen.

Als Michelles Augen bei dem Anblick immer größer wurden, sagte Sean verlegen: »Weißt du, irgendwie erschien es mir verkehrt, mir gar nichts von dem Schatz zu nehmen.« Er half ihr, die Kette anzulegen.

»Sie ist wunderschön. Aber was wolltest du mir sagen, Sean?«

»Es ist eigentlich eine Bitte«, sagte er nervös.

»Was ist es denn?«, fragte sie vorsichtig und schaute ihm aufmerksam ins Gesicht.

Sean hielt kurz inne, nahm sie bei der Hand und sagte: »Du darfst mich

nie verlassen, Michelle.«

Anmerkung des Autors

Warnung:

Lesen Sie die folgenden Seiten bitte nicht, ehe Sie den Roman gelesen haben.

Lieber Leser,

Babbage Town ist frei erfunden, aber zumindest teilweise von Bletchley Park vor den Toren Londons inspiriert, wo die Alliierten im Zweiten Weltkrieg deutsche Geheimcodes geknackt haben. Ich habe bestimmte geografische Details und andere Dinge frei erfunden, was die Stelle betrifft, an der Babbage Town liegt. Überdies habe ich Orte frei erfunden und mir eine fiktive Geschichte für diesen Teil Virginias ausgedacht, einschließlich verlassener Herrenhäuser, die niemals existiert haben. Ich bin im wörtlichen Sinne Amok gelaufen. Allerdings werden Leser, die sich mit der Geschichte Virginias auskennen, die Einflüsse »echter« Tidewater-Güter von historischer Bedeutung erkennen, die sich am James River (und nicht am York River) befinden, als da wären: Westover, Carter's Grove und Shirley Plantation. Glücklicherweise ist dieses Triumvirat großer Virginia-Güter nicht verfallen.

Personen, Orte und Geschehnisse frei zu erfinden ist ein legitimes Mittel und ein notwendiges Werkzeug für jeden Schriftsteller. Deshalb weiß ich um die historischen Fehler und Lücken in diesem Roman. Ehrlich gesagt, genieße ich sie sogar.

Die Darlegungen über Quantencomputer sind in dem Maße korrekt, wie ein Laie diese unglaublichen Konzepte begreifen und in erzählerischer Form an Leser weitergeben kann, ohne Letztere zum Einschlafen zu verleiten. Hochschulen, Unternehmen, sogar Staaten liefern sich ein Wettrennen, als Erste einen solchen Computer zu bauen. Und falls es jemandem gelingt, wird die Welt sich für immer verändern. In welchem Maße – und ob zum Guten oder zum Schlechten –, hängt wohl davon ab,

wer dieses Rennen gewinnt. Ein Buch, das ich als besonders hilfreich empfand, als ich über Quantencomputer geschrieben habe, war: *Shortcut Through Time* von George Johnson.

Da Geheimcodes und die Geschichte bestimmter echter Kryptoanalytiker in diesem Roman angeschnitten werden, habe ich mich davon auch bei der Gestaltung der Charakternamen inspirieren lassen. Hier nun die Liste:

1.) Champ Pollion kommt von Jean-François Champollion, einem brillanten französischen Linguisten, der entscheidend zur Entzifferung der Kartuschen von Ptolemaios und Kleopatra beigetragen hat. Seine Arbeit befähigte schlussendlich die Gelehrten, die Geschichte der Pharaonen anhand der Texte ihrer Schreiber nachzuverfolgen.

2.) Michael Ventris war der Name eines Mannes, der herausgefunden hat, dass die auf Kreta gefundenen, so genannten Linear-B-Tafeln in Griechisch geschrieben waren.

3.) Alicia Chadwicks Nachname kommt von John Chadwick, dessen Kenntnis des Altgriechischen von großer Bedeutung war, als er und Ventris sich anschickten, die Linear-B-Tafeln zu entziffern. Interessant ist übrigens, dass ihre Ergebnisse ungefähr zur gleichen Zeit veröffentlicht wurden, als der Mount Everest zum ersten Mal bestiegen wurde; deshalb wurde ihre Entdeckung auch »der Everest der Klassischen Archäologie« genannt.

4.) Ian Whitfields Nachname kommt von Whitfield Diffie, der einen bahnbrechenden Code entworfen hat. Dieser Code verwendete einen *asymmetrischen* anstelle eines symmetrischen Schlüssels. Symmetrisch bedeutet in diesem Zusammenhang, dass der Code auf dem gleichen Weg entschlüsselt wird, wie er verschlüsselt wird.

5.) Merkle Hayes' Vorname kommt von Ralph Merkle, der gemeinsam mit Whitfield Diffie und dem Stanford-Professor Martin Hellman am Konzept der Public Cryptography gearbeitet hat.

6.) Len Rivests Nachname bezieht sich auf Ron Rivest, der sich mit Adi Shamir und Leonard Adelman zusammengetan hat, um das RSA-Kryptosystem zu schaffen, das heute weltweit für Public Keys verwendet wird.

7.) Monk Turings Nachname rührt von Alan Turing her, dessen tatsächliche Geschichte im Roman erzählt wird. Charles Babbage und Blaise de Vigenère waren ebenfalls reale Personen. Auch ihre Entdeckungen sind im Roman erklärt.

8.) Die Inspiration für Valerie Messalines Nachname (ein klein wenig anders geschrieben) kam nicht aus der Welt der Kryptografie. Studenten der Geschichtswissenschaft mögen die Relevanz aber wohl erkennen. Ein kleiner Hinweis: Im Gegensatz zum RSA-Kryptosystem, das so brillant asymmetrisch ist, sind Valeries Name und Charakter geradezu wunderbar symmetrisch.

Also, was steckt hinter einem Namen? Bei *Im Takt des Todes* eine ganze Menge.

Die Geschichte von Camp Peary, wie sie im Roman niedergeschrieben ist, basiert auf meinen eigenen Nachforschungen und ist ebenfalls korrekt. Allerdings entspringen die Beschreibungen dessen, was dort vor sich geht, völlig meiner Fantasie. Das ist notwendig, weil zu bezweifeln steht, dass man jemals einen Schriftsteller dort hineinlassen wird, um vor Ort Erkenntnisse zu sammeln. Falls also jemand, der in Camp Peary arbeitet, diesen Roman lesen sollte: Vergessen Sie bitte nicht, dass ich das alles bloß erfunden habe. Die Charaktere, die Dialoge, nichts in dieser Geschichte spiegelt wider, was Sie wirklich dort für Ihr Land tun. Ein außer Kontrolle geratener Agent ist eben genau das. Bei einigen Einheimischen als »der geheime Ort« bekannt, ist es die Sache schon wert, einmal an Camp Peary vorbeizufahren. Nein, Sie können die Anlage nicht besichtigen; die CIA würde Ihnen nicht einmal bestätigen, dass dieser Ort überhaupt existiert.

Die Idee für *Im Takt des Todes* ist mir teilweise gekommen, nachdem ich

über die Beale-Chiffre gelesen habe. Die Beale-Chiffre ist eine der bekanntesten verschlüsselten Botschaften der Welt. Sie enthält einen extrem komplizierten Code, drei Seiten voller Zahlen, und weist angeblich den Weg zu einem gewaltigen Schatz, den Mr. Thomas Jefferson Beale Anfang des 19. Jahrhunderts versteckt hat. Eine Seite der Chiffre ist zumindest angeblich schon vor langer Zeit von einem Freund von Mr. Beale entziffert worden. Diese Seite wurde mit Hilfe der Unabhängigkeitserklärung entschlüsselt, deren Buchstaben man mit den Zahlen in Bezug gesetzt hat. Ein Beispiel: Die dritte Zahl der Chiffre ist 24, was heißt, dass man nun das 24. Wort der Unabhängigkeitserklärung nachschlägt. Dieses Wort ist »another«. Nun nimmt man den ersten Buchstaben dieses Wortes, also »a«, und fügt ihn in den verschlüsselten Text ein, um neue Worte zu bilden.

Die entschlüsselte Seite verrät die ungefähre Lage des Schatzes – irgendwo in Bedford County, Virginia – sowie Art und Umfang desselben – Gold, Silber und ein paar Edelsteine – und dass er in einer Höhle vergraben und in Eisentöpfen verstaut ist. Ausgehend von den heutigen Preisen für Edelmetalle wäre der Schatz mehr als 20 Millionen Dollar wert. Den Wert der Edelsteine kann man unmöglich schätzen. Allerdings steht in dem entzifferten Textteil, dass sie 1821 ca. 13.000 Dollar wert gewesen seien; also sind sie heutzutage vermutlich sehr viel kostbarer.

Das ist doch leicht, werden Sie nun vielleicht sagen. Eine Seite ist entschlüsselt – dann schaffen wir die zwei anderen auch noch. Nur gibt es da ein Problem: Fast jeder Kryptoanalytiker hat mit Hilfe von Supercomputern versucht, die anderen beiden Seiten zu entziffern, und ist gescheitert. Die Schwierigkeit besteht darin, dass die Chiffre mit einem bestimmten Dokument in Verbindung steht, wie zum Beispiel mit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Man muss also wissen, welches Dokument das richtige ist. Und selbst im Jahre 1820 gab es schier unendliche Möglichkeiten, was das angeht. Offensichtliche Kandidaten wie die amerikanische Verfassung und die Magna Charta hat man bereits ausprobiert.

Allerdings wurde auf einer Website behauptet, die Chiffre geknackt zu haben; es werden sogar Fotos der angeblichen Schatzkammer gezeigt. Die Leute, denen die Website gehört, behaupten überdies, die Kammer sei leer gewesen. Vielleicht stimmt das, vielleicht auch nicht.

Die Beale-Chiffre hat solch einen mythischen Status erlangt, dass eine andere Website sogar spezielle Beale-Chiffre-Software anbietet, um den Code zu knacken. Da fragt man sich doch, warum die Hersteller diese Software nicht benutzen, um sich selbst den Schatz zu holen. Aber vermutlich verkaufen sie genug von der Software und sind mit den Einnahmen zufrieden.

Es gibt sogar die so genannte »Beale Chiffre and Treasure Association«. Sie ist in den Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts gegründet worden, um das Interesse an diesem Mysterium zu fördern – nicht dass ohnehin schon genügend Leute daran interessiert gewesen wären. Es heißt, es gebe so gut wie keinen Farmer oder Landbesitzer in Bedford County, Virginia, dessen Grund und Boden nicht schon irgendwann von Schatzjägern umgegraben worden wäre, oft ohne Zustimmung des Eigentümers.

Weiter unten habe ich die drei Seiten der Chiffre für Sie reproduziert, einschließlich des entschlüsselten Textes der ersten Seite. Die zweite Seite mit Zahlen enthüllt angeblich die genaue Lage des Schatzes. Auf der dritten Seite wiederum wird aufgelistet, wer ein Anrecht auf diesen Schatz hat. Ich könnte mir vorstellen, dass so gut wie alle Schatzjäger sich Seite 3 nicht ansehen.

Um mehr Informationen über den geheimnisvollen Mr. Beale und das zu finden, was er angeblich getan hat, empfehle ich: *The Beale Treasure: New History of a Mystery* von Peter Viemeister oder den entsprechenden Eintrag in der Wikipedia. Ein anderes Buch für den aufstrebenden Kryptoanalytiker wäre *The Code Book* von Simon Singh.

Ist das wirklich alles nur eine Ente, wie viele glauben? Es könnte sein. Falls ja, hat jemand sich unglaubliche Mühe gemacht, diesen Streich

durchzuziehen. Nur damit Sie es wissen: Ich selbst habe mehrmals versucht, den Code zu knacken, und ich bin nun wirklich kein Experte. Wenn die Chiffre echt ist, braucht es definitiv mehr als nur einen bescheidenen Schriftsteller, um sie zu entschlüsseln. Ein kleiner Rat für die unter Ihnen, die es nach sofortigem Reichtum gelüftet: Kündigen Sie nicht Ihren Job für die Jagd. Die Chancen, die Beale-Chiffre zu knacken und den Schatz zu finden, sind vermutlich geringer als ein Sechser im Lotto. Und noch ein Rat: Graben Sie nie auf fremdem Land, ohne vorher den Besitzer zu fragen. Sie könnten verklagt oder gar erschossen werden, und keines von beidem ist allzu gesund.

Und was diejenigen unter Ihnen betrifft, die sich trotz aller Widrigkeiten an das wohl härteste Rätsel von allen wagen wollen ... Ich wünsche viel Glück.

Und ich hoffe, Sie hatten Freude an der Rückkehr von Sean King und Michelle Maxwell in *Im Takt des Todes*.

Passen Sie auf sich auf, und lesen Sie weiter.

Mit freundlichen Grüßen

David Baldacci

Die Beale-Chiffre

Seite 1: Lage der Schatzkammer



Seite 3: Namen und Wohnorte von Beales Freunden, Verwandten usw.



Seite 2: Inhalt des Schatzes



Die entzifferte Botschaft von Seite 2 liest sich wie folgt:

Ich habe in Bedford County, etwa vier Meilen von Bedford, in einer Aushöhlung zwei Meter unter der Erdoberfläche, die folgenden Gegenstände deponiert, die jenen Personen gehören, welche in Nummer drei genannt sind: Das erste Depot besteht aus 1014 Pfund Gold und 3812 Pfund Silber, eingelagert im November 1819. Das zweite Depot wurde im Dezember 1821 angelegt und besteht aus 1907 Pfund Gold und 1280 Pfund Silber; zudem Juwelen, erworben in St. Louis im Tausch für Silber, um den Transport zu erleichtern, und auf 13.000 Dollar geschätzt. Obiges ist sicher in eisernen Gefäßen mit Eisendeckeln verpackt. Der Hohlraum ist grob mit Steinen umfasst, und die Gefäße ruhen auf hartem Gestein und sind mit solchem bedeckt. Papier Nummer eins beschreibt die genaue Lage des Hohlraums, sodass es nicht schwierig sein dürfte, ihn zu finden.

Diesen Teil der Chiffre kann man mit jeder Kopie der

Unabhängigkeitserklärung entschlüsseln; lediglich die Schreibweise muss man ein wenig anpassen.

Danksagungen

Für Michelle, der glücklichen 13! Was für eine Fahrt bis jetzt.

Für Frances Jalet-Miller und ihr neuerliches hervorragendes Lektorat.
Ich bin froh, dass wir wieder ein Team sind.

Für Jaime Levine für ihre hilfreichen Kommentare.

Für Aaron Priest, Lucy Childs, Lisa Vance Erbach und Nicole Kenealy,
für alles, was ihr jeden Tag für mich tut. Und für Abner Stein, der auf der
anderen Seite des Atlantiks einen großartigen Job für mich macht.

Für David Young, Jamie Raab, Emi Battaglia und Jennifer Romanello
von der Hachette Book Group USA, für all ihre Unterstützung und
Freundschaft.

Für David North, Maria Rejt und Katie James für ihre Ideen und
Unterstützung von jenseits des Großen Teichs.

Für Patty und Tom Maciag, weil sie großartige Freunde sind.

Für Karen Spiegel und Lucy Stille, die Hollywood wieder bequatscht
haben.

Für Spencer, der mir mit seinem musikalischen Talent bei der
Geschichte geholfen hat. Und für Collin, der mir Tag für Tag zeigt,
welche Power Schnellfeuerdialoge haben.

Für Alli und Anshu Guleria, David und Catherine Broome und Bob und
Marilyn Schule, weil sie immer für uns da waren. Ein besonderer Dank
geht an Alli für das indische Material und an Bob für seine durchdachten
Kommentare.

Für Neal Schiff, der mir geholfen hat, an die Orte zu gelangen, an die ich

gehen musste.

Für Deborah und Lynette, die wahren Chefs des »Unternehmens«.

